



DIE BESTIMMUNG

cbt

VERONICA ROTH





© Nelson Fitch

DIE AUTORIN

Veronica Roth lebt in Chicago und studierte an der dortigen Northwestern University Creative Writing. Im Alter von nur 20 Jahren schrieb sie während ihres Studiums den Roman, der später »Die Bestimmung« wurde und den Auftakt zu ihrer internationalen Bestseller-Trilogie macht. Nun erobert ihr Buchhit auch die Leinwand. In der Verfilmung des preisgekrönten ersten Romans begeistern die Nachwuchsstars Shailene Woodley als die tapfere junge Heldin Tris und Theo James als deren große Liebe Four.

Veronica Roth

Die Bestimmung

Aus dem Amerikanischen von Petra Koob-Pawis





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

1. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch Oktober 2014

© 2011 by Veronica Roth

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Divergent« bei Katherine Tegen Books, an imprint of Harper Collins Children's Books, New York

© 2012 für die deutschsprachige Ausgabe

cbt Verlag, in der

Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück, Garbsen 30287 Garbsen.

Übersetzung: Petra Koob-Pawis

Umschlagmotiv: Jacket art™ & © Veronica Roth, Jacket art and design by Joel Tippie;

Stadt: Gettyimages/David Schalliol

Umschlagkonzeption: basic-book-design,

Karl Müller-Bussdorf

MG · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

ISBN: 978-3-641-07502-6

V003

www.cbt-buecher.de

Für meine Mutter, die mir jenen Augenblick schenkte,
in dem Beatrice erkennt, wie stark ihre Mutter ist,
und sich zugleich verwundert fragt,
warum ihr das so lange verborgen blieb.

I. Kapitel

In unserem Haus gibt es nur einen einzigen Spiegel. Er befindet sich hinter einer Schiebetür im Flur des oberen Stockwerks. Meine Fraktion gestattet es mir, jeweils am zweiten Tag eines jeden dritten Monats davorzustehen, immer dann, wenn meine Mutter mir die Haare schneidet.

Ich sitze auf dem Stuhl, meine Mutter steht mit der Schere hinter mir, meine Haare fallen als matter blonder Kreis um mich herum auf den Boden. Als sie fertig ist, streicht sie meine Haare nach hinten und bindet sie zu einem Knoten. Ich bemerke, wie ruhig und konzentriert sie ist. Meine Mutter beherrscht die Kunst, sich selbst zu verleugnen. Von mir kann ich das nicht behaupten.

Als sie gerade mal nicht hinsieht, wage ich einen verstohlenen Blick auf mein Spiegelbild – nicht aus Eitelkeit, sondern aus Neugier. Innerhalb von drei Monaten kann man sich ziemlich verändern. Ein schmales Gesicht, große, runde Augen und eine lange, dünne Nase ... ich sehe immer noch aus wie ein kleines Mädchen, dabei bin ich irgendwann in den letzten Monaten sechzehn geworden. Die anderen Fraktionen feiern Geburtstage, wir nicht. Das wäre selbstsüchtig.

»Fertig«, sagt Mutter, als der Knoten sitzt. Unsere Blicke treffen sich im Spiegel. Zum Wegschauen ist es zu spät, aber statt mit mir zu schimpfen, lächelt sie mein Spiegelbild an und ich antworte ihr mit einem Stirnrunzeln. Wieso tadelt sie mich nicht?

»Heute ist also der große Tag«, sagt sie.

»Ja.«

»Bist du aufgeregt?«

Ich schaue mir selbst im Spiegel in die Augen. Heute findet der Eignungstest statt. Er wird Klarheit schaffen, zu welcher der fünf Fraktionen ich gehöre. Und morgen, bei der Zeremonie der Bestimmung, werde ich mich bewusst für eine

dieser fünf Fraktionen entscheiden. Es wird eine Entscheidung fürs Leben sein. Ich werde wählen, ob ich bei meiner Familie bleibe oder ob ich sie für immer verlasse.

»Nein«, sage ich, »der Test darf unsere Entscheidung schließlich nicht beeinflussen.«

»Das stimmt«, erwidert meine Mutter lächelnd. »Und jetzt lass uns frühstücken.«

»Danke, dass du mir die Haare geschnitten hast.«

Sie küsst mich auf die Wange und zieht die Schiebetür vor den Spiegel. Wenn sie in einer anderen Welt lebte, würde man meine Mutter als hübsch bezeichnen. Unter ihrer grauen Kleidung ist sie schlank, ihre Wangenknochen sind hoch und ihre Wimpern lang, und wenn sie nachts ihr Haar offen trägt, fällt es lockig über die Schultern. Aber bei den Altruan, der Fraktion der Selbstlosen, die Entsagung geschworen hat, ist sie gezwungen, ihre Schönheit zu verstecken.

Gemeinsam gehen wir in die Küche. An einem Morgen wie diesem, wenn mein Bruder das Frühstück zubereitet, mein Vater mir beim Zeitunglesen geistesabwesend übers Haar streicht und meine Mutter beim Geschirrabräumen leise vor sich hin summt – an einem Morgen wie diesem fühle ich mich ganz besonders schuldig, dass ich vorhabe, sie im Stich zu lassen.

Im Bus stinkt es nach Abgasen. Ich halte mich an meinem Sitz fest, trotzdem werde ich jedes Mal, wenn wir über unebenes Pflaster fahren, von einer Seite auf die andere geschleudert.

Caleb, mein älterer Bruder, steht im Gang und klammert sich an die Haltestange an der Decke. Wir sehen uns überhaupt nicht ähnlich. Er hat das dunkle Haar und die Hakennase meines Vaters geerbt und die grünen Augen und Wangengrübchen meiner Mutter. Früher sah er damit etwas seltsam aus, aber jetzt steht es ihm gut. Wenn er kein Altruan wäre, würden ihn sämtliche Mädchen der Schule anhimmeln.

Auch den Hang zur Selbstlosigkeit hat er von meiner Mutter geerbt. Seinen Sitzplatz hat er freiwillig einem Candor angeboten. Der Mann trägt einen schwarzen Anzug und eine weiße Krawatte – wie alle Candor. Die Fraktion der Freimütigen schätzt Ehrlichkeit über alles. Die Wahrheit ist für sie schwarzweiß, deshalb kleiden sie sich auch so.

Die Häuser rücken näher aneinander und die Straßen sind nicht mehr ganz so holprig, je mehr wir uns dem Stadtzentrum nähern. Das Gebäude, das früher *Sears Tower* hieß und das wir jetzt einfach *Zentrale* nennen, ragt als schwarzer Pfeiler am Horizont aus dem Dunst empor. Die Busse fahren unter den höher gelegenen Bahngleisen hindurch. Ich bin noch nie Zug gefahren, obwohl sie ständig in Betrieb sind und überall Gleise verlaufen. Einzig die Ferox fahren Zug.

Vor fünf Jahren haben freiwillige Bauarbeiter der Altruan einige Straßen neu geteert. Sie fingen in der Stadtmitte an und arbeiteten sich in die Außenbezirke vor, bis ihnen schließlich das Material ausging. Dort, wo ich wohne, sind die Wege immer noch rissig und geflickt und es ist gefährlich, sie zu benutzen. Aber wir haben ja ohnehin kein Auto.

Der Bus rattert und ruckelt die Straße entlang, doch die Miene meines Bruders bleibt sanft und gelassen. Der Ärmel seiner grauen Jacke rutscht zurück, als Caleb nach einer Stange greift, um sich festzuhalten. Unaufhörlich lässt er seinen Blick umherschweifen; er beobachtet die Menschen um uns herum, konzentriert sich ganz auf sie, um sich nicht nur mit sich selbst zu beschäftigen. Einem Candor geht Aufrichtigkeit über alles, für einen Altruan steht Selbstlosigkeit an erster Stelle.

Der Bus hält vor der Schule. Ich springe auf und zwänge mich an dem Candor-Mann vorbei. Dabei stolpere ich über seine Füße und kann mich gerade noch an Caleb festhalten. Meine weit geschnittene Hose ist viel zu lang, und besonders graziös war ich noch nie.

Alle Schüler der Stadt sind getrennt nach Unterstufe, Mittelstufe und

Oberstufe untergebracht. Unser Oberstufengebäude ist das älteste der drei Schulhäuser. Wie alle anderen Gebäude besteht es ganz aus Glas und Stahl. Vor dem Eingang steht eine hohe Metallsulptur, auf der die Ferox nach Schulschluss herumklettern, wobei sie sich gegenseitig anstacheln, noch ein Stück höher zu steigen. Im letzten Jahr war ich dabei, wie ein Mädchen abgestürzt ist und sich das Bein gebrochen hat. Ich war diejenige, die sofort losgelaufen ist, um eine Sanitäterin zu holen.

»Heute ist also der Eignungstest«, sage ich laut. Caleb ist nur ein knappes Jahr älter als ich, deshalb sind wir im selben Jahrgang.

Er nickt, während wir durch die Eingangstür gehen. Sofort sind meine Muskeln bis zum Zerreißen gespannt. Alle Sechzehnjährigen wirken heute irgendwie gierig, so als wollten sie diesen Tag in sich aufsaugen. Wahrscheinlich werden wir nach der Zeremonie der Bestimmung nie wieder durch diese Gänge laufen, denn sobald wir uns für eine Fraktion entschieden haben, übernimmt diese Fraktion unsere weitere Ausbildung.

Die Schulstunden dauern heute nur halb so lange wie sonst, sodass wir ein letztes Mal alle Fächer haben, bevor nach dem Mittagessen die Tests stattfinden. Bei dem Gedanken daran beschleunigt sich mein Puls.

»Du machst dir doch keine Sorgen über dein Ergebnis, oder?«, frage ich Caleb.

An der Weggabelung bleiben wir stehen. Caleb wird in die eine Richtung gehen, zum Mathekurs, und ich in die andere, zur Geschichte der Fraktionen.

Er zieht eine Augenbraue hoch. »Du etwa?«

Ich könnte ihm jetzt antworten, dass ich mich schon seit Wochen nervös frage, zu welcher Fraktion ich am besten passen werde – zu den Altruan, den Candor, den Ken, den Amite oder den Ferox? Stattdessen lächle ich und sage: »Nein, eigentlich nicht.«

Auch Caleb lächelt. »Okay ... dann mach's mal gut.«

Nervös auf meiner Unterlippe kauend, trotte ich weiter. Meine Frage hat Caleb nicht beantwortet.

Die Flure sind voller Menschen, aber das Licht, das durch die Fenster fällt, erzeugt den Eindruck von Weite und Raum. Es ist einer der wenigen Orte, an denen Gleichaltrige der verschiedenen Fraktionen aufeinandertreffen. Heute ist die Atmosphäre besonders energiegeladen, eine Art Jahresschluss-Hysterie liegt in der Luft.

Ein Mädchen mit langen Lockenhaaren, das an mir vorbeigeht, ruft laut: »Hey!«, und winkt einem Freund zu, der in einiger Entfernung steht. Irgendjemandes Jackenärmel streift meine Wange. Dann schubst mich ein Junge, er trägt den blauen Pullover der Ken. Ich verliere das Gleichgewicht und falle der Länge nach hin.

»Aus dem Weg, Stiff«, schnauzt er mich an und läuft weiter.

Mit rotem Gesicht stehe ich auf und klopfe mir den Staub von den Kleidern. Einige Schüler sind stehen geblieben, aber geholfen hat mir keiner. Sie glotzen mir bis zum Ende des Gangs nach. Seit Monaten passiert das den Mitgliedern meiner Fraktion. Genauer gesagt, seit die Ken fiese Gerüchte über die Altruan verbreiten. Gerüchte, die sich auf unseren Umgang miteinander in der Schule auswirken. Meine graue Kleidung, der schlichte Haarschnitt, ein bescheidenes Auftreten – das alles soll es mir erleichtern, nicht an mich selbst zu denken. Und auch die anderen sollen nicht an mich denken. Aber genau dadurch werde ich zur Zielscheibe für sie.

Ich bleibe am Fenster des E-Korridors stehen und warte darauf, dass die Ferox auftauchen. Jeden Morgen mache ich das so. Exakt um 7:25 Uhr beweisen die Mitglieder dieser Fraktion ihren Mut, indem sie aus dem fahrenden Zug springen. Mein Vater nennt die Ferox »wilde Teufel«. Sie haben Piercings, Tattoos und tragen Schwarz. Ihre wichtigste Aufgabe ist es, den Zaun zu bewachen, der unsere Stadt umgibt. Wozu dieser Zaun dient, ist mir allerdings nicht wirklich klar.

Eigentlich müsste ich mich über die Ferox wundern. Eigentlich müsste ich mich fragen, was um alles in der Welt Metallringe in der Nase mit Mut – der

Tugend, die sie über alles schätzen – zu tun haben. Stattdessen gaffe ich sie an, sobald ich auch nur einen von ihnen sehe.

Das pfeifende Geräusch des Zugs schwingt in mir weiter. Der Scheinwerfer an der Lok blinkt, während der Zug kreischend an uns vorbeirattert. Aus den letzten Waggonen springt eine Horde dunkel gekleideter Jugendlicher, einige lassen sich zu Boden fallen und rollen sich ab, andere laufen stolpernd ein paar Schritte, bis sie ihr Gleichgewicht wiederfinden. Einer der Jungs legt den Arm um ein Mädchen und lacht.

Es ist kindisch, ihnen dabei zuzusehen. Entschlossen kehre ich dem Fenster den Rücken zu und dränge mich durch die wartenden Schüler in den Klassenraum, wo die Geschichte der Fraktionen auf mich wartet.

2. Kapitel

Nach dem Mittagessen beginnen die Tests. Wir sitzen an langen Tischen in der Cafeteria, und die Prüfer rufen nacheinander zehn Namen auf, einen Namen für jedes Prüfungszimmer. Ich sitze neben Caleb, mir gegenüber ist Susan, unsere Nachbarin.

Susans Vater hat ein Auto, weil er quer durch die Stadt fahren muss, um zu seiner Arbeitsstelle zu gelangen. Er bringt seine Kinder, Susan und Robert, jeden Tag zur Schule und hat auch uns angeboten, uns mitzunehmen. Caleb jedoch meinte, dass wir lieber etwas später aus dem Haus gingen und ihm keine Unannehmlichkeiten bereiten wollten.

Natürlich nicht.

Die meisten Prüfer sind Freiwillige der Altruan, aber in einem Prüfungszimmer sitzt ein Ken und in einem anderen ein Ferox, um die Kandidaten unserer Fraktion zu testen. Die Regeln verbieten es, von seinesgleichen geprüft zu werden. Die Regeln verbieten es auch, sich auf den Test vorzubereiten, weshalb ich nicht genau weiß, was mich erwartet.

Mein Blick wandert von Susan zu den Tischen, an denen die Ferox sitzen. Sie lachen, unterhalten sich laut und spielen Karten. An einer anderen Tischgruppe sitzen die Ken und sprechen über Bücher und Zeitungen, wie immer unersättlich in ihrem Wissensdurst. Gelb und rot gekleidete Amite-Mädchen sitzen auf dem Fußboden der Cafeteria, spielen ein Klatschspiel und sagen dazu Reime auf. Immer wieder brechen sie in fröhliches Gelächter aus, wenn eine von ihnen ausscheidet und sich in die Mitte des Kreises setzen muss. Am Tisch neben ihnen gestikulieren einige Candor. Sie scheinen lebhaft über etwas zu streiten, aber es ist wohl nichts Ernstes, denn sie lächeln dabei.

Nur wir Altruan sitzen da und warten still. Das Bestreben unserer Fraktion ist es, Müßiggang und Eigensucht auszumerzen. Ich bezweifle, dass alle Ken ständig

nur lernen oder dass alle Candor andauernd diskutieren wollen, aber sie können sich ebenso wenig wie ich über die Grundsätze ihrer Fraktionen hinwegsetzen.

Als die nächste Gruppe aufgerufen wird, ist auch Caleb dabei. Er geht zum Ausgang. Ich muss ihm weder Glück wünschen, noch muss ich ihm versichern, dass er nicht aufgeregt sein soll. Er weiß genau, wohin er gehört. Ich schätze, er wusste das schon immer.

In einer meiner frühesten Kindheitserinnerungen ist Caleb gerade mal vier Jahre alt. Damals schimpfte er mit mir, weil ich auf dem Spielplatz mein Hüpfseil nicht einem kleinen Mädchen geben wollte, das nichts zum Spielen hatte. Inzwischen belehrt er mich nicht mehr so oft, aber seinen missbilligenden Blick von damals habe ich bis heute nicht vergessen.

Ich habe ihm schon oft zu erklären versucht, dass ich anders bin als er – es wäre mir zum Beispiel nicht im Traum eingefallen, meinen Platz im Bus einem Candor anzubieten –, aber er kapiert es nicht. »Tu einfach, was man von dir erwartet«, sagt er immer. So einfach ist das für ihn. Wenn es das für mich auch nur wäre.

Mein Magen rebelliert. Ich kneife die Augen zu und öffne sie nicht mehr, bis Caleb zehn Minuten später wiederkommt und sich hinsetzt.

Mein Bruder ist kalkweiß im Gesicht. Er reibt die Handflächen an den Beinen, wie ich es immer tue, wenn ich mir den Schweiß abwische, und als er damit aufhört, bemerke ich, dass seine Finger zittern. Ich mache den Mund auf, will etwas fragen, bringe aber kein Wort heraus. Ich darf ihn nicht nach dem Ergebnis fragen und er darf es mir nicht sagen.

Die nächsten Namen werden aufgerufen. Zwei Ferox, zwei Ken, zwei Amite und dann: »Von den Altruan: Susan Black und Beatrice Prior.«

Ich stehe auf, weil ich aufstehen muss, aber wenn es nach mir ginge, würde ich bis in alle Ewigkeit sitzen bleiben. Ich fühle mich, als hätte ich einen Ballon in der Brust, der immer größer wird und mich von innen her zerreißt. Ich folge Susan zum Ausgang. Die Leute, an denen wir vorbeigehen, können uns

wahrscheinlich nicht auseinanderhalten. Wir sind gleich gekleidet, wir tragen unsere blonden Haare auf die gleiche Weise. Der einzige Unterschied zwischen uns beiden ist vermutlich der, dass Susan wohl nicht kotzübel ist, und soweit ich sehe, zittern auch ihre Hände nicht so sehr, dass sie sich am Saum ihres Oberteils festhalten muss, damit das nicht auffällt.

Hinter der Cafeteria reihen sich zehn Räume aneinander. Ich war noch in keinem von ihnen, sie werden nur für die Eignungstests genutzt. Anders als die meisten Schulräume sind die Trennwände zwischen ihnen nicht aus Glas, sondern sie werden durch Spiegel abgetrennt. Ich sehe mich darin blass und ängstlich auf eine der Türen zugehen. Susan lächelt nervös und betritt Raum fünf. Ich gehe in die Nummer sechs, wo bereits eine Ferox auf mich wartet.

Sie blickt nicht ganz so streng wie die jungen Mädchen ihrer Fraktion, die ich bisher kennengelernt habe. Sie hat schräg stehende, dunkle Augen und trägt einen schwarzen Männerblazer und Jeans. Als sie sich umdreht und die Tür schließt, fällt mir das Tattoo auf ihrem Nacken auf. Es ist ein schwarz-weißer Falke mit rotem Auge. Wenn mein Herz nicht gerade im Hals feststeckte, würde ich sie fragen, was der Vogel zu bedeuten hat. Irgendeine Bedeutung muss er ja haben.

Überall an den Wänden sind Spiegel. Ich kann mich von allen Seiten betrachten – meinen Rücken, meine graue Kleidung, meinen langen Hals, meine Hände mit den vorstehenden Knöcheln, die immer rot hervortreten, wenn ich aufgeregt bin. Von der Zimmerdecke strahlt helles Licht und in der Mitte des Raums steht ein Liegesessel wie bei einem Zahnarzt, daneben befindet sich ein Apparat. Es sieht aus wie ein Ort, an dem sich schreckliche Dinge ereignen können.

»Keine Sorge«, sagt die Frau, »es tut nicht weh.«

Ihr Haar ist schwarz und glatt gekämmt, aber das grelle Licht offenbart auch ein paar graue Strähnen.

»Setz dich und mach es dir bequem«, sagt sie. »Ich heiße Tori.«

Unbeholfen setze ich mich auf den Stuhl und lehne mich zurück, mein Kopf sinkt in die Kopfstütze. Das Licht blendet mich. Tori macht sich an dem Apparat rechts neben mir zu schaffen. Ich versuche, mich auf sie zu konzentrieren und die Drähte und Kabel zu ignorieren.

»Was hat der Falke zu bedeuten?«, platzt es aus mir heraus, als sie eine Elektrode an meine Stirn klebt.

»Ist Neugier bei den Altruan nicht verboten?«, erwidert sie mit hochgezogenen Augenbrauen.

Bei ihren Worten läuft es mir kalt den Rücken hinunter. Meine Neugier ist ein Laster, ein Verrat an den Werten unserer Fraktion.

Leise vor sich hin summend, drückt sie mir eine zweite Elektrode auf die Stirn. »In manchen Gegenden der alten Welt war der Falke das Symbol der Sonne«, erklärt sie. »Als ich mir das Tattoo machen ließ, glaubte ich, wenn ich immer die Sonne bei mir trüge, würde ich mich nie vor der Dunkelheit fürchten.«

Ich will ihr nicht noch eine Frage stellen, aber dann tue ich es doch. »Hast du Angst vor der Dunkelheit?«

»Ich *hatte* Angst vor der Dunkelheit«, verbessert sie mich. Dann klebt sie eine Elektrode an die eigene Stirn und verbindet sie mit einem Kabel. Achselzuckend sagte sie: »Mittlerweile erinnert mich der Falke daran, dass ich meine Angst davor überwunden habe.«

Sie stellt sich hinter mich. Ich klammere mich so fest an die Armlehnen, dass meine Knöchel weiß anlaufen. Sie nimmt mehrere Kabel, befestigt sie zuerst an mir, dann an sich selbst und an dem Apparat. Sie reicht mir ein Fläschchen mit einer klaren Flüssigkeit.

»Trink«, fordert sie mich auf.

»Was ist das?« Ich schlucke schwer, meine Kehle ist wie zugeschnürt. »Und was passiert dann?«

»Das darf ich dir nicht sagen. Vertrau mir einfach.«

Ich atme tief aus, dann kippe ich den Inhalt des Fläschchens in meinen Mund.

Sofort fallen mir die Augen zu.

Als ich die Augen wieder aufschlage, ist nur ein Moment vergangen, aber ich bin an einem anderen Ort. Ich stehe wieder in der Schulcafeteria. Ich bin allein, die vielen langen Tische sind leer. Durch die Glaswände sehe ich, dass es schneit. Vor mir auf dem Tisch stehen zwei Körbe. In dem einen liegt ein Stück Käse, in dem anderen ein Messer, so lang wie mein Unterarm.

Eine Frauenstimme hinter mir fordert mich auf: »Wähle.«

»Warum?«, frage ich.

»Wähle«, wiederholt sie.

Ich blicke über meine Schulter, aber da ist niemand. Ich drehe mich wieder um. »Wozu ist das gut?«

»Wähle!«, schreit sie.

Als sie mich anbrüllt, verschwindet schlagartig die Angst, stattdessen gewinnt meine Sturheit die Oberhand. Störrisch verschränke ich die Arme vor der Brust.

»Wie du willst«, sagt die Stimme.

Plötzlich sind die Körbe verschwunden. Ich höre eine Tür in den Angeln quietschen und drehe mich zur Seite, um zu sehen, wer gekommen ist. Es ist kein *Wer*, sondern ein *Was*. Ein paar Schritte von mir entfernt steht ein Hund mit einer spitzen Schnauze. Geduckt kommt er auf mich zu und fletscht die weißen Zähne. Er stößt ein tiefes, bedrohliches Knurren aus, und da wird mir klar, wozu der Käse gut gewesen wäre. Oder das Messer. Aber jetzt ist es zu spät.

Ich überlege, ob ich weglaufen soll. Zwecklos, der Hund ist garantiert schneller als ich. Das Tier niederzuringen, brauche ich erst gar nicht zu versuchen. Mein Kopf dröhnt. Ich muss eine Entscheidung treffen. Wenn ich über einen Tisch springe und ihn dann wie einen Schild vor mich halte ... Nein, ich bin zu klein, um über die Tische zu springen, und ich bin auch nicht stark genug, um einen davon umzuwerfen.

Der Hund knurrt, und ich spüre, wie mein Kopf davon vibriert.

In meinem Biologiebuch steht, dass Hunde Angst riechen können, weil die

menschlichen Drüsen unter Stress den gleichen Stoff absondern wie Beutetiere. Und wenn Hunde Angst riechen, greifen sie an.

Der Hund kommt langsam näher, seine Krallen scharren auf dem Fußboden.

Ich kann weder weglaufen noch kämpfen. Ich rieche den stinkenden Atem des Hundes und versuche, nicht daran zu denken, was er wohl gerade gefressen haben mag. In seinen Augen ist nichts Weißes, nur ein schwarzes Funkeln.

Was weiß ich sonst noch über Hunde? Man sollte ihnen nicht in die Augen schauen, das verstehen sie als Akt der Feindseligkeit. Als Kind habe ich meinen Vater angebettelt, mir einen Hund zu schenken, aber jetzt, wo ich auf die Pfoten starre, weiß ich nicht mehr, warum. Der Hund kommt knurrend näher. Wenn es ein feindseliges Verhalten ist, ihm in die Augen zu schauen, was ist dann ein Zeichen der Unterwerfung?

Mein Atem geht keuchend, aber gleichmäßig. Es graut mir davor, mich vor dem Hund auf den Boden zu legen – dann ist mein Gesicht auf gleicher Höhe mit seinen fletschenden Zähnen –, aber es ist das einzig Vernünftige. Also strecke ich mich lang aus und stütze mich auf die Ellenbogen. Der Hund kommt näher, ich spüre seinen warmen Atem in meinem Gesicht. Meine Arme fangen an zu zittern.

Er bellt in mein Ohr, und ich beiße die Zähne zusammen, damit ich nicht losschreie.

Etwas Raues, Nasses berührt meine Wange. Der Hund hat zu knurren aufgehört, und als ich den Kopf hebe und ihn anblicke, hechelt er. Er hat mir übers Gesicht geleckt! Verblüfft richte ich mich auf und kauere mich auf die Fersen. Der Hund stellt seine Vorderpfoten auf meine Knie und schlabbert an meinem Kinn. Zuerst zucke ich zurück, doch dann wische ich die Spucke ab und lache. »So eine gefährliche Bestie bist du ja gar nicht, was?«

Langsam stehe ich wieder auf, um den Hund nicht zu erschrecken, aber das Tier scheint wie verwandelt. Ich strecke die Hand nach ihm aus, vorsichtig, damit ich sie notfalls schnell wieder zurückziehen kann. Der Hund stupst sie mit

der Schnauze an. Ich bin froh, dass ich das Messer nicht genommen habe.

Ich muss blinzeln, und als ich die Augen wieder öffne, steht ein weiß gekleidetes kleines Mädchen vor mir. Es breitet die Arme aus und ruft: »Hündchen!«

Das Kind läuft auf den Hund zu. Ich will die Kleine warnen, aber es ist schon zu spät. Der Hund macht einen Satz und dreht sich um. Er knurrt nicht mehr, sondern bellt und fletscht die Zähne und schnappt. Seine Muskeln sind bis zum Äußersten gespannt, gleich wird er losspringen. Ohne lange nachzudenken, werfe ich mich auf den Hund und klammere mich an seinen Hals ...

Ich schlage mit dem Kopf auf dem Boden auf. Der Hund ist verschwunden, ebenso das kleine Mädchen. Ich bin allein – in einem völlig leeren Prüfungszimmer. Langsam stehe ich auf und drehe mich im Kreis. In keinem der Spiegel kann ich mich sehen. Ich stoße die Tür auf und gehe auf den Flur, aber der Flur ist nicht mehr der Flur – es ist jetzt ein Autobus, und alle Plätze sind besetzt.

Ich stehe im Mittelgang und halte mich an einer Stange fest. Neben mir sitzt ein Mann mit einer Zeitung. Sein Gesicht hinter der Zeitung kann ich nicht sehen, wohl aber seine Hände. Sie sind vernarbt, es scheinen Brandwunden zu sein, und er umklammert das Papier, als würde er es am liebsten zerknüllen.

»Kennst du diesen Kerl?«, fragt er mich plötzlich. Er tippt auf das Bild auf dem Titelblatt. Die Schlagzeile lautet: »Brutaler Mörder endlich gefasst!«

Ich starre auf das Wort »Mörder«. Es ist schon sehr lange her, seit ich dieses Wort irgendwo gelesen habe, und allein vom Hinschauen gruselt es mich.

Das Bild unter der Überschrift zeigt einen jungen Mann mit Bart und unauffälligen Gesichtszügen. Mir kommt es vor, als würde ich ihn kennen, ich weiß nur nicht, woher. Aber irgendwie bin ich mir sicher, dass es keine gute Idee wäre, dies dem Mann mitzuteilen.

»Also?«, blafft er mich an. »Kennst du ihn?«

Keine gute Idee – nein, ganz und gar keine gute Idee. Mein Herz schlägt bis

zum Hals. Ich klammere mich an der Stange fest, damit meine zitternden Hände mich nicht verraten. Wenn ich dem Fremden sage, dass ich den Mann aus der Zeitung kenne, wird mir etwas Entsetzliches zustoßen, das weiß ich. Ich muss ihn davon überzeugen, dass ich den Kerl nicht kenne. Ich könnte mich räuspern und mit den Schultern zucken – aber das wäre so gut wie gelogen.

Ich räuspere mich.

»Kennst du ihn?«, wiederholt der Fremde.

Ich zucke mit den Schultern und gebe keine Antwort.

»Ja oder nein?«

Ich kriege eine Gänsehaut, dabei ist meine Angst völlig unbegründet. Das hier ist nur ein Test, keine Wirklichkeit. »Keine Ahnung«, sage ich möglichst wegwerfend. »Woher soll ich wissen, wer das ist?«

Der Fremde steht auf und endlich sehe ich auch sein Gesicht. Er trägt eine dunkle Sonnenbrille, sein Mund ist verzerrt und seine Wangen sind genauso schlimm vernarbt wie seine Hände. Er beugt sich zu mir. Sein Atem riecht nach Zigarettenrauch. *Es ist nur ein Test*, rufe ich mir ins Gedächtnis. *Nur ein Test*.

»Du lügst«, sagt er. »Du *lügst!*«

»Tue ich nicht.«

»Deine Augen verraten dich.«

Ich straffe meinen Körper. »Tun sie nicht.«

»Wenn du ihn kennst«, sagt er leise, »dann könntest du mich retten. Du könntest mich *retten!*«

Ich kneife die Augen zusammen. »Tja«, sage ich entschlossen. »Ich kenne ihn aber nicht.«

3. Kapitel

Ich wache auf. Meine Hände sind feucht und ich habe ein schlechtes Gewissen. Ich liege auf dem Stuhl in dem Zimmer mit den Spiegeln. Als ich mich zur Seite drehe, sehe ich Tori hinter mir. Mit zusammengepressten Lippen entfernt sie die Elektroden von meinem Kopf. Ich warte darauf, dass sie etwas über den Test sagt – dass er jetzt vorbei ist, dass ich mich gut geschlagen habe, wie sollte man das auch nicht, es war ja alles nur Einbildung –, aber sie sagt kein Wort, sondern nimmt stumm die Kabel weg.

Nervös setze ich mich auf und wische die Hände an meiner Hose ab. Ich muss etwas falsch gemacht haben. Hat Tori deshalb diesen seltsamen Blick – weil sie nicht weiß, wie sie mir beibringen soll, dass ich eine Niete bin? Ich wünschte, sie würde irgendetwas sagen.

»Das war wirklich erstaunlich«, sagt sie schließlich. »Entschuldige mich einen Moment, ich bin gleich wieder da.«

Erstaunlich?

Ich ziehe die Knie hoch und presse mein Gesicht dagegen. Am liebsten würde ich weinen, Tränen wären jetzt eine echte Erleichterung, aber ich kann nicht. Wie kann man in einer Prüfung versagen, auf die man sich nicht einmal vorbereiten darf?

Je mehr Zeit verstreicht, desto unruhiger werde ich. Alle paar Augenblicke muss ich mir die schweißnassen Hände abwischen – aber vielleicht tue ich das auch nur, um mich zu beruhigen. Und wenn sie mir nun sagt, dass ich für keine der Fraktionen infrage komme? Dann muss ich auf der Straße leben, bei den Fraktionslosen. Das schaffe ich nicht. Fraktionslos zu sein bedeutet nicht nur, ein Leben in Armut und Elend zu führen, es bedeutet auch ein Leben abseits der Gesellschaft, ohne das Wichtigste im Leben: die Gemeinschaft mit anderen.

Meine Mutter hat es mir genau erklärt. Wir können nicht alleine überleben,

und selbst wenn wir es könnten, wir würden es nicht wollen. Ohne eine Fraktion hat unser Leben keinen Sinn und Zweck.

Energisch schüttle ich den Kopf. An so etwas darf ich nicht denken! Jetzt bloß nicht die Nerven verlieren.

Endlich öffnet sich die Tür und Tori kommt zurück. Nervös umklammere ich die Stuhllehne.

»Es tut mir leid, falls dich das, was ich dir jetzt sage, erschreckt«, fängt sie an und stellt sich neben mich, die Hände in die Taschen vergraben. Sie ist blass und wirkt angespannt.

»Beatrice, deine Ergebnisse waren nicht eindeutig«, verkündet sie. »Normalerweise kann man bei jeder Testphase eine oder mehrere Fraktionen ausschließen, aber bei dir war das lediglich bei zweien der Fall.«

»Nur zwei?«, frage ich verdattert. Meine Kehle ist so eng, dass ich kaum sprechen kann.

»Wenn du einen spontanen Widerwillen gegen das Messer gezeigt und stattdessen den Käse gewählt hättest, dann hätte dich die Simulation in ein anderes Szenario geführt, das deine Eignung für Amite unter Beweis gestellt hätte. Aber das ist nicht geschehen, weswegen diese Fraktion für dich nicht infrage kommt.« Sie hält inne und reibt sich nachdenklich den Nacken. »Für gewöhnlich verläuft die Simulation eindeutig, am Schluss bleibt eine Fraktion übrig, alle anderen scheiden nacheinander aus. Aber dein Verhalten ließ es nicht zu, auch nur eine der übrigen Fraktionen auszuschließen. Deshalb musste ich die Simulation verändern und dich in den Bus setzen. Erst da hat deine hartnäckige Unehrllichkeit Candor ausgeschlossen.« Sie zieht eine Grimasse. »Keine Sorge, in dieser Situation sagt wirklich nur ein Candor die Wahrheit.«

Ein Zentnerstein fällt mir vom Herzen. Vielleicht bin ich doch keine Niete.

»Genau genommen stimmt das nicht ganz«, korrigiert sie sich. »Kandidaten, die in dieser Situation die Wahrheit sagen, gehören zu Candor ... oder Altruan. Und genau das ist das Problem.«

Ich starre sie mit offenem Mund an und versuche zu verstehen, was sie sagt.

»Einerseits hast du dich lieber auf den Hund geworfen, als mit anzusehen, wie er das kleine Mädchen attackiert, was typisch ist für eine Altruan. Andererseits hast du dich standhaft geweigert, dem Mann im Bus die Wahrheit zu sagen, selbst als er dir erklärt hat, dass die Wahrheit ihn retten könnte. Das ist überhaupt kein selbstloses Verhalten.« Sie seufzt. »Dass du nicht vor dem Hund davongelaufen bist, deutet auf Ferox hin, aber auch das Messer ist ein Zeichen der Ferox, und das wolltest du partout nicht nehmen.«

Sie räuspert sich, dann fährt sie fort. »Dein kluges Verhalten dem Hund gegenüber zeigt eine Neigung zu Ken. Ich weiß nicht, wie ich deine Weigerung, dich zu entscheiden, im ersten Prüfungsabschnitt bewerten soll, aber ...«

»Moment mal«, falle ich ihr ins Wort. »Heißt das, es ist unklar, für welche Fraktion ich mich eigne?«

»Ja und nein«, antwortet Tori. »Ich schließe daraus, dass du gleichermaßen für Altruan, Ferox und Ken infrage kommst. Leute mit einem solchen Ergebnis nennt man ...«, sie späht über die Schulter, als fürchte sie, jemand könnte uns belauschen, »man nennt sie ... Unbestimmte.« Tori spricht das letzte Wort so leise aus, dass ich es fast nicht höre, und da ist auch wieder dieser angespannte, besorgte Gesichtsausdruck. Sie geht um den Stuhl herum und beugt sich ganz dicht zu mir.

»Beatrice«, wisperst sie, »du darfst unter keinen Umständen mit jemandem darüber sprechen. Das ist sehr wichtig, hörst du?«

Ich nicke. »Ja, ich weiß. Wir dürfen unsere Testergebnisse nicht ausplaudern.«

»Nein.« Tori hat sich vor den Stuhl gekniet und die Arme auf die Lehnen gelegt. Unsere Gesichter berühren sich fast. »Du verstehst mich nicht. Ich meine nicht, dass du sie vorerst für dich behalten sollst. Du darfst niemals mit jemandem darüber sprechen, *niemals*, egal, was passiert. Eine Unbestimmte zu sein, ist äußerst gefährlich. Verstehst du?«

Ich verstehe nichts – was bitte ist an Testergebnissen gefährlich, die nicht ganz

eindeutig sind? –, aber ich nicke trotzdem. Ich hatte ohnehin nicht vor, mit jemandem darüber zu sprechen.

»Okay.« Ich lasse die Armlehnen los und stehe auf. Meine Beine fühlen sich so wacklig an, dass ich umgeknickt wäre, wenn Tori mich nicht gestützt hätte.

»Ich werde deine Testergebnisse manuell in das System eingeben und dich offiziell als Altruan deklarieren. Ich schlage vor, du gehst jetzt nach Hause«, sagt Tori. »Du musst jetzt viel nachdenken, und da tut es dir sicher nicht gut, noch länger zusammen mit den anderen zu warten.«

»Ich muss meinem Bruder Bescheid sagen.«

»Keine Sorge, das übernehme ich.«

Ratlos reibe ich mir die Stirn. Beim Hinausgehen starre ich stur vor mich hin. Ich ertrage es nicht, Tori in die Augen zu sehen. Ich ertrage es nicht, an die Zeremonie der Bestimmung zu denken, die schon morgen stattfinden wird.

Jetzt muss ich ganz allein entscheiden, ganz unabhängig von dem, was der Test besagt.

Altruan. Ferox. Ken.

Eine *Unbestimmte*.

Ich beschließe, nicht mit dem Bus zu fahren. Wenn ich früher als sonst nach Hause komme, merkt es mein Vater, wenn er am Abend das Hausprotokoll liest, und dann wird er eine Erklärung von mir verlangen. Also gehe ich lieber zu Fuß. Ich muss Caleb abpassen, ehe er unseren Eltern etwas erzählt. Zum Glück ist Caleb verschwiegen.

Ich laufe mitten auf der Straße, denn manchmal fahren die Busse haarscharf über die Bordsteinkante, deshalb ist es so sicherer. In der Nähe unseres Hauses sind noch an einigen Stellen Farbreste zu sehen, wo früher die gelben Mittelstreifen waren. Mittlerweile sind sie überflüssig, weil es nur noch so wenige Autos gibt. Wir brauchen auch keine Ampeln, aber manche baumeln immer noch windschief über der Straße und sehen aus, als wollten sie jeden Moment runterfallen.

Der Wiederaufbau geht langsam voran, die Stadt besteht aus einem Flickenteppich von neuen, gepflegten Häusern und alten, verrottenden Gebäuden. Die meisten der neueren Häuser stehen entlang des Sumpflands, das vor langer Zeit einmal ein See war. Die Stadterneuerungsbehörde der Altruan, bei der meine Mutter arbeitet, ist für den Großteil der Aufbauarbeiten verantwortlich.

Wenn ich von außen das Leben der Altruan betrachte, finde ich es wunderschön. Wenn ich sehe, welche Harmonie in meiner Familie herrscht. Wenn ich sehe, wie alle, die woanders zum Essen eingeladen sind, ungefragt beim Geschirrspülen helfen. Wenn ich sehe, wie Caleb Fremden hilft, ihre Einkäufe zu tragen. Ich könnte mich immer wieder neu in dieses Leben verlieben. Doch wenn ich mich selbst so verhalten soll, gelingt es mir nicht. Ich fühle mich nie so, als käme mein Verhalten von ganzem Herzen.

Aber wenn ich eine andere Fraktion wähle, dann muss ich meine Familie verlassen. Und zwar für immer.

Das Stadtviertel der Altruan grenzt an das Gebiet mit Bauruinen und verfallenen Gehsteigen, durch das ich nun laufe. An manchen Stellen ist die Straße eingesunken, darunter kommen die Abwasserkanäle und die verlassenen U-Bahn-Schächte zum Vorschein. Diese Stellen sind gefährlich. Manchmal stinkt es so entsetzlich nach Abwasser und Unrat, dass ich mir die Nase zuhalten muss.

Hier wohnen alle, die zu keiner Fraktion gehören. Weil sie die Initiation bei der von ihnen gewählten Fraktion nicht bestanden haben, leben sie in Armut und verrichten die Arbeiten, die niemand sonst verrichten will. Sie sind Hausmeister, Bauarbeiter und Müllmänner; sie schuften, fahren Züge, lenken Busse. Ihre Arbeit wird mit Kleidung und Essen entlohnt. Und trotzdem hätten sie von beidem zu wenig, behauptet meine Mutter.

An einer Ecke steht einer dieser bedauernswerten Fraktionslosen. Seine braune Kleidung ist schäbig und er hat eingefallene Wangen. Er starrt mich an und ich

starre zurück. Ich kann nicht wegsehen.

»Entschuldige«, spricht er mich an. Seine Stimme ist rau. »Hast du etwas Essbares für mich?«

Ich spüre einen Kloß im Hals und eine innere Stimme ermahnt mich: *Zieh den Kopf ein und geh weiter.*

Nein, denke ich kopfschüttelnd. Es ist nicht richtig, sich vor diesem Mann zu fürchten. Er braucht Hilfe, und die sollte ich ihm gewähren.

»Ähm ... ja«, murmle ich und greife in meine Tasche. Mein Vater hat gesagt, ich solle für Gelegenheiten wie diese immer etwas zu essen bei mir haben. Ich gebe dem Mann einen kleinen Beutel mit getrockneten Apfelschnitzen.

Er greift danach, aber statt den Beutel zu nehmen, umklammert er mein Handgelenk. Er lächelt mich an. Zwischen seinen Schneidezähnen klafft eine Lücke.

»Na, du hast aber schöne Augen«, sagt er. »Schade, dass du sonst so unscheinbar bist.«

Mein Herz klopft wie verrückt. Ich will meine Hand wegziehen, aber er hält mich nur umso fester. Sein Atem riecht unangenehm faulig.

»Du bist ein bisschen zu jung, um ganz allein durch die Gegend zu streifen, Kleine«, sagt er.

Ich höre auf zu ziehen und stelle mich kerzengerade hin. Ich weiß, dass ich jünger wirke, daran braucht er mich nicht zu erinnern. »Ich bin älter, als ich aussehe«, erkläre ich. »Ich bin sechzehn.«

Er reißt den Mund auf und ein grauer Backenzahn mit einem dunklen Fleck an der Seite wird sichtbar. Ist das ein Lächeln oder schneidet er eine Grimasse? »Dann ist heute ein besonderer Tag für dich, was? Der Tag, bevor du dich *entscheidest?*«

»Lassen Sie mich los«, sage ich. In meinen Ohren summt es. Meine Stimme klingt entschlossen und streng – ganz anders, als ich es erwartet hätte. Fast so, als wäre es nicht meine eigene.

Ich bin bereit. Ich weiß, was ich tun werde. Ich stelle mir vor, wie ich ihm mit dem Ellbogen einen Stoß versetze. Ich sehe den Beutel mit den Apfelschnitzen zu Boden fallen, höre schon meine Schritte, als ich davonrenne. Ich bin bereit zu handeln.

Doch da lässt er meine Hand los, nimmt die Äpfel und sagt: »Wähle klug, kleines Mädchen.«

4. Kapitel

Ein Blick auf die Uhr sagt mir, dass ich fünf Minuten früher als üblich in unsere Straße einbiege. Die Uhr ist der einzige Schmuck, den die Altruane tragen dürfen, und das auch nur, weil sie etwas Praktisches ist. Meine hat ein graues Armband und der Uhrendeckel ist aus Glas. Wenn ich sie im richtigen Winkel halte, sehe ich über dem Ziffernblatt mein Spiegelbild.

Die Häuser in unserer Straße sehen alle gleich aus. Sie sind aus grauem Zement und haben nur wenige Fenster, sie sind schlicht, praktisch, unaufdringlich. In den Vorgärten wächst Hirse, die schmucklosen Briefkästen bestehen aus Metall. Manchen mag das trist vorkommen, aber auf mich wirkt diese Einfachheit beruhigend.

Es ist ja nicht so, dass wir etwas Besonderes nicht zu schätzen wüssten, wie die anderen Fraktionen manchmal behaupten. Alles – unsere Häuser, unsere Kleider, die Art, wie wir unsere Haare tragen – soll uns helfen, uns selbst zu vergessen und uns vor Eitelkeit, Gier und Neid zu bewahren, alles drei Spielarten der Selbstsucht. Wenn wir wenig haben und wenig wollen, dann sind wir alle gleich und müssen niemanden beneiden.

Ich gebe mir redlich Mühe, genau so zu sein.

Zu Hause setze ich mich auf die Vordertreppe und warte auf Caleb. Es dauert nicht lange. Nach kaum einer Minute sehe ich grau gekleidete Gestalten die Straße entlangkommen. Ich höre sie lachen. In der Schule versuchen wir, keine Aufmerksamkeit zu erregen, aber sobald wir zu Hause sind, fangen wir an zu scherzen und zu necken. Was nicht heißt, dass mein Hang zum Sarkasmus gerne gesehen wird. Sarkasmus richtet sich immer gegen andere. Vermutlich ist es also wirklich besser, dass meine Fraktion mich dazu anhält, meine Zunge im Zaum zu halten. Ja, vielleicht muss ich meine Familie gar nicht verlassen. Wenn ich mich richtig anstrenge, selbstlos zu sein, vielleicht werde ich es dann auch.

»Beatrice!«, ruft Caleb. »Was ist passiert? Ist alles in Ordnung mit dir?«

»Mir geht's gut.« Er ist mit Susan und ihrem Bruder Robert gekommen. Susan wirft mir einen merkwürdigen Blick zu, als wäre ich auf einmal eine andere Person als noch heute Morgen. Achselzuckend sage ich: »Mir ist nach dem Test schlecht geworden. Lag sicher an der Flüssigkeit, die wir trinken mussten. Aber jetzt geht's mir schon besser.«

Ich versuche, überzeugend zu lächeln. Bei Susan und Robert scheine ich damit Erfolg zu haben, denn sie machen nicht länger den Eindruck, als sorgten sie sich um meinen Geisteszustand. Aber Caleb sieht mich aus zusammengekniffenen Augen an, so wie er es immer tut, wenn er jemanden in Verdacht hat, nicht die Wahrheit zu sagen.

»Seid ihr beiden heute mit dem Bus gefahren?«, frage ich. Es ist mir eigentlich egal, wie Susan und Robert von der Schule nach Hause kommen, aber ich will das Thema wechseln.

»Vater muss heute länger arbeiten«, antwortet Susan. »Außerdem möchte er, dass wir vor der morgigen Zeremonie noch einmal in uns gehen.«

Als sie von der Zeremonie spricht, macht mein Herz einen Satz.

»Du kannst später gerne vorbeikommen, wenn du magst«, sagt Caleb höflich.

»Vielen Dank«, sagt Susan und schenkt Caleb ein Lächeln.

Robert zieht die Augenbrauen hoch und sieht mich, wie so oft in letzter Zeit, vielsagend an. Seit gut einem Jahr flirten Caleb und Susan so zaghaft miteinander, wie es nur zwei Altruan können. Caleb blickt Susan gedankenverloren hinterher, als sie weggeht. Ich packe ihn am Arm und rüttle ihn aus seiner Versunkenheit. Dann zerre ich ihn ins Haus und schließe die Tür hinter uns.

Caleb sieht mich an. Fragend zieht er seine dunklen, geraden Augenbrauen zusammen. Wenn er die Stirn so in Falten legt, ähnelt er eher meiner Mutter als meinem Vater. In diesem Moment sehe ich ihn vor mir, wie er das gleiche Leben führt wie mein Vater: wie er bei den Altruan bleibt, einen Beruf lebt,

Susan heiratet, mit ihr eine Familie gründet. Er wird ein wunderschönes, erfülltes Leben führen.

Nur ich werde dann vielleicht nicht da sein.

»Sagst du mir jetzt die Wahrheit?«, fragt er leise.

»Die Wahrheit ist, dass ich nicht darüber sprechen darf. Und du darfst mich nicht danach fragen.«

»Ständig brichst du irgendwelche Regeln, nur diese eine nicht? Und das bei etwas so Bedeutsamem?« Caleb runzelt die Stirn und fängt an auf seiner Lippe zu kauen. Trotz seines vorwurfsvollen Untertons habe ich das Gefühl, als wolle er mir nicht nur einfach etwas entlocken, als wolle er wirklich meine ehrliche Antwort hören.

»Und was ist mit dir?«, sage ich mit schmalen Augen. »Wie ist *dein* Test ausgegangen?«

Wir blicken uns an. Ich höre in der Ferne einen Zug pfeifen, so leise, dass man es auch für einen Windhauch halten könnte, der durch die Gasse streicht. Aber ich weiß genau, was ich da höre. Es klingt, als riefen mich die Ferox zu sich.

»Erzähl bitte nicht den Eltern, was passiert ist, okay?«, bettelt ich.

Caleb sieht mich forschend an, dann nickt er.

Ich möchte nach oben gehen und mich hinlegen. Der Test, der Fußmarsch, das Zusammentreffen mit dem fraktionslosen Mann haben mich erschöpft. Aber Caleb hat an diesem Morgen das Frühstück zubereitet, Mutter hat das Pausenbrot für uns gemacht und gestern Abend hat Vater das Abendessen gerichtet. Deshalb bin ich jetzt an der Reihe. Ich hole tief Luft, gehe in die Küche und fange mit dem Kochen an.

Kurze Zeit später kommt Caleb zu mir. Bei so viel Hilfsbereitschaft muss ich die Zähne zusammenbeißen. Er hilft bei allem. Seine natürliche Güte, seine angeborene Selbstlosigkeit irritieren mich immer wieder.

Wortlos machen Caleb und ich uns an die Arbeit. Ich stelle die Erbsen auf die Herdplatte und er taut vier Hähnchenstücke auf. Meistens essen wir

Tiefgekühltes oder Konserven, denn die Bauernhöfe sind sehr weit weg. Meine Mutter hat mir erzählt, dass die Menschen früher keine genetisch erzeugten Lebensmittel gekauft haben. Sie lehnten es als unnatürlich ab. Heutzutage bleibt uns gar nichts anderes übrig.

Als meine Eltern nach Hause kommen, ist das Essen fertig und der Tisch gedeckt. Mein Vater lässt seine Tasche an der Tür fallen und drückt mir einen Kuss auf die Stirn. Andere Leute halten ihn für einen rechthaberischen Menschen – um nicht zu sagen herrisch –, aber er hat auch eine liebevolle Seite. Ich bemühe mich, nur seine guten Seiten zu sehen, ich bemühe mich wirklich.

»Wie war der Test?«, will er von mir wissen. Ich schütte die Erbsen in eine Schüssel.

»Gut«, antworte ich. Ich bin kein Candor, so viel steht fest. Lügen gehen mir viel zu leicht über die Lippen.

»Ich habe gehört, dass es wegen eines Tests Aufregung gab«, sagt meine Mutter. Wie mein Vater arbeitet auch sie für die Regierung, sie ist für Stadterneuerungsprojekte zuständig, hat aber auch die Freiwilligen für die Eignungstests angeworben. Die meiste Zeit verbringt sie jedoch damit, die Leute einzuteilen, die den Fraktionslosen Essen, Unterkunft und Arbeit verschaffen sollen.

»Ach ja?«, fragt mein Vater überrascht, denn so etwas kommt äußerst selten vor.

»Ich weiß nicht viel darüber, aber meine Freundin Erin hat mir erzählt, dass bei einem der Tests etwas schiefgegangen ist, deshalb musste das Ergebnis mündlich übermittelt werden.« Meine Mutter legt eine Serviette neben jedes Gedeck. »Anscheinend ist dem Kandidaten schlecht geworden und man hat ihn vorzeitig nach Hause geschickt.« Achselzuckend fügt meine Mutter hinzu: »Ich hoffe, es geht dem Betreffenden wieder gut. Habt ihr beiden davon gehört?«

»Nein«, beantwortet Caleb lächelnd Mutters Frage.

Mein Bruder eignet sich ebenfalls nicht für Candor.

Wir setzen uns. Bei Tisch reichen wir das Essen immer dem weiter, der rechts von uns sitzt, keiner isst, ehe sich nicht alle bedient haben. Mein Vater reicht meiner Mutter und meinem Bruder die Hand, sie wiederum geben ihm und mir die Hände, dann dankt mein Vater Gott für die Speisen, für die Arbeit, für unsere Freunde und unsere Familie. Nicht alle Altruan sind religiös, aber mein Vater mahnt uns, wir sollten diese Unterschiede nicht beachten – sie würden uns nur voneinander trennen. Ob und was ich glauben soll, weiß ich nicht.

»So«, sagt meine Mutter zu meinem Vater. »Jetzt erzähl es mir.« Sie nimmt die Hand meines Vaters und massiert mit dem Daumen seine Fingerknöchel. Ich starre auf ihre verschränkten Finger. Meine Eltern lieben sich, aber sie zeigen ihre Zuneigung nur selten vor uns. Sie haben uns gelehrt, dass körperlicher Kontakt sehr machtvoll sein kann, deshalb vermeide ich Berührungen, so gut es geht.

»Sag mir, was dich beunruhigt«, fordert sie ihn auf.

Ich starre auf meinen Teller. Das untrügliche Gespür meiner Mutter überrascht mich oft, aber diesmal versetzt es mir einen Stich. Ich war so sehr mit mir selbst beschäftigt, dass ich die gefurchte Stirn meines Vaters und seine niedergeschlagene Haltung gar nicht bemerkt habe.

»Ich hatte einen harten Tag«, seufzt er. »Nun ja, eigentlich war es Marcus, der einen harten Tag hatte. Ich habe kein Recht, das von mir zu behaupten.«

Marcus arbeitet mit meinem Vater zusammen; sie gehören beide zu den politischen Anführern. Die Stadt wird von einem Rat regiert, der aus fünfzig Leuten besteht, es sind ausschließlich Altruan, denn unsere Fraktion gilt als unbestechlich. Die Ratsvorsteher werden aufgrund ihres unbescholtenen Charakters, ihrer sittlichen Standhaftigkeit und ihrer Führungsstärke ausgewählt. Zu Themen, die sie betreffen, können sich in den politischen Versammlungen natürlich auch Mitglieder anderer Fraktionen zu Wort melden, aber die letzte Entscheidung trifft stets der Rat. Beschlüsse werden in der Regel einvernehmlich und gleichberechtigt gefällt, aber unter den Ratsführern gilt

Marcus als besonders einflussreich.

So ist es seit dem Großen Frieden, in dessen Folge sich die Fraktionen gebildet haben. Meiner Ansicht nach funktioniert dieses System nur deshalb so gut, weil wir Angst vor dem haben, was uns drohen würde, wenn es dieses System nicht gäbe – nämlich Krieg.

»Geht es um den Bericht, den Jeanine Matthews verfasst hat?«, fragt meine Mutter. Jeanine Matthews ist in den Versammlungen die einzige Vertreterin der Ken, sie wurde wegen ihres besonders hohen Intelligenzquotienten ausgewählt. Mein Vater beschwert sich oft über sie.

Ich schaue auf. »Ein Bericht?«

Caleb wirft mir einen warnenden Blick zu. Wir dürfen beim Essen nicht sprechen, es sei denn, unsere Eltern stellen uns eine Frage, und das tun sie für gewöhnlich nicht. Zuzuhören sei unser Geschenk an die Eltern, sagt mein Vater. Und nach dem Essen, im Familienzimmer, hören sie dann uns zu.

»Ja«, erwidert mein Vater. Seine Augen werden schmal. »Diese herrische, selbstgerechte ...« Er hält inne und räuspert sich. »Tut mir leid. Aber sie hat doch tatsächlich einen Bericht geschrieben, in dem sie Marcus persönlich angreift.«

»Was wirft sie ihm denn vor?«, platzt es aus mir heraus.

»Beatrice«, sagt Caleb ruhig.

Ich ziehe den Kopf ein und rühre mit der Gabel in meinen Erbsen, bis meine Wangen nicht mehr glühen. Ich mag es nicht, wenn man mich rügt. Besonders dann nicht, wenn die Rüge von meinem Bruder kommt.

Zu meiner Überraschung beantwortet Vater meine Frage. »In dem Bericht steht, dass seine Gewalttätigkeit und Grausamkeit der Grund dafür gewesen seien, dass sein Sohn zu den Ferox gewechselt ist, statt bei den Altruan zu bleiben.«

Nur wenige, die von den Altruan abstammen, verlassen diese Fraktion. Diejenigen, die es dennoch tun, bleiben uns für immer im Gedächtnis. Vor zwei

Jahren hat Marcus' Sohn Tobias uns verlassen und sich den Ferox angeschlossen. Marcus war niedergeschmettert. Tobias war sein einziges Kind, ja seine einzige Familie, denn seine Frau war bei der Geburt des zweiten Kindes gestorben und der Säugling nur wenige Minuten später.

Ich bin diesem Tobias nie begegnet. Er hat nur selten an Gemeinschaftsveranstaltungen teilgenommen, und wenn Marcus zu uns zum Essen kam, war er auch nie dabei. Mein Vater hat sich oft darüber gewundert, aber jetzt spielt es keine Rolle mehr.

»Marcus? Grausam?«, wiederholt meine Mutter kopfschüttelnd. »Der arme Mann. Muss man ihn auch noch ständig an seinen schlimmen Verlust erinnern?«

»Du meinst an den Verrat seines Sohnes?«, stellt mein Vater in kaltem Ton richtig. »Aber eigentlich ist das keine große Überraschung. Schon seit Monaten bereiten uns die Ken mit ihren Berichten nichts als Ärger. Und das ist noch längst nicht alles. Da kommt noch mehr, das kann ich euch versichern.«

Ich sollte jetzt still sein, aber ich kann nicht anders. »Warum machen die so etwas?«, platze ich heraus.

»Weshalb hörst du nicht einfach deinem Vater zu, Beatrice?«, fragt meine Mutter sanft. Es klingt wie ein Vorschlag, nicht wie ein Befehl. Ich schaue über den Tisch zu Caleb, der mich missbilligend anblickt.

Verlegen starre ich auf meine Erbsen. Ich weiß nicht, ob ich dieses Leben mit seinen vielen Pflichten und Regeln noch länger ertragen kann. Ich bin nicht gut genug dafür.

»Ich werde dir den Grund nennen«, sagt mein Vater. »Sie tun es, weil wir etwas haben, um das sie uns beneiden. Wenn man wie die Ken Wissen über alles stellt, dann endet es unweigerlich in einer Gier nach Macht, und das führt die Menschen in dunkle Abgründe. Wir sollten dankbar sein, dass wir es besser wissen.«

Ich nicke. Die Ken kommen für mich nicht infrage, obwohl meine

Testergebnisse diese Möglichkeit nicht ausschließen. Immerhin bin ich die Tochter meines Vaters.

Nach dem Essen spülen meine Eltern das Geschirr. Sie lassen sich dabei nicht einmal von Caleb helfen, denn heute Abend sollen wir uns mit uns selbst beschäftigen. Statt uns im Familienzimmer zu versammeln, sollen wir in Ruhe über unsere Testergebnisse nachdenken.

Meine Eltern könnten mir vielleicht bei meiner Entscheidung helfen, wenn ich mit ihnen über mein Ergebnis sprechen dürfte. Aber ich darf es ja nicht. Jedes Mal, wenn mein Entschluss, den Mund zu halten, ins Wanken gerät, höre ich im Geiste Toris geflüsterte Warnung.

Caleb und ich steigen die Treppe hinauf. Bevor jeder in sein eigenes Schlafzimmer geht, legt er mir die Hand auf die Schulter und hält mich zurück.

»Beatrice«, sagt er und sieht mich ernst an. »Wir sollten an unsere Familie denken.« Er klingt angespannt. »Aber ... aber wir müssen auch an uns denken.«

Verwundert sehe ich ihn an. Ich habe noch nie erlebt, dass er an sich gedacht hat, habe noch nie gehört, dass ihm etwas anderes wichtiger wäre als Selbstlosigkeit. Seine Bemerkung verblüfft mich dermaßen, dass ich nur das erwidere, was man von mir erwartet. »Die Testergebnisse sollen uns nicht in unserer Entscheidung beeinflussen.«

Caleb lächelt matt. »Tatsächlich nicht?«

Er drückt meine Schulter und geht in sein Zimmer. Durch den Türspalt sehe ich sein ungemachtes Bett und einen Stapel Bücher auf seinem Schreibtisch. Ich wünschte, ich könnte ihm sagen, dass wir das Gleiche durchmachen. Ich wünschte, ich könnte mit ihm sprechen, wie ich will, und nicht, wie ich soll. Aber der Gedanke, ihm mein Gefühl der Hilflosigkeit zu offenbaren, ist fast unerträglich, deshalb wende ich mich ab.

Als ich meine Zimmertür hinter mir schließe, denke ich plötzlich, dass die Wahl vielleicht gar nicht so schwer ist. Mich für die Altruan zu entscheiden, verlangt von mir einen Akt der Selbstlosigkeit; umgekehrt erfordert es von mir

großen Mut, mich für die Ferox zu entscheiden. Morgen werden beide Eigenschaften – Selbstlosigkeit und Mut – gegeneinander antreten, morgen kann nur eine den Sieg davontragen. Und vielleicht bedeutet ja allein meine Entscheidung für eine dieser beiden Eigenschaften, dass ich wirklich zu der Fraktion gehöre, deren hauptsächliche Tugend sie ist.

5. Kapitel

Der Bus, mit dem wir zur Zeremonie der Bestimmung fahren, ist voller grau gekleideter Menschen. Durch die Wolken dringt eine fahle Sonne wie das Ende einer angebrannten Zigarette. Ich werde niemals rauchen – rauchen ist eitel –, aber als wir aus dem Bus aussteigen, stehen ein paar Candor da und ziehen an ihren Zigaretten. Ich muss den Kopf in den Nacken legen, wenn ich die Spitze der Zentrale sehen will, doch heute ist ein Teil des Gebäudes von den Wolken verborgen. Es ist das höchste Bauwerk der Stadt. Die beiden Lichter auf seinem Dach sehe ich sogar vom Fenster meines Schlafzimmers.

Ich steige hinter meinen Eltern aus dem Bus. Caleb wirkt völlig gelassen. Das wäre ich auch, wenn ich wüsste, was ich tun soll. Stattdessen habe ich das beklemmende Gefühl, dass mir das Herz gleich aus der Brust springt. Ich fasse Calebs Arm, um mich daran festzuhalten, während wir die Eingangsstufen hinaufgehen.

Der Fahrstuhl ist überfüllt, weshalb mein Vater freiwillig einer Gruppe von Amite seinen Platz abgibt und stattdessen die Treppe nimmt. Wir folgen ihm ohne Widerspruch und geben den anderen aus unserer Fraktion damit ein Beispiel. Bald sind wir von einem Heer grau gekleideter Menschen umringt, die mit uns im Schummerlicht die Zementtreppen hinaufsteigen. Ich passe mich dem Tempo der anderen an. Die gleichförmigen Schritte und die Uniformität der Menschen um mich herum gaukeln mir vor, ich könnte mich für diese Fraktion entscheiden, mich der bienengleichen Disziplin der Altruan unterordnen und stets nur an andere denken.

Aber dann werden meine Beine schwer, ich ringe nach Luft, und schon wieder kreisen meine Gedanken nur um mich selbst. Wir müssen zwanzig Stockwerke hinauf, um zur Zeremonie der Bestimmung zu gelangen.

Im zwanzigsten Stockwerk angekommen, bleibt mein Vater wie ein Wächter

stehen und hält die Tür auf, während die Altruan in einer langen Reihe an ihm vorbeigehen. Ich will auf ihn warten, aber die Menge schiebt mich weiter, aus dem Treppenhaus in den Saal, in dem ich über mein künftiges Leben entscheiden werde.

Der Raum ist in konzentrische Kreise aufgeteilt. An den Wänden stehen die Sechzehnjährigen. Noch sind wir keine offiziellen Mitglieder einer Fraktion. Unsere heutige Entscheidung macht uns zu Initianten, und erst wenn wir die Initiation abgeschlossen haben, gelten wir als vollwertige Mitglieder.

Nach unseren Nachnamen geordnet, die wir heute vielleicht zum letzten Mal tragen, stellen wir uns in alphabetischer Reihenfolge auf. Ich stehe zwischen Caleb und Danielle Pohler, einem Amite-Mädchen mit rosigen Wangen und einem gelben Kleid.

Im Kreis vor uns stehen die Stuhlreihen für die Familienangehörigen. Sie sind in fünf Abschnitte unterteilt, ein Abschnitt für jede Fraktion. Nicht alle Mitglieder einer Fraktion nehmen an der Zeremonie teil, aber es sind so viele, dass der Saal voll ist.

Jedes Jahr ist eine andere Fraktion für die Zeremonie verantwortlich. In diesem Jahr sind es die Altruan. Marcus wird die Eröffnungsrede halten und die Namen in umgekehrter alphabetischer Reihenfolge vorlesen. Caleb ist also vor mir dran.

Im innersten Kreis stehen fünf Metallschalen. Sie sind so groß, dass ich ganz hineinpassen würde, wenn ich mich zusammenrolle. In jeder befindet sich eine Substanz, die typisch für die jeweilige Fraktion ist: graue Steine für Altruan, Wasser für Ken, Erde für Amite, brennende Kohlen für Ferox und Glas für Candor.

Wenn Marcus meinen Namen aufruft, werde ich wortlos in die Mitte der drei Kreise gehen. Er wird mir ein Messer geben. Damit werde ich mir in die Hand schneiden und mein Blut in die Schale der Fraktion tropfen lassen, für die ich mich entscheide.

Mein Blut, das auf Steine fällt. Mein Blut, das auf Kohlen zischt ...

Bevor meine Eltern ihren Platz einnehmen, bleiben sie vor Caleb und mir stehen. Mein Vater küsst mich auf die Stirn und klopft Caleb grinsend auf die Schulter.

»Bis später, mein Sohn«, sagt er gut gelaunt. Er hat nicht die Spur eines Zweifels.

Meine Mutter umarmt mich, und das bisschen Entschlossenheit, das ich mir bewahren konnte, schwindet dahin. Ich beiße die Zähne zusammen und starre an die Decke, wo Kugellampen ein blaues Licht ausstrahlen. Meine Mutter umarmt mich ungewöhnlich lang, sie hält mich selbst dann noch fest, als ich meine Hände sinken lasse. Ehe sie mich freigibt, flüstert sie mir ins Ohr: »Ich liebe dich, egal, was passiert.«

Verwirrt sehe ich zu, wie sie weggeht. Sie ahnt, was ich vorhabe. Sie weiß es, sonst hätte sie das nicht gesagt.

Caleb nimmt meine Hand und drückt sie so fest, dass es wehtut, aber ich wehre mich nicht dagegen. Das letzte Mal hielten wir uns an den Händen, als mein Onkel begraben wurde und mein Vater weinte. Genau wie damals braucht jetzt jeder von uns die Kraft des anderen.

Langsam kehrt Ruhe in den Saal ein. Ich müsste eigentlich die Ferox beobachten, um so viel wie möglich über sie zu erfahren, aber ich sehe nur die Lampen über mir. Ich versuche, mich selbst in ihrem blauen Licht zu vergessen.

Marcus steht auf einem Podium, das zwischen den Ken und den Ferox aufgebaut ist, und räuspert sich ins Mikrofon. »Willkommen«, sagt er. »Willkommen zur Zeremonie der Bestimmung. Willkommen zu dem Ereignis, mit dem wir die demokratischen Grundsätze unserer Vorfahren ehren, die uns lehren, dass jeder Mensch das Recht hat, für sich selbst den Weg zu wählen, den er beschreiten will.«

Genauer gesagt, einen von fünf vorgegebenen Wegen, denke ich im Stillen. Ich drücke Calebs Finger so fest, wie er zuvor meine gedrückt hat.

»Unsere Schutzbefohlenen sind jetzt sechzehn Jahre alt. Sie stehen an der

Schwelle zum Erwachsensein, und nun liegt es an ihnen zu entscheiden, wie sie weiterleben wollen.« Marcus spricht feierlich und betont jedes einzelne Wort. »Vor vielen Jahrzehnten haben unsere Vorfahren erkannt, dass nicht politische Lehren, religiöse Überzeugungen, Rasse oder Nationalitäten für die Kriege in der Welt verantwortlich sind. Sie erkannten, dass den Menschen vielmehr etwas Grundsätzliches fehlt – der Widerstand gegen das Böse, in welcher Gestalt auch immer es auftreten mag. Deshalb teilten sie sich in Fraktionen auf, die danach strebten, jenen Makel, den sie für die Wirren der Welt verantwortlich machten, auszulöschen.«

Meine Augen wandern zu den fünf Metallschalen. Woran glaube ich? Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht.

»Diejenigen, die der Aggression die Schuld gaben, gründeten Amite, die Fraktion der Freundschaft und Friedfertigkeit.«

Die Amite lächeln einander zu. Sie kleiden sich leger in Rot oder Gelb. Jedes Mal, wenn ich sie sehe, wirken sie freundlich, liebevoll und frei. Aber es ist mir nie in den Sinn gekommen, mich ihnen anzuschließen.

»Jene, die die Unwissenheit dafür verantwortlich machten, gründeten Ken, die Fraktion der Gelehrten.«

Ken auszuschließen, ist das Einzige, was mir leichtfällt.

»Diejenigen, die der Doppelzüngigkeit die Schuld gaben, schufen Candor, die Fraktion der Freimütigen.«

Candor habe ich noch nie gemocht.

»Diejenigen, die den Egoismus dafür verantwortlich machten, schufen Altruan, die Fraktion der Selbstlosen.«

Auch ich mache den Egoismus dafür verantwortlich, ja das tue ich wirklich.

»Und jene, die der Feigheit die Schuld gaben, wurden Ferox, die Furchtlosen.«

Aber ich bin nicht selbstlos genug. Sechzehn Jahre lang habe ich es versucht, aber es reicht nicht.

Meine Beine werden weich, alles Leben entweicht aus ihnen, ich frage mich,

wie ich einen Fuß vor den anderen setzen soll, wenn ich aufgerufen werde.

»Diese fünf Fraktionen arbeiten nun schon seit vielen Jahren zusammen, sie leben in Frieden miteinander, und alle tragen etwas zu unserer Gesellschaft bei. Altruan stellt die uneigennützigen Führer unserer Regierung, Candor die vertrauenswürdigen und vernünftigen Kenner des Rechts. Dank der Ken haben wir kluge Lehrer und Forscher, Amite hat uns verständnisvolle Berater und Verwalter geschenkt. Ferox schließlich sorgt dafür, dass wir vor Gefahren von außen und innen sicher sind. Doch der Einfluss der Fraktionen ist nicht allein darauf beschränkt. Sie geben einander viel mehr, als sich in so wenigen Worten sagen lässt. Die Fraktion gibt unserem Leben einen Sinn und eine Richtung.«

Ich muss an das Motto denken, das ich in meinem Lehrbuch über die Geschichte der Fraktionen gelesen habe: *Fraktion vor Blut*. Zuerst die Fraktion, dann die Familie. Kann das wirklich gut und richtig sein?

»Ohne unsere Fraktion könnten wir nicht überleben«, fügt Marcus noch hinzu.

Das Schweigen, das auf seine Rede folgt, lastet schwerer als jede andere Form der Stille. Es bringt unsere größte Angst zum Ausdruck. Größer noch als die Furcht vor dem Tod ist die Angst, fraktionslos zu sein.

»Deshalb ist der heutige Tag ein Freudentag«, fährt Marcus fort. »Es ist der Tag, an dem wir unsere neuen Initianten begrüßen, die mit uns gemeinsam eine bessere Gesellschaft und eine bessere Welt errichten werden.«

Reihum ist gedämpfter Beifall zu hören. Ich gebe mir Mühe, ganz ruhig zu stehen, denn wenn ich die Knie aneinanderdrücke und mich ganz starr und steif mache, zittere ich nicht. Marcus liest die ersten Namen vor, aber ich kann keine Silbe von der anderen unterscheiden. Wie soll ich da wissen, wann er mich aufruft?

Einer nach dem anderen treten die Sechzehnjährigen aus der Warteschlange heraus und gehen in die Mitte des Raums. Das erste Mädchen, das sich entscheiden muss, wählt Amite, die Fraktion, aus der sie stammt. Ich sehe, wie ihre Blutstropfen auf die Erde in der Schale fallen, dann stellt sie sich hinter die

Stühle ihrer Fraktion.

Im Raum herrscht nun ständige Bewegung: ein neuer Name, eine neue Person, die wählt, ein neues Messer. Ich kenne die meisten, aber ich bezweifle, dass sie mich kennen.

»James Tucker«, ruft Marcus auf.

James Tucker von den Ferox ist der Erste, der auf dem Weg zu den Schalen stolpert. Er streckt die Arme vor, aber er fängt sich wieder und stürzt nicht. Er wird rot und beeilt sich weiterzugehen. Als er in der Mitte steht, gleitet sein Blick von der Schale der Ferox zur Schale der Candor – von den gelbroten Flammen, die mit jeder Sekunde höher auflodern, hin zum Glas, in dem sich das blaue Licht widerspiegelt.

Marcus reicht ihm das Messer. James holt tief Luft – ich sehe, wie sich sein Brustkorb hebt –, und als er ausatmet, nimmt er das Messer. Dann zieht er es mit einem schnellen Ruck über seine Handfläche und streckt den Arm zur Seite. Sein Blut tropft auf das Glas. Er ist der Erste, der sich für eine andere Fraktion entscheidet. Der erste Wechsel. Unter den Ferox erhebt sich empörtes Gemurmel, aber ich halte den Kopf gesenkt und achte nicht darauf.

Von jetzt an werden sie ihn als Verräter behandeln. Seine Ferox-Familie wird ihn in eineinhalb Wochen am Besuchertag in seiner neuen Fraktion besuchen können, aber sie werden nicht hingehen, weil er sie im Stich gelassen hat. Sein Fehlen wird durch ihre Flure geistern, und er wird eine Lücke hinterlassen, die sie nicht füllen können. Doch die Zeit wird vergehen, und die Lücke wird sich schließen, wie wenn man einem Körper ein Organ entnimmt und die Körperflüssigkeiten die leere Stelle allmählich wieder füllen. Menschen können die Leere nicht lange ertragen.

»Caleb Prior«, ruft Marcus.

Caleb drückt mir ein letztes Mal die Hand und setzt sich in Bewegung. Im Weggehen wirft er mir einen langen Blick über die Schulter zu. Ich sehe, wie seine Füße auf die Mitte des Raums zusteuern, seine Hände sind ruhig, als er das

Messer von Marcus entgegennimmt. Geschickt schneidet er sich in die Hand. Dann steht er da, das Blut sammelt sich in seiner hohlen Hand, er nagt an seiner Unterlippe, wie so oft.

Er atmet aus. Er atmet ein. Und dann hält er seine Hand über die Schale der Ken. Sein Blut tropft in das Wasser und färbt es noch eine Spur röter.

Das einsetzende Raunen in unseren Reihen schwillt zu wütendem Protest an. Ich kann keinen klaren Gedanken fassen. Ausgerechnet mein Bruder, mein selbstloser Bruder, ausgerechnet er wechselt zu einer anderen Fraktion? Mein Bruder, wie geschaffen für die Altruan, wird ein Ken?

Als ich die Augen schließe, sehe ich den Bücherstapel auf Calebs Schreibtisch vor mir, sehe, wie er seine zitternden Hände nach dem Eignungstest an den Beinen abwischt. Gestern noch hat er mir gesagt, man müsse auch an sich selbst denken. Wieso habe ich nicht gemerkt, dass er sich diesen Rat auch selbst gab?

Ich schaue zu den Ken hinüber – sie lächeln selbstgefällig und knuffen sich mit den Ellenbogen. Die sonst so gelassenen Altruan flüstern aufgeregt und starren quer durch den Raum zu der Fraktion, mit der wir seit Kurzem verfeindet sind.

»Wenn ich bitten darf ...«, sagt Marcus, aber die Menge hört nicht auf ihn. Dann ruft er laut: »Ruhe, bitte.«

Im Raum wird es still, bis auf ein seltsames Klingeln, das ich nicht zuordnen kann.

Dann höre ich meinen Namen. Ein Schaudern durchläuft mich und mein Körper setzt sich wie von selbst in Bewegung. Auf halbem Weg zu den Schalen bin ich sicher, dass ich die Altruan wählen werde. Ich sehe alles klar vor mir. Ich sehe, wie ich zu einer grau gekleideten Frau werde und Susans Bruder Robert heirate, wie ich an den Wochenenden als Freiwillige arbeite, tagein, tagaus in friedlicher Gleichförmigkeit lebe, ruhige Abende vor dem Ofen verbringe, in der angenehmen Gewissheit, geborgen zu sein. Möglicherweise werde ich auch dann nicht gut genug sein, aber mit Sicherheit besser als heute.

Das Klingeln. Erst jetzt fällt mir auf, dass es nur in meinen Ohren ist.

Ich blicke zu Caleb hinüber, der hinter seiner neuen Fraktion steht. Er erwidert meinen Blick und nickt fast unmerklich, als wisse er genau, was mir gerade durch den Kopf geht, und als wolle er mich darin bestärken. Meine Schritte stocken. Wenn selbst Caleb sich nicht für die Altruan entschieden hat, wie kann ich mich dann für sie entscheiden? Aber habe ich denn überhaupt eine Wahl, jetzt, da er uns verlassen hat und ich die Einzige bin, die noch übrig ist? Caleb hat mir keinen anderen Ausweg gelassen.

Entschlossen beiße ich die Zähne zusammen. Ich werde das Kind sein, das bei seinen Eltern bleibt; ich muss es für meine Eltern tun. Ich muss.

Marcus reicht mir ein Messer. Ich blicke ihm in die Augen – sie sind tiefblau, von einer seltsamen Farbe – und nehme es aus seiner Hand entgegen. Er nickt und ich wende mich den Schalen zu. Das Feuer der Ferox und die Steine der Altruan stehen beide rechts von mir. Ich halte das Messer in der rechten Hand und führe die Schneide zu meiner Handfläche. Mit zusammengebißenem Zähnen drücke ich die Klinge nach unten. Es sticht, aber ich bemerke es kaum. Ich presse beide Hände vor die Brust und stoße zitternd die Luft aus.

Ich öffne die Augen und strecke den Arm aus. Mein Blut tropft auf den Teppich zwischen den beiden Schalen.

Dann, mit einem leisen Aufschrei, den ich nicht unterdrücken kann, strecke ich die Hand aus – und mein Blut tropft zischend auf die Kohlen.

Ich bin nicht selbstlos.

Ich bin mutig.

6. Kapitel

Mit gesenktem Blick stelle ich mich hinter die Ferox-Initianten, die sich dafür entschieden haben, bei ihrer eigenen Fraktion zu bleiben. Sie sind alle größer als ich; selbst wenn ich den Kopf hebe, kann ich nur ihre Schultern sehen. Als schließlich auch das letzte Mädchen seine Wahl getroffen hat – es entscheidet sich für die Amite –, ist es Zeit zu gehen. Die Ferox machen den Anfang. Schweigend laufe ich an den grau gekleideten Männern und Frauen meiner alten Fraktion vorbei und starre angestrengt auf den Hinterkopf irgendeines Menschen vor mir.

Aber ich muss meine Eltern unbedingt noch einmal sehen. Im letzten Moment schaue ich über die Schulter – und wünschte, ich hätte es nicht getan. Der vorwurfsvolle Blick meines Vaters durchbohrt mich förmlich. Hinter meinen Augen verspüre ich ein Brennen, und unwillkürlich überlege ich, ob mein Vater es irgendwie geschafft hat, mich in Flammen zu setzen, um mich für das zu bestrafen, was ich getan habe – aber nein, ich brenne nicht, ich fange nur zu weinen an.

Meine Mutter neben ihm lächelt.

Die Leute hinter mir schieben mich weiter, weg von meiner Familie, die die letzte sein wird, die geht. Vermutlich bleiben meine Eltern, um die Stühle aufzustapeln und die Schalen zu reinigen. Ich verdrehe den Kopf, suche Caleb inmitten der Ken, die ebenfalls nach draußen drängen. Er steht bei seiner neuen Fraktion und schüttelt gerade einem Jungen die Hand, der von den Candor gekommen ist. Sein entspanntes Lächeln kommt mir wie ein Verrat vor; mir dreht sich der Magen um und ich muss mich abwenden. Wenn es ihm so leichtfällt, warum nicht auch mir?

Verstohlen betrachte ich den Jungen rechts von mir. Er war früher bei den Ken; jetzt sieht er blass und nervös aus, womöglich fühlt er sich genauso wie ich.

Ich habe mir den Kopf zerbrochen, welche Fraktion ich wählen soll, aber nie habe ich auch nur einen Gedanken daran verschwendet, was passieren würde, wenn ich mich für die Ferox entscheide. Erstmals frage ich mich, was mich in deren Hauptquartier erwartet.

Die vordersten Ferox stürmen zum Treppenhaus statt zum Aufzug. Ich dachte immer, nur die Altruan gingen zu Fuß.

»Was zum Teufel ist hier los?«, fragt der Junge neben mir.

Ich schüttle stumm den Kopf und renne weiter. Im Erdgeschoss angekommen, schnappe ich keuchend nach Luft, aber die Ferox drängen bereits zum Ausgang. Die Luft draußen ist frisch und kalt, die untergehende Sonne färbt den Himmel rötlich und spiegelt sich in den schwarzen Fensterscheiben der Zentrale.

Die Ferox nehmen die ganze Straße in Beschlag, sogar ein Bus muss ihretwegen anhalten; ich renne, um den Anschluss nicht zu verlieren. Beim Laufen wird mein Kopf etwas klarer. Ich bin schon seit ewigen Zeiten nicht mehr irgendwohin gerannt. Die Altruan lehnen alles ab, was dem eigenen Vergnügen dient, und genau das ist es: Meine Lungen stechen, meine Muskeln schmerzen, aber ich spüre das wilde Vergnügen eines kraftvollen Spurts. Ich laufe den Ferox hinterher, die Straße entlang, um die Ecke, und dann höre ich ein vertrautes Geräusch: das Pfeifen des Zugs.

»Oh nein«, murmelt der Ken-Junge halblaut. »Müssen wir etwa auf dieses Ding aufspringen?«

»Ja«, stoße ich atemlos hervor.

Wie gut, dass ich den Ferox so oft zugesehen habe, wie sie zur Schule kamen. Die Wartenden stellen sich in einer langen Reihe auf. Der Zug rollt auf seinen stählernen Schienen heran, die Lichter blinken, das Warnsignal dröhnt. Alle Wagentüren sind offen, damit die Ferox hineinspringen können, und genau das tun sie, eine Gruppe nach der anderen. Die Initianten aus den Reihen der Ferox sind natürlich schon längst daran gewöhnt, in Windeseile springen auch sie auf. Nun sind nur noch die Neulinge der restlichen Fraktionen übrig. Mit ein paar

anderen laufe ich los. Wir rennen ein Stück neben dem Wagen her, dann machen wir einen Satz zur Seite. Weil ich weniger groß und weniger stark bin als die anderen, schaffe ich es nicht, mich in den Wagen zu hieven. Ich pralle mit der Schulter gegen die Außenwand des Waggons und klammere mich an einen Griff neben der Tür. Meine Arme zittern, aber dann packt mich eine ehemalige Candor und zieht mich hoch. Nach Luft schnappend, danke ich ihr.

Ich höre laute Rufe und drehe mich um. Ein schmaler, rothaariger Junge aus der Fraktion der Ken rudert wie wild mit den Armen und versucht, mit dem Zug Schritt zu halten. Ein brünettes Ken-Mädchen, das an der Tür sitzt, streckt die Hand aus, aber sie kriegt ihn nicht zu fassen, er ist schon zu weit zurückgefallen. Neben den Gleisen sinkt er auf die Knie und vergräbt den Kopf in den Händen, während der Zug einfach davonfährt.

Ich fühle mich hundeelend. Der arme Teufel hat den ersten Aufnahmetest der Ferox nicht bestanden. Er ist jetzt fraktionslos. Das ist etwas, was jedem von uns passieren kann.

»Alles in Ordnung?«, fragt mich das hilfsbereite Candor-Mädchen gut gelaunt. Sie ist groß, dunkelhäutig und hat kurze Haare. Ziemlich hübsch.

Ich nicke.

»Ich heiße Christina«, sagt sie und streckt die Hand aus.

Es ist schon sehr lange her, seit ich jemandem die Hand geschüttelt habe. Die Altruan grüßen einander, indem sie sich als Zeichen des Respekts verbeugen. Unsicher nehme ich ihre Hand und schüttle sie zweimal. Ich hoffe, ich habe sie nicht zu fest oder zu schwach gedrückt.

»Beatrice«, erwidere ich.

»Weißt du, wohin wir fahren?« Sie muss schreien, denn der Wind pfeift immer heftiger durch die geöffneten Türen. Der Zug wird schneller. Ich lasse mich auf den Boden fallen, denn so kann ich das Gleichgewicht besser halten. Christina zieht eine Augenbraue hoch.

»Wenn der Zug schnell fährt, zieht es stärker«, erkläre ich ihr. »Und bei

starkem Wind kann man rausfallen. Also setz dich lieber.«

Christina setzt sich zu mir, rutscht dann wieder ein Stück von mir weg, damit sie sich bequem an die Wand lehnen kann.

»Ich schätze, wir fahren zum Hauptquartier der Ferox«, beantworte ich ihre Frage. »Aber ich habe keine Ahnung, wo das ist.«

»Weiß das überhaupt jemand?« Sie schüttelt den Kopf und grinst. »Bei den Ferox hat man immer das Gefühl, als würden sie urplötzlich aus der Erde schießen.«

Ein Windstoß fegt durch den Wagen, und alle, die stehen geblieben sind, verlieren den Halt und purzeln übereinander. Christina lacht. Ich kann nicht hören, was sie sagt, aber auch ich ringe mir ein Lächeln ab.

Links von mir spiegelt sich das rötlich gelbe Licht des Sonnenuntergangs in den gläsernen Hausfassaden, undeutlich erkenne ich die Reihen grauer Häuser, die einmal mein Zuhause waren.

Heute wäre Caleb an der Reihe, das Abendessen zu machen. Wer wird es an seiner Stelle tun – meine Mutter oder mein Vater? Und wenn sie sein Zimmer aufräumen, was werden sie dann vorfinden? Vermutlich jede Menge Bücher, die zwischen dem Kleiderschrank und der Wand oder unter seiner Matratze versteckt sind. Der Wissensdurst eines echten Ken füllt alle verborgenen Winkel seines Zimmers aus. Hat er schon immer gewusst, dass er diese Fraktion wählen würde? Wenn ja, weshalb ist mir nichts aufgefallen?

Er hat einen erstklassigen Schauspieler abgegeben, so viel steht fest. Bei dem Gedanken daran wird mir schlecht. Ich habe meine Familie zwar ebenfalls verlassen, aber wenigstens habe ich mich nicht verstellt. Wenigstens wussten alle, dass ich nicht selbstlos bin.

Mit geschlossenen Augen stelle ich mir meine Mutter und meinen Vater vor, wie sie schweigend am Esstisch sitzen. Ist das ein letzter Rest von Selbstlosigkeit, der mir bei dem Gedanken an sie die Kehle zuschnürt, oder ist es Selbstsucht, weil ich weiß, dass ich nie wieder ihre Tochter sein werde?

»Sie springen ab!«

Bei diesen Worten hebe ich erschrocken den Kopf. Mein Nacken ist ganz steif. Gut eine halbe Stunde lang kauere ich jetzt schon gegen die Waggonwand gelehnt auf dem Boden, höre dem brausenden Wind zu und sehe, wie die Stadt an uns vorbeiwischt. Ich setze mich auf. In den letzten Minuten ist der Zug langsamer geworden, der Junge, der so laut gerufen hat, hat also recht. Die Ferox in den Waggons vor uns springen aus dem Zug, während er an einem Hausdach vorbeifährt. Die Schienen verlaufen auf der Höhe des siebten Stockwerks.

Allein bei der Vorstellung, aus einem fahrenden Zug heraus auf ein Hausdach zu springen und zu wissen, dass zwischen dem Zug und dem Dach eine Lücke klafft, möchte ich mich am liebsten übergeben. Trotzdem raffte ich mich auf und stolpere auf die gegenüberliegende Seite des Waggons, wo sich die anderen Fraktionswechsler bereits in einer Reihe aufgestellt haben.

»Wenn die das machen, müssen wir es auch«, sagt ein Candor-Mädchen. Sie hat eine große Nase und schiefe Zähne.

»Na großartig«, antwortet ein Junge aus ihrer Fraktion. »Als würde es irgendeinen Sinn machen, von einem Zug auf ein Dach zu springen, Molly. Wie verrückt ist das denn?«

»Darauf haben wir uns nun mal eingelassen, Peter«, erklärt ihm das Mädchen.

»Ich mache das garantiert nicht«, sagt ein Amite-Junge hinter mir. Seine Haut ist gebräunt und er trägt ein weißes Hemd – er ist als Einziger von den Amite zu den Ferox gewechselt. Auf seinen Wangen glitzern Tränen.

»Du musst«, sagt Christina, »oder du bist durchgefallen. Nur Mut, es wird schon klappen.«

»Nein, wird es nicht. Ich bin lieber fraktionslos als tot!« Der Amite-Junge schüttelt den Kopf. Er klingt panisch. Er schüttelt immer nur weiter den Kopf und starrt auf das Dach, das mit jeder Sekunde näher kommt.

Ich empfinde das anders als er. Ich wäre lieber tot als so verloren wie jene, die keiner Fraktion angehören.

»Du kannst ihn nicht zwingen«, sage ich zu Christina. Ihre braunen Augen sind weit aufgerissen, und sie beißt die Lippen so fest zusammen, dass alle Farbe aus ihnen weicht.

Sie gibt mir ihre Hand. »Komm.«

Mit einem Stirnrunzeln will ich ihr gerade erklären, dass ich keine Hilfe brauche, aber dann sagt sie: »Ich schaffe es nicht ... wenn mich keiner mitzieht.«

Ich ergreife ihre Hand und wir stellen uns an die geöffnete Waggontür. Als unser Wagen an dem Dach vorbeifährt, zähle ich laut: »Eins ... zwei ... drei!«

Bei *drei* springen wir aus dem Eisenbahnwaggon. Einen Augenblick lang werden wir schwerelos durch die Luft katapultiert, dann schlagen meine Füße auf festen Boden auf und ein wilder Schmerz rast durch meine Beine.

Der Aufprall ist so hart, dass ich der Länge nach hin falle und mit dem Gesicht nach unten auf dem Schotter liegen bleibe. Ich lasse Christinas Hand los. Sie lacht.

»Das hat Spaß gemacht«, sagt sie.

Ja, Christina passt gut zu den Ferox, die immer auf der Suche nach neuem Nervenkitzel sind. Ich wische mir die Steinchen aus dem Gesicht. Alle Neulinge haben es mit unterschiedlichem Erfolg bis aufs Dach geschafft, nur der Amite-Junge nicht. Molly, das Candor-Mädchen mit den schiefen Zähnen, hält sich stöhnend den Fußknöchel, Peter, der dunkelhaarige Candor-Junge, lächelt stolz – wahrscheinlich ist er aufrecht auf seinen Füßen gelandet.

Plötzlich höre ich einen lauten Schrei. Suchend blicke ich mich um. Ein Ferox-Mädchen steht am Rand des Dachs, starrt in die Tiefe und schluchzt. Hinter ihr steht ein Ferox-Junge und hält sie an der Taille fest, damit sie nicht abstürzt.

»Rita«, sagt er. »Beruhige dich, Rita ...«

Ich spähe über den Dachrand. Unten auf dem Gehweg liegt jemand, ein Mädchen, die Arme und Beine grausig verdreht, das Haar wie ein Fächer um den Kopf ausgebreitet. Mein Magen krampft sich zusammen, ich drehe den Kopf weg. Nicht alle haben es geschafft. Nicht einmal die Ferox sind dagegen

gefeit.

Rita fällt auf die Knie und weint. Ich wende mich ab. Je länger ich hinschaue, desto mehr ist mir nach Heulen zumute, und ich darf doch vor all diesen Leuten nicht weinen.

So ist es hier eben, ermahne ich mich streng. Wir nehmen Gefahren auf uns und dabei können wir sterben. Menschen sterben und wir nehmen neue Gefahren auf uns. Je eher ich mir das zu eigen mache, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass ich die Initiation überstehe.

Dabei bin ich nicht mal sicher, dass ich die Initiation *überleben* werde.

Ich werde jetzt bis drei zählen und dann werde ich mich abwenden. *Eins*. Ich denke an das Mädchen, das auf dem Gehweg liegt, und mich überläuft es kalt. *Zwei*. Ich höre, wie Rita schluchzt und der Junge hinter ihr leise auf sie einredet. *Drei*.

Mit zusammengepressten Lippen entferne ich mich von Rita und der Dachkante.

Ich verspüre einen stechenden Schmerz in meinem Ellbogen. Als ich den Ärmel hochschiebe, zittert meine Hand. Die Haut ist aufgeschürft, aber es blutet nicht.

»Unerhört! Eine Stiff lässt nackte Haut sehen!« *Stiff* ist ein Schimpfwort für die Altruan, und ich bin die Einzige hier. Peter zeigt feixend auf mich. Ich höre Gelächter. Mit hochrotem Gesicht streife ich den Ärmel runter.

»Alle mal herhören! Ich heiße Max! Ich bin einer von den Anführern eurer neuen Fraktion«, ruft ein Mann vom anderen Ende des Dachs. Er ist etwas älter, hat tiefe Furchen in seiner dunklen Haut, und an den Schläfen sind seine Haare schon grau. Er steht so lässig auf dem Dachvorsprung, als wäre es ein breiter Gehweg. Als wäre nicht gerade jemand von hier oben in den Tod gestürzt. »Einige Stockwerke unter uns ist der Eingang zu unserem Hauptquartier. Wenn ihr euch nicht traut runterzuspringen, dann gehört ihr nicht hierher. Unsere Neulinge haben das Vorrecht, als Erste zu springen.«

»Wir sollen allen Ernstes vom Dach springen?«, fragt ein Ken-Mädchen. Sie ist

einen halben Kopf größer als ich, mit mattbraunen Haaren und wulstigen Lippen. Ihr Mund steht sperrangelweit offen.

Ich weiß nicht, wieso sie so entsetzt tut.

»Ja«, sagt Max, er scheint sich darüber zu amüsieren.

»Ist da unten Wasser oder so?«

»Wer weiß?« Er zieht vielsagend die Augenbrauen hoch.

Die Ferox bilden eine breite Gasse, um uns passieren zu lassen. Ich schaue mich unter den Neulingen um. Keiner ist scharf darauf, vom Dach zu springen – sie schauen überallhin, nur nicht zu Max. Einige widmen sich ihren kleineren Verletzungen oder wischen sich den Sand aus den Kleidern. Ich blicke zu Peter. Er zupft an seinen Fingernägeln und versucht, unbeteiligt zu wirken.

Ich habe meinen Stolz, und eines Tages werde ich deswegen Ärger kriegen, aber heute macht er mich verwegen.

Ich trete an den Dachvorsprung. Hinter mir höre ich Gekichere.

Max weicht zur Seite und macht mir den Weg frei. Ich gehe bis zum Rand und blicke nach unten. Der Wind pfeift durch meine Kleider und lässt den Stoff flattern. Das Haus, auf dem ich stehe, bildet zusammen mit drei anderen Gebäuden ein großes Viereck. In der Mitte des Innenhofs ist im Beton ein riesiges Loch. Woraus der Boden besteht, kann ich von hier oben nicht erkennen.

Sie wollen uns nur Angst einjagen. Ich werde gefahrlos unten ankommen. Diese Gewissheit hilft mir, bis vor an die Kante zu treten. Meine Zähne klappern. Ich kann jetzt nicht mehr zurück. Nicht wenn alle hinter mir stehen und nur darauf warten, dass ich kneife. Ich taste an meinem Hemdkragen herum, bis ich den Knopf gefunden habe. Nach ein paar vergeblichen Versuchen knöpfe ich das Hemd auf und ziehe es aus.

Darunter trage ich ein graues T-Shirt. Es liegt eng an, enger als alle anderen Kleidungsstücke, die ich besitze. Noch nie hat mich jemand in diesem T-Shirt gesehen. Ich knülle mein Oberteil zusammen und blicke über die Schulter zu

Peter. Mit zusammengebißenen Zähnen schleudere ich es auf ihn. Ich treffe ihn an der Brust. Er sieht mich an. Hinter mir höre ich Pfeifen und Johlen.

Ich blicke hinunter in das Loch. Eine Gänsehaut jagt über meine blassen Arme und mein Magen rebelliert. Wenn ich jetzt nicht springe, werde ich es niemals tun.

Ich schlucke den dicken Kloß in meinem Hals hinunter und denke an nichts. Ich stoße mich einfach ab und springe.

Das dunkle Loch rast auf mich zu, wird größer und breiter, der Wind pfeift in meinen Ohren. Mein Herz klopft so schnell, dass es wehtut. Jede Faser in mir ist angespannt und im Fallen stülpt sich mir der Magen um. Das Loch verschluckt mich und ich stürze in die Dunkelheit.

Ich falle auf etwas Hartes, aber dann gibt es unter mir nach und hüllt mich ein. Der Aufprall ist so stark, dass ich keine Luft mehr bekomme und nach Atem ringen muss. Meine Arme und Beine brennen.

Ein Netz. Am Boden des Lochs ist ein Netz. Ich schaue hoch und lache, halb erleichtert, halb hysterisch. Am ganzen Körper bebend, schlage ich die Hände vors Gesicht. Ich bin gerade von einem Dach gesprungen.

Jetzt brauche ich schleunigst wieder festen Boden unter den Füßen. Mehrere Hände strecken sich mir vom Rand des Netzes entgegen. Ich packe die erstbesten und halte mich daran fest. Ich rolle vom Netz und wäre mit dem Gesicht nach unten auf den Boden gefallen, wenn mich nicht jemand aufgefangen hätte.

Dieser Jemand ist der junge Mann, dessen Hände ich ergriffen habe. Er hat eine schmale Oberlippe und eine volle Unterlippe. Seine Augen liegen so tief, dass seine Wimpern fast die Augenbrauen berühren, sie sind tiefblau, träumerisch, gedankenverloren, abwartend.

Er fasst mich am Arm, aber sobald ich aufrecht stehe, lässt er mich los.

»Danke«, sage ich.

Wir stehen auf einem Podium, etwa drei Meter über dem Boden, mitten in

einer Art Höhle.

»Nicht zu fassen«, sagt jemand hinter ihm. Die Stimme gehört einem dunkelhaarigen Mädchen, das drei silberne Ringe an die Augenbrauen gepierct hat. Sie grinst mich an. »Ausgerechnet eine Stiff hat sich als Erste heruntergewagt? Das gab's noch nie.«

»Es wird schon seinen Grund haben, weshalb sie nicht mehr bei den Altruan ist, Lauren«, sagt der Junge. Seine Stimme ist tief und kehlig. »Wie heißt du?«

»Ähm ...« Ich weiß selbst nicht, weshalb ich zögere. Aber »Beatrice« klingt jetzt irgendwie verkehrt.

»Denk drüber nach«, sagt er und ein feines Lächeln huscht über sein Gesicht. »Ein zweites Mal kannst du nicht neu wählen.«

Ein neuer Ort, ein neuer Name. Ich kann mich hier neu erfinden.

»Tris«, sage ich laut.

»Tris«, wiederholt Lauren grinsend. »Sag's den anderen, Four.«

Der Junge, Four, schaut über die Schulter und ruft: »Erste Springerin: Tris!«

Als sich meine Augen an das Licht gewöhnt haben, sehe ich um mich herum eine Menschenmenge. Die Leute jubeln und recken die Fäuste, und dann fällt noch jemand in das Netz. Mit einem lauten Schrei. Christina. Alle lachen und johlen.

Four legt mir die Hand auf den Rücken und sagt: »Willkommen bei den Ferox.«

7. Kapitel

Als alle wieder festen Boden unter den Füßen haben, führen uns Lauren und Four einen schmalen Tunnel entlang. Die Wände sind aus Stein und der Boden fällt schräg ab; ich komme mir vor, als würde ich ins Innere der Erde steigen. Der Abstand zwischen den Wandlichtern ist groß, und jedes Mal, wenn ich mich zwischen zwei der matten Lampen vorantaste, fühle ich mich orientierungslos und allein, bis mich jemand anrempelt und unsere Schultern aneinanderstoßen. Im Lichtkreis verspüre ich dann wieder ein Gefühl von Sicherheit.

Der ehemalige Ken vor mir bleibt abrupt stehen und ich renne prompt in ihn hinein, pralle gegen seine Schulter und taumle zurück. Verwirrt reibe ich mir die Nase. Der ganze Trupp ist stehen geblieben, weil unsere drei Anführer mit verschränkten Armen auf uns warten.

»Hier trennen wir uns«, verkündet Lauren. »Die Initianten der Ferox kommen mit mir. Ich gehe davon aus, dass ihr euch auskennt und keinen Rundgang mehr braucht.«

Lächelnd gibt sie den gebürtigen Ferox ein Zeichen. Diese lösen sich aus der Gruppe und verschwinden gemeinsam in der Dunkelheit. Als der Letzte von ihnen aus dem Lichtkegel taucht, schaue ich, wer noch da ist. Nur neun andere sind übrig geblieben. Ich bin die einzige Altruan, von den Amite ist keiner mehr da. Die Übrigen sind ehemalige Ken und, für mich überraschend, Candor. Man muss wohl ziemlich tapfer sein, um ständig die Wahrheit zu sagen. Ich könnte das nicht.

Four wendet sich zu uns und sagt: »Normalerweise arbeite ich im Kontrollraum, aber für die nächsten Wochen habe ich eure Ausbildung übernommen. Ich heiße Four.«

»Four?«, wiederholt Christina verwundert. »So wie die Zahl?«

»Ja«, antwortet Four. »Was dagegen?«

»Nein.«

»Gut. Dann gehen wir jetzt in die Grube. Ihr werdet sie schon noch ins Herz schließen. Es ...«

Christina kichert los. »In die *Grube*? Toller Name.«

Four baut sich vor Christina auf und beugt sich ganz dicht zu ihr. Seine Augen werden schmal und einen Moment lang schaut er sie einfach nur an.

»Wie heißt du?«, fragt er leise.

»Christina«, sagt sie mit piepsiger Stimme.

»Okay, Christina, wenn ich meine Zeit mit Klugscheißern von den Candor totschlagen wollte, dann wäre ich zu dieser Fraktion gewechselt«, zischt er. »Das Erste, was ich dir beibringen werde, ist, wie man die Klappe hält. Kapiert?«

Sie nickt.

Four macht sich auf den Weg zu dem finsternen Ende des Tunnels. Wir folgen ihm schweigend.

»So ein Idiot«, murmelt Christina.

»Ich schätze, er mag es nicht, wenn man sich über ihn lustig macht«, flüstere ich zurück.

In Fours Gesellschaft sollte man sich wohl besser vorsehen. Vorhin auf dem Podium schien er ja ganz umgänglich zu sein, aber jetzt macht mich seine brüske Art misstrauisch.

Four stößt eine breite Flügeltür auf, und wir gehen in das, was er *Grube* genannt hat.

»Oh«, raunt Christina, »jetzt kapiert mich.«

Grube ist wirklich die passende Bezeichnung. Es ist eine unterirdische Höhle, so groß, dass ich von meinem Platz aus nicht bis ans andere Ende sehen kann. Unebene Felswände ragen haushoch über mir auf. In die Steinwände eingehauen sind weiträumige Nischen für Speisen, Kleidung, Vorräte und für diverse Freizeitbeschäftigungen. Schmale Stege und Treppen aus Fels verbinden sie.

Und nirgendwo gibt es Geländer, die einen vor dem Absturz bewahren.

Ein gelbroter Lichtstrahl kommt von schräg oben. Das Dach der Grube besteht aus Glas, und darüber befindet sich ein Gebäude, durch das das Sonnenlicht hereinfällt. Bestimmt sind wir mit dem Zug daran vorbeigefahren, aber da hat es ausgesehen wie jedes andere Gebäude auch.

In unregelmäßigen Abständen sind blaue Lampen aufgehängt, die so ähnlich aussehen wie die blauen Kugeln im Zeremoniensaal. Je dunkler es draußen wird, desto heller leuchten sie.

Überall wimmelt es von schwarz gekleideten Menschen, sie rufen durcheinander, reden laut, temperamentvoll, gestenreich. Aber mir fällt auf, dass keine alten Leute unter ihnen sind. Gibt es überhaupt alte Ferox? Leben sie nicht lange genug, um alt zu werden? Oder werden sie einfach weggeschickt, wenn sie nicht mehr aus fahrenden Zügen springen können?

Eine Schar Kinder rennt einen schmalen Gang ohne jedes Geländer so schnell hinunter, dass mein Herz vor Schreck klopft und ich ihnen am liebsten zurufen möchte: »Lauft langsamer, damit euch nichts passiert!« Ich muss unwillkürlich an die Straßen der Altruan denken: Eine Reihe von Menschen auf der rechten Seite geht an einer Reihe von Menschen auf der linken Seite vorbei, mit flüchtigem Lächeln, schweigend und mit gesenktem Kopf. Bei der Erinnerung krampft sich mein Magen zusammen. Aber das wilde Durcheinander bei den Ferox hat auch etwas Faszinierendes.

»Kommt mit«, sagt Four, »ich zeige euch die Schlucht.«

Er macht uns ein Zeichen weiterzugehen. Von vorn sieht Four eher brav aus, verglichen mit anderen Ferox, aber wenn er sich umdreht, schaut am Nacken unter dem T-Shirt ein Tattoo hervor. Er führt uns an den rechten Rand der Grube; dort ist es verdächtig schummrig. Angestrengt starre ich in die Dunkelheit und sehe, dass der Untergrund, auf dem ich stehe, vor einem eisernen Geländer endet. Je näher wir dem Geländer kommen, desto lauter ist ein Geräusch zu hören – Wasser, tosendes Wasser, das gegen das Gestein

donnert.

Ich spähe über die Reling. Der Höhlengrund fällt steil ab und tief unter uns fließt ein Fluss. Schäumendes Wasser klatscht gegen die Felswand unter mir und sprüht bis nach oben. Auf der linken Seite ist das Wasser ruhiger, aber rechts tobt die weiße Gischt.

»Die Schlucht sollte uns immer daran erinnern, dass der Grat zwischen Tapferkeit und Dummheit sehr schmal ist.« Four muss gegen das donnernde Wasser anschreien. »Ein Draufgänger, der sich von diesem Vorsprung stürzt, ist sofort tot. Das ist schon vorgekommen und wird auch wieder vorkommen. Ich habe euch hiermit gewarnt.«

»Unglaublich«, sagt Christina, als wir alle vom Geländer zurückweichen.

Ich nicke. »Unglaublich ist das richtige Wort.«

Four führt uns durch die Grube zu einem klaffenden Loch in der Wand. Der Raum dahinter ist so hell erleuchtet, dass ich endlich richtig sehe, wohin wir gehen: in einen gut besuchten Speisesaal. Geschirr klappert. Als wir eintreten, stehen die Ferox auf. Sie klatschen, rufen, trampeln mit den Füßen. Der Lärm umtost mich, hüllt mich ein. Christina lächelt zufrieden und einen Moment später lächle ich auch.

Wir sehen uns nach freien Plätzen um. Schließlich entdecken wir einen Tisch am Rand, der fast leer ist. Ich setze mich zwischen Christina und Four. Mitten auf dem Tisch steht eine Platte mit Speisen, die ich nicht kenne: runde Fleischstücke zwischen runden Brotscheiben. Ich nehme eines zwischen die Finger, ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll.

Four stößt mich mit dem Ellbogen an.

»Rindfleisch«, sagt er. »Tu was davon drauf.« Er reicht mir eine kleine Schüssel mit einer roten Sauce.

»Hast du etwa noch nie einen Hamburger gegessen?«, fragt Christina ungläubig.

»Nein«, antworte ich. »Heißt das Zeug so?«

»Die Stiff essen nur ganz einfache, ungewürzte Speisen«, sagt Four zu Christina.

»Warum?«, fragt sie.

Ich zucke mit den Schultern. »Genusssucht ist maßlos und damit unnötig.«

Sie feixt. »Kein Wunder, dass du abgehauen bist.«

»Ja genau«, antworte ich trocken. »Das Essen war schuld.«

Fours Mundwinkel zucken.

Die Tür zur Cafeteria geht auf und im Raum wird es schlagartig still. Ich drehe mich um. Ein junger Mann kommt herein. Jetzt ist es so leise, dass man seine Schritte hört. Er hat derart viele Piercings im Gesicht, dass ich gar nicht erst anfangen zu zählen. Sein Haar ist lang, dunkel und fettig. Aber das ist nicht der Grund, weshalb er so Furcht einflößend wirkt. Es ist vielmehr sein kalter Blick, den er durch den Raum schweifen lässt.

»Wer ist das?«, flüstert Christina.

»Er heißt Eric«, sagt Four. »Er ist einer unserer Anführer.«

»Tatsächlich? Er wirkt noch so jung.«

Four sieht sie ernst an. »Das Alter ist hier nicht wichtig.«

Ich weiß genau, sie würde jetzt am liebsten die gleiche Frage stellen wie ich, nämlich: *Was ist denn wichtig?* Aber Eric schaut sich jetzt nicht mehr um, sondern geht zielstrebig auf einen Tisch zu – er kommt an *unseren* Tisch und lässt sich auf den Stuhl neben Four fallen. Er grüßt nicht, deshalb tun wir es auch nicht.

»Okay, willst du sie mir nicht vorstellen?«, fragt er und zeigt mit dem Kinn auf Christina und mich.

Four sagt: »Das sind Tris und Christina.«

»Oh, eine Stiff«, sagt Eric und grinst mich an. Als er lächelt, werden die Löcher seiner Lippenpiercings noch größer, ein Anblick, der mich zusammenzucken lässt. »Mal sehen, wie lange du es hier aushältst.«

Ich will etwas sagen – zum Beispiel, dass ich auf jeden Fall durchhalten werde

–, aber ich bringe kein Wort heraus. Ich weiß nicht, weshalb, aber ich will nicht, dass Eric mich auch nur eine Sekunde länger anschaut. Ich will, dass er mich überhaupt niemals mehr anschaut.

Er trommelt mit den Fingern auf den Tisch. Seine Knöchel sind verschorft, genau an der Stelle, an der Knöchel aufplatzen, wenn man allzu fest zuschlägt.

»Was hast du in letzter Zeit so gemacht, Four?«, fragt er.

»Nichts Besonderes«, antwortet Four schulterzuckend.

Sind die beiden Freunde? Mein Blick wandert zwischen Eric und Four hin und her. Alles, was Eric tut – dass er sich an den Tisch gesetzt hat, dass er sich nach Four erkundigt –, deutet darauf hin, dass sie Freunde sind. Aber die Art, wie Four dasitzt, angespannt wie ein Drahtseil, lässt etwas anderes vermuten. Vielleicht sind sie Rivalen. Aber ist das wirklich denkbar? Eric ist immerhin einer der Ferox-Anführer und Four nicht.

»Max hat gesagt, dass er schon länger ein Gespräch mit dir führen will, aber du lässt dich nicht blicken«, fährt Eric fort. »Ich soll für ihn rausfinden, was mit dir los ist.«

Four lässt sich Zeit mit der Antwort. »Sag ihm, ich bin ganz zufrieden mit dem, was ich augenblicklich mache.«

»Er will dir einen neuen Aufgabenbereich übertragen.«

In den Metallringen an Erics Augenbraue spiegelt sich das Licht. Womöglich sieht Eric in Four einen Konkurrenten. Mein Vater behauptet immer, dass jemand, der auf Macht aus ist und sie bekommt, in ständiger Angst davor lebe, diese Macht zu verlieren. Deshalb solle man jenen Macht verleihen, die sie nicht anstreben.

»Sieht ganz danach aus«, entgegnet Four.

»Und du bist wirklich nicht daran interessiert?«

»Das bin ich schon seit zwei Jahren nicht.«

»Tja«, sagt Eric, »dann lass uns hoffen, dass er es endlich versteht.«

Er versetzt Four einen Schlag gegen die Schulter, ein wenig zu heftig, dann

steht er auf und geht. Sofort entspanne ich mich wieder. Mir ist gar nicht aufgefallen, wie nervös Eric mich gemacht hat.

»Seid ihr beide ... befreundet?«, frage ich, unfähig, meine Neugier zu zügeln.

»Wir waren im gleichen Anfängerjahrgang«, sagt Four. »Er ist von den Ken zu uns gekommen.«

Ich lasse jede Vorsicht fahren und frage: »Und von woher bist du gekommen?«

»Ich dachte, nur die Candor machen Scherereien, weil sie zu viel fragen«, sagt er kühl. »Tun das jetzt auch die Stiff?«

»Das muss wohl daran liegen, dass du so zugänglich wirkst«, sage ich knapp. »Ungefähr so einladend wie ein Nagelbrett.«

Four starrt mich an und ich halte seinem Blick stand. Er ist kein Hund, aber ich bin sicher, für ihn gilt dasselbe wie für einen Hund. Wegschauen bedeutet Unterwerfung, Hinschauen ist eine Kampfansage. Entweder – oder, ich habe die Wahl.

Ich spüre, wie ich rot werde. Was passiert, wenn ich den Bogen überspannt habe?

Aber er sagt nur: »Vorsicht, Tris.«

Mein Magen sackt nach unten, als hätte ich soeben einen Stein verschluckt. Ein Ferox am Nebentisch ruft Four zu sich und ich drehe mich zu Christina. Sie zieht die Augenbrauen hoch.

»Was ist?«, frage ich.

»Ich habe da eine Vermutung.«

»Und die wäre?«

Sie nimmt ihren Hamburger, grinst und sagt: »Dass du lebensmüde bist.«

Nach dem Essen verschwindet Four wortlos. Eric führt uns durch ein Labyrinth von Gängen, ohne zu verraten, wohin es geht. Ich weiß nicht, wieso sich ein Anführer der Ferox um die Initianten kümmert, aber vielleicht ist es ja nur für heute Abend.

Am Ende eines Gangs brennt eine blaue Lampe, aber dazwischen ist es dunkel,

und ich muss höllisch aufpassen, dass ich auf dem holprigen Untergrund nicht stolpere. Christina geht stumm neben mir her. Niemand hat gesagt, dass wir still sein sollen, aber keiner von uns spricht ein Wort.

Vor einer Holztür bleibt Eric stehen und verschränkt die Arme. Wir stellen uns im Kreis um ihn auf.

»Für alle, die mich nicht kennen, ich heiße Eric«, sagt er. »Ich bin einer der fünf Anführer der Ferox. Wir nehmen die Initiation sehr ernst, deshalb habe ich mich freiwillig bereit erklärt, den größten Teil eurer Ausbildung persönlich zu überwachen.«

Bei dem Gedanken wird mir schlecht. Schon allein die Tatsache, dass ein Anführer der Ferox unsere Ausbildung leitet, ist schlimm genug, aber dass es ausgerechnet Eric sein muss, macht alles noch viel schlimmer.

»Zuerst ein paar Grundregeln«, sagt er. »Pünktlich um acht Uhr morgens findet ihr euch im Übungsraum ein. Training ist täglich von acht bis sechs, zum Mittagessen gibt's eine Pause. Nach sechs könnt ihr tun, was ihr wollt. Und auch zwischen den Initiationsphasen habt ihr etwas Freizeit.«

Die Worte »Nach sechs könnt ihr tun, was ihr wollt« setzen sich in meinem Kopf fest. Zu Hause konnte ich nie tun, was ich wollte, weder abends noch sonst irgendwann. Ich musste immer zuerst an meine Mitmenschen denken. Woher um alles in der Welt soll ich wissen, was ich tun will?

»Das Gelände dürft ihr nur in Begleitung eines Ferox verlassen«, ergänzt Eric. »Hinter dieser Tür ist der Raum, in dem ihr die nächsten Wochen schlafen werdet. Wie ihr feststellen werdet, stehen darin zehn Betten, ihr seid aber nur neun. Wir dachten eigentlich, es würden mehr bis hierher schaffen.«

»Aber wir waren am Anfang sogar zwölf«, widerspricht Christina sofort. Ich kneife die Augen zu und warte auf den Rüffel. Sie muss wirklich lernen, den Mund zu halten.

»Es gibt immer mindestens einen, der es nicht bis hierher schafft«, erklärt Eric und zupft an seiner Nagelhaut. Schulterzuckend sagt er: »Wie auch immer, die

erste Initiationsphase absolvieren die Neulinge aus anderen Fraktionen und unsere eigenen Initianten getrennt voneinander. Aber das bedeutet nicht, dass ihr separat beurteilt werdet. Am Ende der Ausbildung wird euer Ranking im direkten Vergleich mit den Ferox-Initianten festgelegt. Und die sind schon jetzt viel besser als ihr. Deshalb gehe ich davon aus, dass ...«

»Ein Ranking?«, unterbricht ihn die braunhaarige Ken. »Wozu das denn?«

Eric lächelt, und in dem blauen Licht wirkt sein Lächeln noch fieser – wie eine ins Gesicht geritzte Fratze.

»Das hat zwei Gründe«, erwidert er. »Zum einen bestimmt es die Reihenfolge, in der ihr nach der Initiation eure Jobs auswählt. Und lasst euch gesagt sein, es gibt nicht allzu viele *erstrebenswerte* Jobs.«

Mein Magen krampft sich zusammen. Erics Grinsen verrät mir, dass gleich noch etwas Schlimmeres hinterherkommen wird. Genau dasselbe Gefühl hatte ich, als ich den Raum für den Eignungstest betrat.

»Der zweite Grund«, fährt Eric ungerührt fort, »ist der, dass nur die besten zehn Initianten Mitglieder unserer Fraktion werden.«

Seine Worte stoßen wie ein brutaler Messerstoß in meinen Magen. Wir alle stehen da wie stumme Ölgötzen. Dann sagt Christina: »*Wie bitte?*«

»Es gibt elf Ferox-Anfänger und ihr seid zu neunt«, erklärt Eric. »Am Ende der ersten Initiationsphase fliegen vier raus. Weitere sechs scheiden nach dem abschließenden Test aus.«

Das heißt also, selbst wenn wir es durch alle Phasen der Initiation schaffen, werden sechs von uns trotzdem nicht aufgenommen werden. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie Christina mich anblickt, aber ich schaue nicht hin, sondern konzentriere mich auf das, was Eric sagt.

Meine Chancen als Kleinste und noch dazu als Einzige von den Altruan stehen nicht gerade gut, so viel steht fest.

»Und was passiert, wenn wir rausfliegen?«, fragt Peter.

»Ihr müsst das Gelände verlassen und seid fraktionslos«, antwortet Eric kalt.

Das Mädchen mit den mattbraunen Haaren presst die Hand vor den Mund und unterdrückt ein Schluchzen. Ich muss an den fraktionslosen Mann mit den gelben Zähnen denken, der mir die Tüte mit den Apfelscheiben aus der Hand gerissen hat. An seine trüben, durchdringenden Augen. Statt wie das Ken-Mädchen loszuheulen, spüre ich, wie meine Entschlossenheit wächst und eine ungekannte Härte sich in mir breitmacht. Ich werde Mitglied werden. Ich will es unbedingt. »Aber ... das ist unfair!«, sagt Molly, das breitschultrige Candor-Mädchen. Sie klingt wütend, aber in ihren Augen sehe ich Angst. »Wenn wir das gewusst hätten ...«

»Willst du damit sagen, dass du dich nicht für die Ferox entschieden hättest, wenn du es vor der Zeremonie der Bestimmung gewusst hättest?«, schnauzt Eric sie an. »Wenn das so ist, dann kannst du nämlich gleich abhauen. Wenn du wirklich eine von uns wärst, würdest du keinen Gedanken daran verschwenden, dass du versagen könntest. Und wenn du es doch tust, dann heißt das, dass du ein Feigling bist.«

Eric stößt die Tür zum Schlafraum auf.

»Du hast dich für uns entschieden«, sagt er. »Jetzt müssen wir uns für dich entscheiden.«

Ich liege im Bett und höre, wie neun Menschen atmen.

Ich habe noch nie mit Jungen im gleichen Zimmer geschlafen, aber hier bleibt mir nichts anderes übrig, es sei denn, ich nächtige auf dem Gang. Alle anderen haben schon die Sachen angezogen, die wir von den Ferox bekommen haben, aber ich schlafe in den Kleidern der Altruan, die nach Seife und Frische riechen und nach zu Hause.

Dort hatte ich mein eigenes Zimmer. Ich konnte durchs Fenster auf den Vorgarten schauen und dahinter lag im Dunst die Skyline der Stadt. Es war immer still, wenn ich schlief.

Meine Augen brennen, wenn ich an zu Hause denke, und als ich blinzle, rollt eine Träne über meine Wange. Ich presse die Hand an den Mund, um nicht

loszuheulen.

Ich darf nicht weinen, nicht hier. Ich muss mich beruhigen.

Es wird schon gut gehen. Ich kann mich ab jetzt im Spiegel anschauen, wann immer ich will, ich kann mich mit Christina anfreunden, mir die Haare kurz schneiden und ich muss mich nicht mehr um den Mist der anderen kümmern.

Meine Hände zittern, die Tränen strömen immer heftiger, alles verschwimmt vor den Augen.

Es ist egal, dass mich meine Eltern kaum wiedererkennen werden, wenn ich sie am Besuchstag wiedersehe – falls sie überhaupt kommen. Es ist egal, wie weh es tut, sobald ich auch nur für einen Moment versuche, mir ihre Gesichter vorzustellen. Selbst Calebs Gesicht – obwohl mich seine Geheimniskrämerei so sehr verletzt hat. Ich bemühe mich, im gleichen Rhythmus ein- und auszuatmen wie die anderen. Es ist egal.

Ein ersticktes Geräusch unterbricht das gleichmäßige Atmen, dann ein lautes Schluchzen. Bettfedern knarren, ein schwerer Körper wälzt sich herum, ein Kissen erstickt das Schluchzen, aber nicht völlig. Es kommt vom Schlafplatz neben mir – von einem der Candor-Jungen, Al, dem Größten und Kräftigsten von uns. Er ist wirklich der Letzte, von dem ich erwartet hätte, dass er die Nerven verliert.

Seine Füße sind nur Zentimeter von meinem Kopf entfernt. Ich müsste ihn trösten – es müsste mir ein echtes Anliegen sein, ihn zu beruhigen, denn so bin ich erzogen worden. Stattdessen empfinde ich Abscheu. Jemand, der so stark aussieht, sollte nicht so verweichlicht sein. Warum kann er nicht einfach im Stillen weinen, so wie alle anderen auch?

Ich muss schlucken.

Wenn meine Mutter wüsste, was ich gerade denke. Ich weiß genau, wie sie mich anschauen würde. Mit heruntergezogenen Mundwinkeln. Mit gerunzelter Stirn, nicht finster, eher müde. Ich wische mir mit der Hand über die Wangen.

Al schluchzt wieder. Bei dem Geräusch spüre ich plötzlich selbst ein Kratzen

im Hals. Er ist nur eine Armeslänge von mir entfernt – ich sollte ihn anfassen, ihn beruhigen.

Nein. Ich lasse die Hand sinken, lege mich auf die Seite und drehe den Kopf zur Wand. Es geht niemanden etwas an, dass ich ihm nicht helfen will. Ich kann dieses Geheimnis für mich behalten. Ich kneife die Augen zu und spüre, wie mich der Schlaf überkommt, aber jedes Mal, wenn ich fast eingeschlafen bin, höre ich Al wieder.

Vielleicht ist mein Problem gar nicht, dass ich nicht zurück nach Hause kann. Ich vermisse Mutter und Vater und Caleb und das brennende Feuer am Abend und das Klappern der Stricknadeln, aber das ist nicht der einzige Grund für das flaue Gefühl in meinem Magen.

Mein Problem ist wahrscheinlich eher, dass ich, selbst wenn ich nach Hause ginge, nicht dorthin passen würde, zu den Menschen, die geben, ohne lange nachzudenken, und die sich um andere kümmern, ohne lange zu fragen.

Bei dem Gedanken beiße ich die Zähne zusammen. Ich vergrabe meinen Kopf im Kissen, damit ich Al nicht weinen höre, und mit einem nassen Kissen an meiner Wange schlafe ich ein.

8. Kapitel

»Das Erste, was ihr heute lernt, ist, wie man schießt. Das Zweite, wie man einen Kampf gewinnt.« Ohne mich eines Blickes zu würdigen, drückt Four mir eine Pistole in die Hand und geht weiter auf und ab. »Eure Anwesenheit zeigt, dass ihr wisst, wie man auf einen fahrenden Zug auf- und davon abspringt, also muss ich euch das nicht mehr beibringen.«

Es hätte mich eigentlich nicht wundern dürfen, dass die Ferox uns sofort auf Trab bringen würden, aber ich hatte angenommen, dass sie uns mehr als nur sechs Stunden Nachtruhe gönnen. Ich bin noch ganz schlaftrunken.

»Eure Initiation gliedert sich in drei Phasen. Wir werden eure Fortschritte messen und eure Leistungen in jedem dieser Abschnitte bewerten. Die Ergebnisse der einzelnen Phasen gehen allerdings nicht gleichwertig in euer endgültiges Ranking ein, deshalb könnt ihr eure Rangfolge, auch wenn es sehr schwierig ist, im Laufe der Zeit noch verbessern.«

Ich starre auf die Waffe in meiner Hand. Nie hätte ich gedacht, dass ich jemals eine Waffe in der Hand halten, geschweige denn damit schießen müsste. Sie fühlt sich gefährlich an, so als könnte ich jemanden damit verletzen, wenn ich sie nur anfasse.

»Wir sind überzeugt davon, dass man Feigheit mit Training überwinden kann. Feigheit bedeutet für uns, dass man in größter Gefahr nicht handelt«, erklärt Four. »Deshalb hat jeder Initiationsabschnitt zum Ziel, euch in einer ganz bestimmten Art und Weise vorzubereiten. Phase eins zielt auf eure körperlichen Kräfte, im zweiten Teil geht es hauptsächlich um eure Gefühle und im dritten um das Mentale.«

»Aber was ...«, sagt Peter und gähnt dabei, »was hat es mit Tapferkeit zu tun, wenn ich eine Waffe abfeuere?«

Sekundenschnell zieht und entsichert Four seine Waffe und hält sie an Peters

Stirn. Peter erstarrt mit aufgerissenem Mund, das Gähnen zur Grimasse verzerrt.

»Wach auf, du Idiot«, blafft Four ihn an. »Du hältst eine geladene Waffe in der Hand. Also benimm dich auch entsprechend.« Er lässt die Waffe sinken.

Kaum ist die unmittelbare Bedrohung vorüber, funkeln Peters grüne Augen kalt. Ich bin überrascht, dass er sich eine Antwort verkneifen kann, ausgerechnet er, der bei den Candor sein ganzes Leben lang kein Blatt vor den Mund genommen hat. Er schafft es, aber seine Wangen glühen.

»Um deine Frage zu beantworten: Wenn ihr darauf vorbereitet seid, euch selbst zu verteidigen, werdet ihr wahrscheinlich nicht ganz so die Hosen voll haben und nach eurer Mutter rufen, wenn es mal so weit ist.« Four läuft langsam an uns allen vorbei, dann macht er auf dem Absatz kehrt. »Dieses Wissen wird euch während eurer Ausbildung zugutekommen. Also, seht genau zu.«

Er dreht sich zur Wand, an der die Zielscheiben stehen – für jeden von uns ein Stück Sperrholz mit drei roten Ringen darauf –, stellt sich mit gespreizten Beinen hin, hält die Waffe mit beiden Händen und schießt. Der Knall ist so laut, dass mir die Ohren wehtun. Ich recke mich, damit ich das Ziel sehen kann. Die Kugel hat den innersten Kreis getroffen.

Nervös betrachte ich meine eigene Zielscheibe. Meine Eltern würden es niemals gutheißen, dass ich schieße. Sie würden argumentieren, dass Waffen zur Selbstverteidigung dienen, wenn nicht sogar zu Gewalttaten, und Schießen daher ein Ausdruck von Eigennutz sei.

Ich verbanne meine Familie aus meinen Gedanken, setze die Füße weit auseinander und umfasse die Waffe vorsichtig mit beiden Händen. Sie ist schwer, es ist nicht einfach, sie von mir wegzuhalten, aber ich möchte, dass sie so weit wie möglich von meinem Gesicht entfernt ist. Ich ziehe am Abzug, erst zögerlich, dann kräftiger. Der Knall dröhnt in meinen Ohren und der Rückstoß schlägt mir die Hände gegen die Nase. Ich taumle und muss mich an der Wand abstützen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Keine Ahnung, ob oder was ich getroffen habe, ich weiß nur, dass ich das Ziel glatt verfehlt habe.

Ich schieße noch einmal und noch einmal und noch einmal, aber keine Kugel trifft auch nur annähernd in die Mitte.

»Statistisch gesehen«, sagt der Ken-Junge neben mir grinsend, »hättest du das Ziel mindestens einmal treffen müssen, und sei es auch nur durch Zufall.« Er heißt Will, hat blonde, widerspenstige Haare und senkrechte Falten zwischen den Augenbrauen.

»Ach ja?«, sage ich tonlos.

»Ja«, sagt er. »Ich habe den Verdacht, du setzt dich gerade über sämtliche Naturgesetze hinweg.«

Ich beiße die Zähne zusammen und konzentriere mich wieder aufs Ziel. Ich bin entschlossen, diesmal mit beiden Beinen stehen zu bleiben. Wenn ich schon die allererste Aufgabe nicht hinkriege, wie soll ich dann jemals die Initiation schaffen?

Ich betätige erneut den Abzug, und diesmal bin ich auf den Rückstoß gefasst. Meine Hände werden zurückgeschleudert, aber meine Füße bleiben fest auf dem Boden. Am Rand der Zielscheibe ist ein Einschussloch. Ich schaue Will mit hochgezogenen Brauen an.

»Na also, sag ich doch – die Statistik lügt nicht«, stellt er trocken fest und bringt mich gegen meinen Willen zum Lachen.

Ich brauche fünf Anläufe, um endlich die Mitte der Zielscheibe zu treffen, aber dann durchströmt mich eine Welle von Energie. Ich bin hellwach, meine Augen sind weit offen, die Hände warm. Zufrieden lasse ich die Waffe sinken. Es gibt einem ein Gefühl der Macht, wenn man etwas beherrscht, womit man anderen schaden kann. Etwas beherrschen bedeutet Macht, so einfach ist das.

Vielleicht gehöre ich doch hierher.

In der Mittagspause tun mir vom Halten der Waffe die Arme weh und meine Finger sind krumm und steif. Auf dem Weg zum Speisesaal massiere ich sie. Christina lädt Al ein, sich zu uns zu setzen. Jedes Mal, wenn ich ihn anschau, höre ich sein Schluchzen wieder, also versuche ich, ihn nicht anzuschauen.

Ich stochere mit der Gabel in meinen Erbsen herum und meine Gedanken wandern zurück zu den Eignungstests. Als Tori mich warnte, wie gefährlich es sei, *unbestimmt* zu sein, hatte ich Angst, man könnte es mir am Gesicht ablesen, und ich dachte, jeder würde es sofort merken, wenn ich auch nur eine falsche Bewegung mache. Bisher hat sich das zum Glück nicht bewahrheitet, was nicht heißt, dass ich mich jetzt sicherer fühle. Was, wenn ich unachtsam werde und etwas passiert?

»Komm schon. Erinnerst du dich tatsächlich nicht mehr an mich?«, fragt Christina Al, während sie sich ein Sandwich belegt. »Noch vor ein paar Tagen waren wir zusammen im selben Mathekurs. Und ich bin ja wirklich kein Mensch, den man überhören könnte.«

»In Mathe habe ich meistens geschlafen«, sagt Al entschuldigend. »Das hatten wir immer in der ersten Stunde!«

Was, wenn mir keine unmittelbare Gefahr droht, sondern erst in ein paar Jahren, wenn ich gar nicht mehr damit rechne?

»Tris«, sagt Christina und schnippt vor meiner Nase mit den Fingern. »Hallo? Ist da jemand?«

»Wie bitte? Was ist los?«

»Ich hab dich gefragt, ob wir irgendwann mal im selben Kurs waren«, sagt sie. »Nimm's mir nicht übel, aber ich würde mich wahrscheinlich nicht an dich erinnern. Für mich haben alle Altruan gleich ausgesehen. Das tun sie immer noch, aber inzwischen bist du ja keine mehr.«

Ich starre sie wortlos an. Muss sie mich ausgerechnet jetzt daran erinnern?

»Entschuldigung, war ich gerade unhöflich?«, fragt sie. »Ich bin gewohnt, alles freiheraus zu sagen, was mir durch den Sinn geht. Meine Mutter meint, Höflichkeit sei nichts anderes als nett verpackte Schwindelei.«

»Genau das ist auch der Grund, warum unsere Fraktionen normalerweise nichts miteinander zu tun haben«, erwidere ich knapp. Die Candor und die Altruan hassen sich nicht, wie es die Ken und die Altruan tun, aber sie gehen

sich aus dem Weg. Am größten ist die Kluft zwischen den Candor und den Amite. Letzteren gehen Frieden und Freundschaft über alles. Deshalb kehren sie auch alles unter den Tisch, um nur ja keine Missstimmung aufkommen zu lassen – so lautet zumindest der Vorwurf der Candor.

»Darf ich mich zu euch setzen?«, fragt Will und tippt mit dem Finger auf die Tischplatte.

»Wie, du willst nicht mit deinen Kumpels von den Ken rumhängen?«, fragt Christina.

»Das sind nicht meine Kumpels«, antwortet Will und stellt seinen Teller ab. »Nur weil wir in derselben Fraktion waren, heißt das nicht, dass wir besonders gut miteinander auskommen. Außerdem sind Edward und Myra ein Pärchen und die brauchen mich nicht als Aufpasser.«

Edward und Myra, die beiden anderen Ken, sitzen zwei Tische weiter. Sie hocken so dicht aufeinander, dass sie beim Essen mit den Ellbogen aneinanderstoßen. Myra hält inne und küsst Edward. Ich schaue ihnen dabei zu. Ich habe noch nicht sehr oft gesehen, wie zwei sich küssen.

Edward dreht sich zu Myra und drückt seine Lippen auf ihre. Ich atme viel zu laut aus und drehe mich weg. Einerseits warte ich darauf, dass irgendjemand sie zurechtweist, andererseits frage ich mich mit einem Anflug von Sehnsucht, was es für ein Gefühl sein mag, die Lippen eines anderen auf seinen zu spüren.

»Müssen die das in aller Öffentlichkeit tun?«, sage ich entnervt.

»Sie hat ihn doch nur geküsst.« Will wirft mir einen vorwurfsvollen Blick zu. Als er seine Stirn runzelt, berühren seine dichten Augenbrauen die Wimpern. »Sie haben sich ja nicht nackt ausgezogen.«

»Man küsst sich nicht in aller Öffentlichkeit.«

Al, Will und Christina tauschen vielsagende Blicke aus.

»Was ist?«, frage ich.

»Man merkt, dass du von den Altruan kommst«, sagt Christina. »Wir anderen stören uns nicht an ein bisschen Zuneigung in der Öffentlichkeit.«

»Oh«, sage ich und zucke möglichst lässig mit den Schultern. »Ich schätze, dann muss ich mich daran gewöhnen.«

»Du kannst auch ein Sexmuffel bleiben«, sagt Will und seine grünen Augen blitzen spöttisch. »Das liegt ganz an dir.«

Christina wirft ein Brötchen nach ihm. Er fängt es auf und beißt hinein.

»Sei nicht gemein zu ihr«, schimpft sie. »Tris kann nicht so einfach aus ihrer Haut. Genauso wenig, wie du es verleugnen kannst, dass du ein Besserwisser bist.«

»Ich bin kein Sexmuffel!«, protestiere ich.

»Mach dir nichts draus«, sagt Will. »Das ist doch ganz niedlich. Schaut mal, jetzt wird sie rot.«

Bei seiner Bemerkung wird mir noch heißer im Gesicht. Alle kichern. Ich tue so, als würde ich mitlachen, und nach einem Augenblick platzt es tatsächlich aus mir heraus.

Es ist schön, lachen zu können.

Nach dem Essen führt uns Four in einen Raum. Er ist riesig und die Holzdielen knarren und quietschen. In der Mitte ist ein großer Kreis aufgemalt. An der linken Wand hängt eine große grüne Schultafel. Meine Lehrer in der Unterstufe haben auf solchen Tafeln geschrieben, aber seither habe ich keine mehr gesehen. Vielleicht ist es Ausdruck der Prioritäten, die die Ferox setzen: zuerst das Training, dann die Technik.

Auf der Tafel stehen unsere Namen in alphabetischer Reihenfolge und in einer Ecke hängen im gleichen Abstand nebeneinander mehrere schon ziemlich abgenutzte Sandsäcke.

Wir stellen uns in Reih und Glied neben den Sandsäcken auf. In der Mitte steht Four, sodass wir ihn alle sehen können.

»Wie ich heute Morgen schon gesagt habe, werdet ihr kämpfen lernen«, verkündet er. »Es geht darum, euch darauf vorzubereiten, im entscheidenden Moment zu handeln, und darum, euren Körper für Bedrohungen und Kämpfe

fit zu machen – was ihr auch bitter nötig haben werdet, wenn ihr als Ferox überleben wollt.«

Im Moment ist mir die Vorstellung, als Ferox zu leben und zu überleben, noch unendlich fern. Mir reicht vorerst der Gedanke daran, wie ich die Initiation überstehen soll.

»Heute werden wir uns mit Kampftechniken beschäftigen und morgen werdet ihr gegeneinander antreten«, sagt Four. »Ich rate euch deshalb aufzupassen. Wer nicht flink lernt, wird es später büßen.«

Four zählt Schlagtechniken auf und demonstriert sie sofort, erst führt er die Schläge in die Luft, dann gegen den Sandsack.

Im Laufe des Trainings werde ich besser. Wie schon mit dem Gewehr brauche ich ein paar Anläufe, um herauszufinden, wie ich am besten stehe und wie ich mich bewegen muss, damit ich es genauso mache wie Four. Die Tritte sind schwieriger, obwohl er uns nur die einfachsten zeigt. Als ich auf den Sandsack schlage, tun mir Hände und Füße weh und meine Haut ist knallrot, aber der Sandsack bewegt sich kaum, egal, wie fest ich dagegen schlage. Überall um mich herum höre ich, wie Fäuste gegen festen, unnachgiebigen Stoff klatschen.

Four wandert zwischen uns hin und her und beobachtet uns, während wir verbissen die Schläge üben. Als er vor mir stehen bleibt, habe ich das Gefühl, als würde mir jemand mit einer Gabel im Magen herumrühren. Er fixiert mich, mustert mich von Kopf bis Fuß, und doch verweilen seine Augen nirgendwo – es ist ein fachkundiger, prüfender Blick.

»Du hast nicht viele Muskeln«, sagt er, »das heißt, es ist besser, wenn du deine Knie und deine Ellbogen einsetzt. Dann verleihst du deinen Schlägen mehr Kraft.«

Er legt eine Hand auf meinen Bauch. Seine Finger sind lang, mit dem Handballen berührt er die Rippen auf der einen Seite und die Fingerspitzen reichen bis auf die andere Seite des Brustkorbs. Mein Herz schlägt so heftig, dass mir die Brust wehtut, und ich starre ihn aus weit aufgerissenen Augen an.

»Vergiss nie, hier die Spannung zu halten«, sagt er ruhig.

Dann nimmt er seine Hand weg und geht weiter. Ich spüre den Druck seiner Hand noch, als er schon längst fort ist. Ich weiß selbst nicht, warum, aber ich muss erst innehalten und durchatmen, ehe ich weiterüben kann.

Als Four uns zum Abendessen entlässt, versetzt mir Christina spielerisch einen Knuff.

»Ein Wunder, dass er dich nicht in der Mitte entzweigebrochen hat«, sagt sie und zieht eine Grimasse. »Ehrlich gesagt jagt er mir Angst ein. Das liegt daran, dass er immer so leise spricht.«

»Ja, er ist ...« Über die Schulter schauend, blicke ich mich nach ihm um. Four ist ruhig und hat eine bemerkenswerte Selbstbeherrschung. Doch ich hatte keine Angst, dass er mir wehtun würde. »Ja, er ist zweifellos sehr einschüchternd«, sage ich schließlich.

Als wir auf die Grube zugehen, dreht Al, der ein paar Schritte vor uns läuft, sich plötzlich um und verkündet: »Ich möchte ein Tattoo haben.«

Will hinter uns fragt: »Und was willst du dir tätowieren lassen?«

»Keine Ahnung.« Al lacht. »Ich möchte nur das Gefühl haben, dass ich meine alte Fraktion wirklich verlassen habe. Dass ich ihr nicht mehr nachweine.« Als wir ihm keine Antwort geben, fügt er hinzu: »Ich weiß, ihr habt mich gehört.«

»Ja, du musst lernen, etwas leiser zu sein.« Christina versetzt ihm einen Knuff gegen seinen Arm. »Aber ich denke, du hast recht. Wir gehören halb zu den Ferox, halb nicht. Wenn wir ganz dazugehören wollen, dann sollten wir auch aussehen wie sie.« Sie blickt mich vielsagend an.

»Nein«, lehne ich kategorisch ab. »Ich werde mir die Haare nicht kurz schneiden und ich werde sie mir auch nicht in irgendeiner merkwürdigen Farbe tönen. Geschweige denn Piercings mitten im Gesicht tragen.«

»Wie wär's mit dem Nabel?«, schlägt Christina vor.

»Oder den Brustwarzen?«, fragt Will und schnaubt vor Lachen.

Statt zu antworten, pariere ich ihre Sticheleien nur mit einem entnervten

Seufzer.

Da wir mit dem Training für heute fertig sind, können wir bis zum Schlafengehen tun, was wir wollen. Bei dieser Vorstellung wird mir ganz schwindelig – was aber auch daran liegen kann, dass ich so müde bin.

In der Grube wimmelt es von Menschen. Christina schlägt vor, dass wir beide Will und Al vor dem Tattoo-Studio treffen, und zerrt mich zuerst dorthin, wo es Kleider gibt. Wir steigen so rasch den schmalen Pfad hinauf zu den höheren Etagen, dass die Steine unter unseren Füßen wegrollen.

»Was stört dich an meinen Kleidern?«, frage ich Christina. »Ich trage doch gar nichts Graues mehr.«

»Deine Sachen sind hässlich und viel zu groß.« Sie seufzt. »Ich will dir doch nur helfen. Wenn dir die Klamotten nicht gefallen, die ich für dich aussuche, dann musst du sie nicht wieder anziehen, das verspreche ich dir.«

Zehn Minuten später stehe ich vor einem Spiegel und habe ein knielanges schwarzes Kleid an. Es ist nicht weit, aber auch nicht so eng wie das erste, das Christina für mich ausgesucht hat und bei dem ich mich geweigert habe, es überhaupt anzuziehen. Über meine nackten Arme zieht sich eine Gänsehaut. Christina nimmt mir das Haarband ab und ich schüttele meinen Zopf aus, bis das Haar locker über die Schultern fällt.

Dann nimmt Christina einen schwarzen Stift.

»Eyeliner«, sagt sie nur.

»Du wirst es nicht schaffen, aus mir eine Schönheit zu machen, glaub mir.« Ich schließe die Augen und halte still. Mit der Spitze des Stifts zieht Christina meine Lider nach. Ich stelle mir vor, wie ich in diesem Aufzug vor meiner Familie stehe, und bei dem Gedanken verkrampft sich mein Magen.

»Wer sagt etwas von schön? Ich bin eher für auffallend.«

Ich öffne die Augen und zum ersten Mal betrachte ich völlig ungeniert mein Spiegelbild. Mein Herz klopft schneller, als würde ich gerade etwas Verbotenes tun. Es ist gar nicht leicht, die Denkgewohnheiten der Altruan abzulegen, die

man mir über all die Jahre eingepflanzt hat. Es ist so, als wolle man aus einer aufwendigen Stickerei einen einzelnen Faden herausziehen. Aber ich werde mir neue Gewohnheiten, neue Gedanken, neue Gesetze zulegen. Ich werde ein anderer Mensch werden.

Vorher waren meine Augen von einem matten Blau, das ins Graue spielte. Der Eyeliner macht daraus ein leuchtendes Blau. Und wenn meine Haare locker fallen, dann wirken auch meine Gesichtszüge weicher und voller. Ich bin nicht hübsch – meine Augen sind zu groß und meine Nase ist zu lang –, aber Christina hat recht, mein Gesicht ist irgendwie bemerkenswert.

Wie ich mich so anschau, ist es, als sähe ich ein fremdes Mädchen zum ersten Mal. Beatrice war eine Person, die sich nur heimlich im Spiegel betrachtete und die am Esstisch zu schweigen hatte. Dieses Mädchen hier fordert hingegen meine Aufmerksamkeit heraus, sie hält ungerührt meinem Blick stand. Dieses Mädchen ist Tris.

»Siehst du«, sagt Christina. »Du siehst ... beeindruckend aus.«

Unter den gegebenen Umständen ist es das größte Kompliment, das sie mir machen konnte. Ich lächle sie im Spiegel an.

»Gefällst du dir?«, fragt sie.

»Ja.« Ich nicke. »Ich sehe aus ... wie ein anderer Mensch.«

Sie lacht. »Ist das gut oder schlecht?«

Ich betrachte mich wieder im Spiegel. Zum ersten Mal beunruhigt mich der Gedanke, keine Altruan mehr zu sein, nicht, sondern erfüllt mich mit Zuversicht.

»Es ist gut.« Ich schüttle den Kopf. »Tut mir leid, dass ich mich gar nicht mehr losreißen kann, aber zu Hause durfte ich nie so lange in den Spiegel schauen.«

»Tatsächlich?« Christina legt den Kopf schief. »Ich muss schon sagen, diese Altruan sind merkwürdige Käuze.«

»Lass uns gehen und zuschauen, wie Al sein Tattoo bekommt«, sage ich. Auch wenn ich meiner alten Fraktion den Rücken gekehrt habe, möchte ich nicht

schlecht über sie reden.

Zu Hause haben meine Mutter und ich zweimal im Jahr neue Kleider geholt, die immer mehr oder weniger gleich aussahen. Wenn alle das Gleiche bekommen, macht die Zuteilung keine Probleme. Hier ist alles viel abwechslungsreicher. Jeder Ferox erhält eine gewisse Anzahl Punkte, die er jeden Monat verbrauchen kann. Kleidung kostet beispielsweise einen Punkt.

Christina und ich rennen den schmalen Pfad hinunter zum Tattoo-Studio. Dort sitzt Al schon auf einem Stuhl und ein kleiner, schwächlicher Mann, bei dem mehr Tattoos als blanke Haut zu sehen sind, zeichnet gerade eine Spinne auf Als Arm.

Will und Christina blättern Musterbücher durch und stoßen sich gegenseitig an, wenn sie auf ein Tattoo stoßen, das ihnen gefällt. Während sie so nebeneinandersitzen, fällt mir auf, wie gegensätzlich die beiden sind. Christina ist dunkelhäutig und schlank, Will hingegen blass und kräftig, aber beide haben das gleiche unbeschwerte Lächeln.

Ich vertreibe mir die Zeit, indem ich die Kunstwerke an den Wänden betrachte, die von den Amite stammen müssen – der einzigen Fraktion, die Kunst hervorbringt. Die Altruan betrachten Kunst als unnütz, die Beschäftigung mit Kunst ist für sie vergeudete Zeit, die man besser damit verbringen könnte, anderen zu helfen. Natürlich kenne ich Kunstwerke aus meinen Schulbüchern, aber ich war noch nie in einem Raum, der mit Bildern geschmückt ist. Sie schaffen eine freundliche, warme Atmosphäre, ich könnte Stunden hier verbringen, ohne mich zu langweilen. Mit den Fingerspitzen fahre ich die Wände entlang. Das Bild eines Falken erinnert mich an Toris Tattoo. Gleich darunter hängt die Skizze eines fliegenden Vogels.

»Das ist ein Rabe«, sagt jemand hinter mir. »Schön, nicht wahr?«

Ich drehe mich um. Hinter mir steht Tori. Sofort fühle ich mich in den Raum zurückversetzt, in dem die Eignungstests stattfinden, den Raum mit den vielen Spiegeln, den Raum, wo man Drähte an den Kopf kriegt. Ich bin überrascht, sie

hier zu sehen.

»Hallo.« Sie lächelt mich an. »Ich hätte nie gedacht, dass ich dich wiedersehen würde. Du heißt Beatrice, nicht wahr?«

»Ich heiße Tris«, antworte ich. »Arbeitest du hier?«

»Ja. Ich war nur für kurze Zeit weg, um die Tests zu überwachen. Meistens bin ich hier.« Nachdenklich legt sie den Finger ans Kinn. »Ich habe von dir gehört. Du warst die Erste, die gesprungen ist, stimmt's?«

»Ja, das war ich.«

»Gut gemacht.«

»Danke.« Mit den Fingern fahre ich die Umrisse des Vogels nach. »Hör zu«, presche ich vor. »Ich muss mit dir reden.« Verstohlen blicke ich zu Will und Christina. Ich kann jetzt nicht mit Tori hinter einer Ecke verschwinden, sie würden mir nur unliebsame Fragen stellen. »Über etwas ganz Bestimmtes. Aber nicht hier und jetzt.«

»Ich weiß nicht, ob das klug ist«, antwortet sie leise. »Ich habe dir geholfen, so gut ich konnte. Jetzt musst du allein damit zurechtkommen.«

Ihre Antwort enttäuscht mich. Tori könnte mir all meine Fragen beantworten, das weiß ich genau. Wenn sie jetzt nicht antworten will, dann werde ich eben einen Weg finden müssen, dass sie es ein andermal tut.

»Möchtest du dir ein Tattoo machen lassen?«, fragt sie.

Die Vogelzeichnung zieht mich wieder in ihren Bann. Ich hatte überhaupt nicht vor, mich piercen oder tätowieren zu lassen. Ich weiß genau, wenn ich das tue, treibe ich nur einen weiteren Keil zwischen mich und meine Familie. Falls mein Leben hier allerdings so weitergeht, wie es angefangen hat, dann ist ein Tattoo vermutlich das kleinste Hindernis zwischen mir und meiner Familie. Immerhin verstehe ich nun, was Tori gemeint hat, als sie sagte, das Tattoo symbolisiere die Angst, die sie überwunden hat, und dass es sie daran erinnere, woher sie kam und wo sie jetzt ist. Vielleicht kann ich mein früheres Leben ehren, indem ich zu meinem neuen Leben stehe.

»Ja«, sage ich, »drei fliegende Vögel.«

Ich deute auf mein Schlüsselbein und zeige den Weg, den sie fliegen sollen – hin zu meinem Herzen. Ein Vogel für jeden aus meiner Familie, den ich zurückgelassen habe.

9. Kapitel

»Da eure Zahl ungerade ist, wird einer von euch heute nicht kämpfen«, verkündet Four und tritt einen Schritt von der Tafel zurück. Er sieht mich an. Neben meinem Namen steht nichts.

Der Knoten in meinem Magen löst sich. Ich habe eine Gnadenfrist.

»Oh nein«, stöhnt Christina und stößt mich mit dem Ellbogen an. Sie trifft einen von meinen vielen schmerzenden Muskeln – ich habe heute Morgen mehr Muskeln, die wehtun, als solche, die es nicht tun.

»Aua!«

»Tut mir leid«, entschuldigt sie sich. »Aber schau doch nur, ich muss gegen den Panzer kämpfen.«

Christina und ich haben heute zusammen am Frühstückstisch gesessen, und davor hat sie mich vor dem Rest des Schlafsaals abgeschirmt, damit ich mich in Ruhe anziehen konnte. Ich hatte noch nie zuvor eine Freundin wie sie. Susan war enger mit Caleb befreundet als mit mir und Robert ist seiner Schwester stets auf Schritt und Tritt gefolgt.

Im Grunde hatte ich überhaupt noch nie eine wahre Freundin. Vielleicht ist wahre Freundschaft nicht wirklich möglich, wenn man unter Menschen lebt, die von niemandem Hilfe annehmen und die es stets vermeiden, von sich selbst zu sprechen. Aber hier ist alles anders. Ich weiß schon jetzt mehr von Christina, als ich je von Susan wusste, und das, obwohl ich sie erst seit zwei Tagen kenne.

»Gegen den Panzer?« Mein Blick schweift zu Christinas Namen an der Tafel. Daneben steht: *Molly*.

»Ja, Peters Anhängsel. Molly, die weibliche Ausgabe von Peter«, sagt sie und deutet mit dem Kinn auf eine Gruppe von Leuten auf der anderen Seite des Raums. Molly ist so groß wie Christina, aber damit enden die Gemeinsamkeiten auch schon. Sie hat breite Schultern, einen bronzenen Hutton und eine

Knollennase.

»Die drei«, Christina zeigt nacheinander auf Peter, Drew und Molly, »sind seit ihrer Geburt so gut wie unzertrennlich. Ich mochte sie noch nie.«

Will und Al stehen sich in der Arena gegenüber. Sie halten die Fäuste vors Gesicht, wie Four es uns beigebracht hat, und tänzeln umeinander herum. Al ist einen halben Kopf größer als Will und zweimal so breit. Als ich ihn anschau, fällt mir auf, dass sogar seine Gesichtszüge groß sind – seine Nase ist groß, seine Lippen sind groß, seine Augen sind groß. Dieser Kampf wird nicht lange dauern.

Ich richte meine Aufmerksamkeit wieder auf Peter und seine Freunde. Drew ist kleiner als Peter und Molly, aber er hat eine Statur wie ein Felsquader und seine Schultern sind immer hochgezogen. Er hat rotblonde Haare, die Farbe erinnert an eine verschrumpelte Karotte.

»Was ist mit ihnen?«, frage ich.

»Peter ist durch und durch böse. Als wir noch klein waren, hat er ständig Streit mit den Kindern anderer Fraktionen vom Zaun gebrochen. Und wenn dann Erwachsene kamen und den Streit schlichten wollten, fing er an zu weinen und behauptete, die anderen Kinder hätten angefangen. Natürlich glaubte man ihm, denn wir waren ja Candor und konnten daher nicht lügen. Haha.« Angewidert rümpft Christina die Nase und fügt dann hinzu: »Drew ist vom gleichen Kaliber. Ich bezweifle allerdings, dass er auch nur einen einzigen eigenen Gedanken im Kopf hat. Und Molly ... sie ist jemand, der ein Brennglas über Ameisen hält, nur um sie zappeln zu sehen.«

Auf dem Kampfplatz landet Al einen so harten Treffer gegen Wills Kinn, dass ich unwillkürlich zusammenzucke. Auf der anderen Seite der Arena steht Eric. Er grinst und spielt mit einem Ring an seiner Augenbraue.

Will taumelt und presst eine Hand gegen das Gesicht. Mit der anderen Hand pariert er Als nächsten Schlag. Seiner verzerrten Miene nach zu urteilen, war es genauso schmerzhaft, den Schlag abzuwehren, wie ihn auszuhalten. Al ist zwar

langsam, aber kräftig.

Peter, Drew und Molly blicken verstohlen in unsere Richtung, dann stecken sie die Köpfe zusammen und flüstern.

»Sie ahnen, dass wir über sie reden«, sage ich.

»Na und? Sie wissen, dass ich sie nicht leiden kann.«

»Tatsächlich? Woher denn?«

Christina setzt ein falsches Lächeln auf und winkt ihnen zu. Beschämt senke ich den Blick. Meine Wangen glühen. Ich sollte nicht über andere klatschen. Klatschen ist selbstsüchtig und unbeherrscht.

Will hakt einen Fuß um das Bein seines Gegners, reißt ihn blitzschnell zurück und bringt Al zu Fall. Aber Al rappelt sich sofort wieder auf.

»Weil ich es allen dreien gesagt habe«, murmelt Christina mit zusammengebißenem Zähn und lächelt immer noch in deren Richtung. Ihre oberen Zähne sind gerade gewachsen, die unteren schief. Sie blickt mich an. »Wir Candor versuchen immer, möglichst offen über unsere Gefühle zu sprechen. Viele Leute haben mir gesagt, dass sie mich nicht mögen. Viele haben es aber auch nicht gesagt. Was soll's?«

»Wir wurden dazu angehalten, andere Menschen nicht zu verletzen«, erkläre ich ihr.

»Ach, weißt du, ich stelle mir immer vor, ich helfe ihnen, wenn ich meinen Hass offen zeige«, erwidert sie ungerührt. »Auf diese Weise erinnere ich sie daran, dass sie kein Geschenk Gottes an die Menschheit sind.«

Ihre spitze Bemerkung bringt mich zum Lachen, doch schließlich wende ich mich wieder dem Kampfgeschehen zu. Will und Al fixieren einander, inzwischen sind sie schon etwas zögerlicher geworden. Will streicht sich die blonden Haare aus den Augen. Beide Kontrahenten blicken Four fragend an und scheinen darauf zu warten, dass er den Kampf abbricht, doch der steht nur mit verschränkten Armen da und zeigt keinerlei Reaktion. Ein paar Schritte entfernt wartet Eric mit dem Blick auf die Uhr.

Die beiden beschränken sich darauf, abwartend im Kreis zu tänzeln, bis Eric ruft: »Glaubt ihr, das hier ist ein Kaffeekränzchen? Oder wollt ihr vielleicht ein Nickerchen einlegen? Kämpft endlich!«

Al richtet sich auf, lässt die Hände sinken und fragt: »Wann hat man eigentlich gewonnen? Wann ist der Kampf zu Ende?«

»Er ist dann zu Ende, wenn einer von euch nicht weiterkämpfen kann«, antwortet Eric.

»Nach den Regeln der Ferox kann sich auch einer von euch ergeben«, korrigiert ihn Four.

Eric reagiert auf diesen Einwand mit einem Stirnrunzeln. »Nach den *alten* Regeln«, sagt er. »Nach den *neuen* Regeln kann man sich nicht ergeben.«

»Wer tapfer ist, kann auch anerkennen, wenn ein anderer stärker ist«, erwidert Four.

»Wer tapfer ist, ergibt sich nie.«

Four und Eric messen sich mit Blicken. Offenbar gibt es zwei Arten von Ferox – eine anständige und eine skrupellose – und beide habe ich gerade vor mir. Aber alle hier im Raum, auch ich, wissen, dass Eric als jüngster Anführer der Ferox derjenige ist, der das Sagen hat.

Al wischt sich mit der flachen Hand die Schweißperlen von der Stirn.

»Das ist doch lächerlich«, sagt er kopfschüttelnd. »Was bringt es, wenn ich ihn zusammenschlage? Wir sind doch in derselben Fraktion!«

»Ach, du denkst wohl, das ist das reinste Kinderspiel?«, fragt Will. »Na komm schon, Lahmarsch. Versuch mich zu schlagen.«

Will hebt die Fäuste. In seinem Blick liegt eine Entschlossenheit, die vorher nicht da war. Glaubt er allen Ernstes, er könne den Kampf gewinnen? Ein gut platzierter Treffer an den Kopf, und Al hat ihn erledigt.

Natürlich nur, wenn Al auch trifft.

Der setzt zum Schlag an, aber Will weicht ihm aus. Sein Nacken ist schweißüberströmt. Und schon wieder weicht er einem Schlag aus, trippelt dann

um Al herum und tritt ihm mit aller Kraft in den Rücken. Al taumelt nach vorne und dreht sich um.

Als ich jünger war, habe ich ein Buch über Grizzlybären gelesen. Darin war ein Bär abgebildet. Er stand auf den Hinterpfoten, die Vorderpfoten hochehoben, und brüllte. Genauso sieht Al jetzt aus. Mit einem Satz packt er Will am Arm, hält ihn unerbittlich fest und versetzt ihm einen wuchtigen Schlag gegen das Kinn.

Wills Augen, die sonst blassgrün wie Sellerie sind, werden glasig. Alle Spannung weicht aus seinem Körper und er verdreht die Augen. Al lässt ihn los, woraufhin Will wie ein nasser Sack umfällt. Bei diesem Anblick läuft es mir eiskalt über den Rücken.

Al beugt sich erschrocken über Will und klopft ihm mit der Hand auf die Wange. Es wird ganz still im Raum, während wir darauf warten, ob Will reagiert. Einige Sekunden lang bleibt er reglos und mit seltsam verdrehtem Arm liegen. Dann blinzelt er, sichtlich benommen.

»Hebt ihn auf«, befiehlt Eric. Er beobachtet den am Boden Liegenden, wobei sein Blick so gierig ist wie der eines Hungrigen, der wochenlang keine richtige Mahlzeit mehr hatte. Sein Mund ist grausam verzogen.

Four dreht sich zur Tafel und macht einen Kreis um Als Namen. Er ist der Sieger.

»Die Nächsten sind ... Molly und Christina!«, verkündet Eric. Al schultert Will und schleppt ihn fort.

Christina knackt mit den Fingerknöcheln. Ich würde ihr gern Glück wünschen, weiß jedoch nicht, was ich ihr wünschen soll. Christina ist nicht schwach, aber sie ist viel zierlicher als Molly. An der Tür übernimmt Four Will und bringt ihn hinaus. Al bleibt stehen und sieht den beiden nach.

Dass Four rausgegangen ist, beunruhigt mich. Uns mit Eric hier allein zu lassen, ist, als ob man einen Babysitter anheuert, der voller Vorfreude die Messer wetzt.

Christina streicht ihr Haar hinter die Ohren. Es ist kinnlang, schwarz und mit silbernen Clips zusammengehalten. Wieder knackt sie mit den Fingerknöcheln. Sie scheint nervös zu sein – kein Wunder, wer wäre das nicht, wenn er mit angesehen hätte, wie Will schlaff wie eine Puppe zu Boden ging?

Wenn jeder Kampf bei den Ferox damit endet, dass nur einer auf den Beinen bleibt, dann weiß ich nicht, wie es mir bei der Initiation ergehen wird. Werde ich wie Al dastehen, mich über einen Menschen beugen, wissend, dass ich es war, die ihn niedergeschlagen hat, oder werde ich wie Will als hilfloses Häufchen Elend enden? Und ist es selbstsüchtig von mir, wenn ich unbedingt siegen will, oder ist es tapfer? Ich wische meine schweißnassen Hände an der Hose ab.

Christina greift an, indem sie Molly in die Seite tritt – und mich aus meinen Grübeleien reißt. Molly schnappt nach Luft und fletscht die Zähne. Eine verklebte schwarze Haarlocke fällt ihr ins Gesicht, aber sie streicht sie nicht zurück.

Al stellt sich zu mir, doch ich bin viel zu sehr mit dem laufenden Kampf beschäftigt, um ihn anzuschauen, geschweige denn ihm zu seinem Sieg zu beglückwünschen. Ich bin allerdings nicht sicher, ob es das ist, was er von mir erwartet. Molly grinst, dann stürzt sie sich ohne jede Vorwarnung mit ausgestreckten Armen auf Christina und umklammert ihre Taille. Der Aufprall wirft Christina glatt um. Molly drückt sie mit ihrem Gewicht nach unten. Christina schlägt um sich, aber Molly ist schwer und lässt sich nicht abschütteln.

Sie schlägt zu, Christina weicht mit dem Kopf aus, aber dann schlägt Molly noch einmal und noch einmal, trifft Christinas Kinn, ihre Nase, den Mund. Ohne nachzudenken, packe ich Als Arm und drücke ihn ganz fest. Ich brauche einfach jemanden, an den ich mich klammern kann. Blut rinnt über Christinas Gesicht und tropft auf den Boden. Zum ersten Mal in meinem Leben bete ich darum, dass jemand ohnmächtig wird.

Aber Christina wird nicht ohnmächtig. Sie schreit, und dann gelingt es ihr, einen Arm freizukriegen. Sie schlägt Molly so heftig aufs Ohr, dass diese ihr

Gleichgewicht verliert. Christina strampelt sich frei, sinkt auf die Knie und hält sich mit einer Hand das Gesicht. Das Blut schießt in einem dicken, dunklen Strom aus der Nase und in kürzester Zeit sind ihre Finger rot verschmiert. Schmerzgepeinigt schreit sie auf, als sie mühsam von Molly wegekriecht. Ihre Schultern beben, und ich weiß, sie schluchzt, aber in meinen Ohren pocht es so laut, dass ich es nicht höre.

Werde ohnmächtig, bitte.

Molly versetzt ihr einen Tritt in die Seite und Christina stürzt rücklings zu Boden. Al macht sich von meinem Griff los, aber nur, um mich an sich zu ziehen. Ich beiße die Zähne zusammen, um nicht laut aufzuheulen. Am ersten Abend habe ich Al für seine Schwäche verachtet, aber offenbar bin ich noch nicht völlig abgehärtet; beim Anblick von Christina, die schmerzgepeinigt die Hand gegen die Rippen presst, möchte ich mich am liebsten zwischen sie und Molly werfen.

»Aufhören!«, keucht Christina, als Molly mit dem Fuß ausholt, um zuzutreten. Sie streckt bittend die Hand aus. »Halt! Ich ...« Sie hustet. »Ich gebe auf.«

Molly lächelt triumphierend und ich seufze erleichtert auf. Auch Al seufzt; ich spüre, wie sich seine Brust hebt und senkt.

Eric geht langsam in die Mitte der Kampfarena. Er baut sich mit verschränkten Armen vor Christina auf und sagt leise: »Hab ich richtig gehört? Du gibst auf?«

Christina kniet sich hin. Als sie ihre Hand vom Boden hebt, bleibt ein roter Abdruck zurück. Sie hält sich die Nase zu, um die Blutung zu stoppen, und nickt.

»Steh auf«, sagt er. Wenn er sie laut angeschrien hätte, dann hätte ich jetzt vielleicht nicht das schreckliche Gefühl, dass mir jeden Moment mein Mageninhalt hochkommt. Wenn er sie angeschrien hätte, dann wüsste ich, dass er nichts Schlimmes vorhat. Aber seine Stimme ist leise und seine Befehle sind knapp. Er packt Christina am Arm, zieht sie auf die Füße und schleppt sie zur Tür hinaus.

»Folgt mir«, fordert er uns auf.

Und das tun wir.

Ich spüre das vibrierende Tosen des Flusses in meiner Brust.

Wir stehen dicht am Geländer. Die Grube ist beinahe menschenleer, es ist mitten am Nachmittag, doch es kommt mir vor, als sei es schon tagelang Nacht.

Aber selbst wenn jemand hier wäre, ich bezweifle, dass er Christina helfen würde. Zum einen sind wir mit Eric zusammen, und zum anderen gelten bei den Ferox andere Gesetze – und die besagen, dass Brutalität erlaubt ist.

Eric stößt Christina gegen das Geländer.

»Drüberklettern«, sagt er knapp.

»Wie bitte?« Sie sagt es, als hoffe sie noch auf sein Einlenken, aber ihre weit aufgerissenen Augen und ihr aschfahles Gesicht sprechen eine andere Sprache. Eric wird nicht nachgeben.

»Klettere übers Geländer«, wiederholt Eric, indem er jedes Wort betont. »Wenn du es schaffst, fünf Minuten lang über dem Abgrund zu hängen, werde ich deine Feigheit vergessen. Wenn nicht, darfst du deine Ausbildung bei den Ferox nicht fortsetzen.«

Das Geländer ist schmal und aus Eisen. Es ist nass von der Gischt, rutschig und kalt. Selbst wenn Christina den Mut aufbringt, sich an das Geländer zu hängen, wer weiß, ob sie sich so lange festhalten kann. Sie hat die Wahl: Entweder sie lebt fortan als Fraktionslose oder sie setzt ihr Leben aufs Spiel.

Als ich die Augen schließe, sehe ich sie vor mir, wie sie in die Tiefe fällt und auf die zerklüfteten Felsen prallt, und bei der Vorstellung wird mir ganz schlecht.

»Also gut«, sagt sie mit bebender Stimme.

Sie ist so groß, dass sie ihr Bein übers Geländer schwingen kann. Ihr Fuß zittert. Sie steht mit den Zehenspitzen auf einem schmalen Vorsprung, während sie auch das andere Bein übers Geländer schwingt. Sie wischt sich die Hände an der Hose trocken und hält sich mit dem Gesicht zu uns am Geländer fest, so fest, dass ihre Knöchel weiß werden. Dann nimmt sie erst den einen Fuß vom

Vorsprung, danach den anderen. Zwischen den Gitterstäben sehe ich ihr Gesicht, ihren entschlossenen Blick, die zusammengepressten Lippen. Al steht neben mir und stoppt die Zeit.

Die ersten eineinhalb Minuten geht es gut. Christinas Hände umklammern das Geländer und ihre Arme zittern nicht. Langsam wage ich zu hoffen, dass sie es schafft und Eric zeigt, wie dumm er war, an ihr zu zweifeln.

Aber dann klatscht der Fluss an die Felswände und ein Sprühnebel ergießt sich über Christina. Sie stößt mit dem Gesicht ans Geländer und schreit laut auf. Ihre Hände rutschen ab, sie hält sich jetzt nur noch mit den Fingerspitzen fest. Sie versucht, einen besseren Halt zu finden, aber jetzt sind ihre Hände nass.

Wenn ich ihr helfe, wird Eric mit mir das Gleiche machen wie mit ihr. Soll ich sie in den sicheren Tod stürzen lassen oder soll ich ein Leben als Fraktionslose auf mich nehmen? Was ist schlimmer: zuzusehen, wie jemand stirbt, oder mutterseelenallein und mit leeren Händen auf der Straße zu stehen?

Meine Eltern würden diese Frage ohne zu zögern beantworten.

Aber ich bin nicht wie meine Eltern.

Ich kann mich nicht erinnern, dass Christina geweint hat, seit wir hier angekommen sind, aber jetzt verzieht sie ihr Gesicht und ihr Schluchzen ist lauter als das Brausen des Flusses. Wieder klatscht eine Welle gegen den Fels und die Gischt durchnässt sie. Die Wassertropfen spritzen auch in mein Gesicht. Ihre Hände rutschen – und diesmal gleitet eine ab. Jetzt klammert sie sich nur noch mit vier Fingern fest.

»Du schaffst es, Christina«, sagt Al und seine tiefe Stimme ist ungewohnt laut. Sie blickt zu ihm hoch. Er klatscht in die Hände. »Komm schon, halt dich wieder am Geländer fest. Du schaffst es. Halt dich fest.«

Hätte ich überhaupt die nötige Kraft, sie festzuhalten? Ist es nicht sinnlos, einzugreifen, wenn man ohnehin zu schwach ist?

Ich weiß, was diese Fragen in Wahrheit sind: Ausreden. *Der Verstand des Menschen kann jedes Unrecht entschuldigen, deshalb ist es so wichtig, dass wir uns*

nicht auf ihn verlassen. Das hat mein Vater immer gesagt.

Christina rudert mit dem Arm, tastet nach dem Geländer. Keiner feuert sie an, nur Al legt seine großen Hände vor den Mund, ruft ihr etwas zu und blickt ihr dabei ganz fest in die Augen. Ich wünschte, ich könnte mich bewegen, aber ich stehe wie festgewurzelt da und wundere mich, seit wann ich so entsetzlich selbstsüchtig bin.

Ich schaue auf Als Uhr. Vier Minuten sind vorüber. Er versetzt mir einen Stoß an die Schulter.

»Du schaffst es«, sage ich. Meine Stimme ist nur ein Flüstern. Ich räuspere mich. »Nur noch eine Minute«, sage ich, diesmal etwas lauter. Christina bekommt das Geländer mit der anderen Hand wieder zu fassen. Ihre Arme zittern so stark, dass ich mich frage, ob unter mir die Erde bebt und meine Wahrnehmung trübt.

»Du schaffst es, Christina«, sagen Al und ich, und als wir es gemeinsam sagen, glaube ich, dass ich vielleicht doch stark genug bin, um ihr zu helfen.

Ich werde ihr helfen. Wenn sie wieder abrutscht, dann werde ich ihr helfen.

Wieder spritzt Wasser auf Christinas Rücken. Sie kreischt auf, als sie mit beiden Händen vom Geländer abrutscht. Ein gepresster Schrei kommt aus meinem Mund; er hört sich seltsam an, fast so, als hätte ein anderer geschrien.

Aber Christina fällt nicht, sie bekommt die Gitterstäbe des Geländers wieder zu fassen. Ihre Finger rutschen am Metall nach unten, so weit, dass ich ihren Kopf nicht mehr sehe, nur noch ihre Finger.

Die Uhr zeigt an, dass genau fünf Minuten vorüber sind.

»Die Zeit ist um.« Al spuckt Eric die Worte fast ins Gesicht.

Eric blickt auf seine eigene Uhr. Er lässt sich Zeit, hält die Uhr gegen das Licht, während sich mein Magen umstülpt und ich fast keine Luft mehr kriege. Ich blinzele ein paarmal, denn im Geiste sehe ich wieder Ritas Schwester auf dem Gehsteig unter den Eisenbahngleisen liegen, mit seltsam verdrehten Gliedern; ich sehe Rita, die schreit und schluchzt; ich sehe mich, wie ich mich abwende.

»Schön«, sagt Eric. »Du kannst raufkommen, Christina.«

Al geht zur Reling.

»Nein«, sagt Eric. »Das muss sie alleine schaffen.«

»Nein, muss sie nicht«, knurrt Al. »Sie hat getan, was du verlangt hast. Sie ist kein Feigling. Sie hat getan, was du wolltest.«

Eric antwortet nicht. Al beugt sich übers Geländer; er ist so groß, dass er Christinas Handgelenk zu fassen bekommt. Sie hält sich an seinem Unterarm fest. Al zieht sie hoch, sein Gesicht ist rot vor Wut. Ich laufe hin, um ihm zu helfen. Wie befürchtet bin ich zu klein, um viel zu tun, doch ich fasse Christina unter der Schulter, sobald Al sie hoch genug gezogen hat, und gemeinsam hieven wir sie übers Geländer. Sie sackt auf den Boden, ihr Gesicht ist noch vom Kampf blutverschmiert und ihr Rücken klatschnass. Sie zittert am ganzen Leib.

Ich knie mich neben sie. Sie hebt den Kopf, sieht erst mich an, dann Al, und wir alle atmen auf.

10. Kapitel

In dieser Nacht träume ich, dass Christina wieder am Geländer hängt, diesmal an den Zehen, und jemand ruft, dass nur eine Unbestimmte ihr helfen kann. Ich laufe also hin, um sie hochzuziehen, aber jemand stößt mich über die Brüstung. Kurz bevor ich an den Felsen zerschelle, wache ich auf.

Schweißdurchnässt und noch ganz zittrig gehe ich in den Mädchenwaschraum, um zu duschen und mich umzuziehen. Als ich zurückkomme, ist das Wort *Stiff* mit roter Farbe quer über mein Bett gesprüht. Auch am Bettpfosten und auf meinem Kopfkissen steht das Wort, nur kleiner. Ich schaue mich um, mein Herz rast vor Wut.

Hinter mir steht Peter, er pfeift vergnügt, während er sein Bett aufschüttelt. Ich bin selbst überrascht, dass ich jemanden so abgrundtief hassen kann, der auf den ersten Blick so nett zu sein scheint, der von Natur aus so freundlich geschwungene Augenbrauen hat und ein so breites helles Lächeln.

»Hübsche Dekoration«, sagt er.

»Habe ich dir irgendwas getan?«, blaffe ich ihn an. Ich packe den Zipfel des Bettlakens und ziehe es von der Matratze. »Ich weiß nicht, ob es dir schon aufgefallen ist, aber wir sind jetzt in derselben Fraktion.«

»Keine Ahnung, wovon du sprichst«, erwidert er lässig. Dann schaut er mich an und sagt: »Du und ich, wir beide werden *niemals* derselben Fraktion angehören.«

Wütend ziehe ich mein Kissen ab. *Ärgere dich nicht*, sage ich zu mir. *Er will dich nur provozieren, und das wird ihm nicht gelingen.* Aber jedes Mal, wenn er sein Bett aufschüttelt, möchte ich ihm am liebsten einen Tritt versetzen.

Al kommt herein. Ihn muss ich nicht erst bitten, er kommt einfach her und hilft mir, mein Bett abzuziehen. Das Bettgestell werde ich später schrubbten. Al stopft die Bettbezüge in den Mülleimer und gemeinsam gehen wir zum Trainingsraum.

»Beachte ihn nicht«, sagt Al. »Er ist ein Idiot, aber wenn du dich nicht aufstacheln lässt, gibt er irgendwann auf.«

»Ja.« Ich streiche über meine Wangen. Sie glühen immer noch vor Wut. »Hast du mit Will gesprochen?«, frage ich leise, um auf andere Gedanken zu kommen. »Nach dem ... na ja, du weißt schon.«

»Ja. Ihm geht's gut. Er ist nicht sauer auf mich.« Al seufzt. »Jetzt bin ich für immer und ewig der Junge, der gleich beim ersten Mal jemanden k. o. geschlagen hat.«

»Es gibt Schlimmeres, womit man berühmt werden kann. Wenigstens haben sie jetzt Respekt vor dir.«

»Es gibt aber auch Besseres.« Er stupst mich an. »Erste Springerin zum Beispiel.«

Mag ja sein, dass ich als Erste gesprungen bin, aber damit beginnt und endet mein Ruhm auch schon.

Ich räuspere mich und sage: »Einer von euch musste zu Boden gehen, das weißt du doch. Wenn nicht er, dann du.«

»Trotzdem, ich möchte es nicht noch einmal machen.« Al schüttelt den Kopf, zu oft, zu schnell. Er schnieft. »Nein, wirklich nicht.«

»Aber du wirst es müssen«, sage ich, als wir an der Tür zum Trainingsraum angekommen sind.

Al hat ein freundliches Gesicht. Vielleicht ist er zu freundlich für die Ferox.

Beim Hineingehen verharret mein Blick sofort auf der Tafel. Gestern musste ich nicht kämpfen, aber heute bin ich ganz bestimmt dran. Als ich meinen Namen lese, bleibe ich wie angewurzelt stehen.

Mein Gegner ist Peter.

»Oh nein«, sagt Christina, die hinter uns hereingeschlurft kommt. Ihr Gesicht ist grün und blau, und sie reißt sich sichtlich zusammen, um nicht zu humpeln. Sie zerknüllt das Muffinpapier, das sie in der Hand hält. »Meinen die das ernst? Wollen die tatsächlich, dass du gegen *den* kmpfst?«

Peter ist einen Kopf größer als ich und gestern hat er Drew in nicht mal fünf Minuten besiegt. Drews Gesicht schillert heute schwarzblau.

»Vielleicht kannst du ein paar Schläge einstecken und dann so tun, als wärest du ohnmächtig«, schlägt Al vor. »Das könnte dir niemand verübeln.«

»Ja«, sage ich. »Vielleicht.«

Ich starre auf meinen Namen an der Tafel. Meine Wangen glühen. Al und Christina wollen mir einfach nur helfen, aber dass sie nicht einmal im Entferntesten daran glauben, dass ich eine Chance gegen Peter hätte, beunruhigt mich.

Ich stehe an der Wand, lausche mit halbem Ohr, wie sich Al und Christina unterhalten, und sehe dem Kampf zwischen Molly und Edward zu. Er ist viel schneller als sie, jede Wette, dass Molly heute nicht gewinnen wird.

Während der Kampf weitergeht, nimmt meine Verärgerung langsam ab, meine Nervosität jedoch zu. Gestern hat uns Four geraten, die Schwächen unseres Gegners auszunutzen, aber abgesehen von seinem extremen Mangel an Liebenswürdigkeit, hat Peter keine Schwächen. Er ist groß genug, um stark zu sein, aber er ist nicht so groß, dass er deshalb langsam wäre; er hat ein Auge für die Achillesfersen der anderen, er ist gemein und er wird keinerlei Nachsicht mit mir haben. Ich würde gerne von ihm sagen, dass er mich unterschätzt, doch das wäre gelogen. Ich bin wirklich so unbedarft, wie er denkt.

Vielleicht hat Al ja recht und ich sollte ein paar Schläge einstecken und dann so tun, als wäre ich bewusstlos.

Aber das kann ich mir nicht leisten. Ich darf auf keinen Fall Letzte werden.

Während Molly sich mühsam aufrappelt und nach Edwards Attacken schon halb bewusstlos ist, klopft mein Herz so fest, dass ich es bis in die Fingerspitzen spüre. Ich weiß nicht mehr, wie ich mich hinstellen soll. Ich weiß nicht mehr, wie ich zuschlagen soll.

Als ich schließlich an der Reihe bin, gehe ich langsam in die Mitte des Kampfplatzes. Mir wird ganz flau, als Peter auf mich zukommt – er ist viel

größer, als ich ihn in Erinnerung hatte, und viel kräftiger. Und er lächelt. Ich überlege, ob es etwas bringt, wenn ich ihn ankotze. Ich bezweifle es.

»Alles in Ordnung mit dir, Stiff?«, fragt er. »Du siehst aus, als wolltest du gleich zu heulen anfangen. Wenn du weinst, hab ich vielleicht ein klein wenig Mitleid mit dir.«

Four steht mit verschränkten Armen an der Tür. Er hat den Mund verzogen, als hätte er gerade etwas Saures gegessen. Neben ihm steht Eric, der voller Ungeduld mit den Fußspitzen auf den Boden tappt, so schnell, dass sogar mein Herzschlag kaum Schritt halten kann.

Einen Augenblick lang stehen Peter und ich nur da und starren uns an. Dann nimmt Peter die Fäuste vors Gesicht und winkelt die Ellbogen an. Auch seine Knie sind angewinkelt, zum Sprung bereit.

»Komm schon, Stiff«, sagt er und seine Augen funkeln. »Nur eine kleine Träne. Oder wie wäre es, wenn du dich aufs Betteln verlegst?«

Bei dem bloßen Gedanken, Peter um Gnade zu bitten, steigt mir die Galle hoch, und spontan versetze ich ihm einen Tritt in die Seite. Besser gesagt, ich hätte ihn in die Seite getreten, wenn er nicht meinen Fuß gepackt und zu sich herangezogen hätte. Ich plumpse hart auf den Boden, reiße aber meinen Fuß los und springe, so schnell es geht, wieder auf die Beine.

Ich muss aufrecht stehen bleiben, damit er mich nicht an den Kopf treten kann. Das ist das Einzige, woran ich denken kann.

»Hör auf, mit ihr Katz und Maus zu spielen«, knurrt Eric. »Ich habe nicht den ganzen Tag lang Zeit.«

Peters hämischer Blick ist schlagartig wie weggewischt. Sein Arm zuckt vor, und ich spüre einen Schmerz am Kinn, der sich übers ganze Gesicht ausbreitet. In den Augenwinkeln verschwimmt alles und meine Ohren dröhnen. Ich kneife die Augen zusammen und taumle seitwärts, der Raum kippt und schwankt. Ich habe seine Faust nicht kommen sehen, so schnell ging alles.

Ich bin total aus dem Gleichgewicht, ich kann nicht viel mehr tun, als

zurückzuweichen, soweit das auf dem Kampfplatz überhaupt möglich ist. Blitzschnell setzt er nach und tritt mir in den Magen. Die Wucht presst mir die Luft aus den Lungen, und es tut weh, diese Atemnot, sie tut so entsetzlich weh, aber vielleicht ist es auch der Tritt, der so verdammt wehtut, ich weiß es nicht, ich klappe einfach zusammen.

Auf die Füße, ist das Einzige, was ich denken kann. Ich richte mich wieder auf, aber da ist Peter schon über mir. Er packt mich mit einer Hand an den Haaren, mit der anderen gibt er mir eins auf die Nase. Dieser Schmerz ist anders, kein Stechen, sondern eher ein Krachen, ein Krachen in meinem Gehirn, das bunte Funken vor meinen Augen sprühen lässt, blaue, grüne, rote. Ich will ihn wegschieben, ich boxe gegen seine Arme, doch er schlägt wieder zu. Diesmal trifft er meine Rippen. Mein Gesicht ist nass, meine Nase blutig. Wahrscheinlich blute ich noch an anderen Stellen, aber mir ist schwindelig, ich kann nicht nach unten schauen.

Peter versetzt mir einen Stoß und ich falle hin, dabei schürfe ich mir die Hände auf. Ich blinzele, ich krieche, ich bin langsam und mir ist heiß. Hustend richte ich mich auf. Vielleicht sollte ich besser liegen bleiben, weil sich der Raum so schnell um mich dreht. Und auch Peter wirbelt herum. Ich bin die Mitte eines Planeten, der sich dreht, nur ich allein rühre mich nicht. Irgendetwas trifft mich von der Seite und bringt mich fast wieder zu Fall.

Auf die Füße, auf die Füße. Vor meinen Augen zeichnet sich ein Umriss ab. Ein Körper. Ich schlage zu, so fest ich kann, und meine Fäuste treffen auf etwas Weiches. Meine Attacke entlockt Peter kaum mehr als ein leises Aufseufzen, dann schlägt er mir mit der flachen Hand aufs Ohr und lacht verhalten. Ich höre ein Klingeln und versuche zu blinzeln, um die schwarzen Flecken in meinen Augen loszuwerden. Ist mir irgendetwas in die Augen geflogen?

Nur am Rande nehme ich wahr, wie Four die Tür aufmacht und hinausgeht. Anscheinend ist dieser Kampf nicht spannend genug für ihn. Vielleicht geht er aber auch hinaus, um nachzusehen, wieso sich alles dreht wie verrückt. Ich kann

es ihm nicht verdenken, ich möchte es ja selbst gern wissen.

Meine Knie geben nach. Der Boden fühlt sich kühl an. Irgendetwas knallt mir in die Seite, und zum ersten Mal schreie ich, es ist ein spitzer Schrei, der von jemand anderem kommt, nicht von mir, und wieder knallt mir etwas in die Seite, und ich sehe überhaupt nichts, nicht einmal das, was direkt vor meinem Gesicht ist. Um mich herum wird alles schwarz. Jemand ruft: »Es reicht!«, und ich denke: *ja, schon lange*, und: *nein, noch lange nicht*.

Als ich wieder zu mir komme, spüre ich nicht viel; ich bin so benommen, als wäre mein Kopf voller Wattebäuschchen.

Ich weiß nur, dass ich verloren habe. Mein benebeltes Gehirn macht vielleicht die Schmerzen halbwegs erträglich, aber es hindert mich auch daran, einen klaren Gedanken zu fassen.

»Hat sich ihr Auge schon blau verfärbt?«, fragt jemand.

Ich öffne ein Auge – das andere bleibt zu, als hätte es jemand festgeklebt. Rechts neben mir sitzen Will und Al; Christina sitzt links neben mir auf dem Bett. Sie drückt einen Eisbeutel an ihr Kinn.

»Was ist mit deinem Gesicht passiert?«, nuschle ich. Meine Lippen fühlen sich unförmig und viel zu groß an.

Sie lacht. »Das sagt gerade die Richtige. Sollen wir dir eine Augenklappe besorgen?«

»Ich weiß, was mit *meinem* Gesicht passiert ist«, sage ich. »Ich war ja dabei. Sozusagen.«

»Hast du gerade einen *Witz* gemacht, Tris?«, fragt Will mit einem breiten Grinsen. »Wenn ja, dann sollten wir dir öfter Schmerztabletten geben. Oh, und um deine Frage zu beantworten – ich habe Christina verhauen.«

»Ich kann es immer noch nicht fassen, dass du Will nicht besiegen konntest«, sagt Al kopfschüttelnd.

»Wieso? Er ist *gut*«, verteidigt sich Christina achselzuckend. »Außerdem weiß ich jetzt endlich, wie ich nie mehr verliere. Ich darf einfach nicht zulassen, dass

mir jemand einen Kinnhaken verpasst.«

»Auf diese Idee kommst du erst jetzt?«, sagt Will augenzwinkernd. »Nun weiß ich, warum du nicht bei den Ken gelandet bist. Zu wenig Grips, ganz klar.«

»Geht's dir gut, Tris?«, fragt Al. Seine Augen sind dunkelbraun, sie haben fast den gleichen Farbton wie Christinas Haut, und seine Wangen sind kratzig; wenn er sich nicht rasieren würde, hätte er einen richtigen Bart. Kaum zu glauben, dass er erst sechzehn ist.

»Ja«, sage ich. »Ich wünschte, ich könnte immer hierbleiben, damit ich Peter nicht mehr sehen muss.«

Allerdings weiß ich nicht, wo »hier« überhaupt ist. Ich bin in einem langen, schmalen Raum, an beiden Seiten stehen Betten, einige davon sind mit Vorhängen voneinander abgetrennt. Rechts ist der Bereich für das Pflegepersonal. Das muss die Krankenstation der Ferox sein. Eine Frau beobachtet uns über den Rand eines Klemmbretts hinweg. Ich habe noch nie eine Krankenschwester gesehen, die so viele Piercings im Ohr hat. Offensichtlich verrichten einige Ferox freiwillig Arbeiten, die sonst die anderen Fraktionen tun. Es wäre ja auch glatter Unsinn, wenn die Ferox bei jeder Verletzung die Fahrt zum Krankenhaus der Stadt auf sich nehmen müssten.

Ich war sechs Jahre alt, als ich zum ersten Mal ein Krankenhaus von innen gesehen habe. Meine Mutter war auf dem Gehweg vor unserem Haus hingefallen und hatte sich den Arm gebrochen. Als ich sie schreien hörte, brach ich in Tränen aus, Caleb hingegen lief, ohne ein Wort zu sagen, los und holte meinen Vater. Eine Amite-Frau, sie trug eine gelbe Bluse und hatte saubere Fingernägel, hat meiner Mutter im Krankenhaus den Blutdruck gemessen und ihr lächelnd den Knochen wieder gerichtet.

Ich weiß noch, wie Caleb Mutter erklärte, dass es sich nur um einen Haarriss handele und der Knochen in einem Monat geheilt sein würde. Damals dachte ich, er wolle sie nach Altruismen beruhigen, aber jetzt frage ich mich, ob er einfach nur etwas wiedergegeben hat, was er zuvor irgendwo gelesen hatte. Ich

frage mich, ob seine zur Schau gestellte Selbstlosigkeit in Wirklichkeit ein unterschwelliges Anzeichen für die Forschernatur der Ken war.

»Mach dir wegen Peter keine Sorgen«, sagt Will. »Er wird in Edward seinen Meister finden. Der hat nämlich bereits mit zehn Jahren angefangen, Nahkampf zu trainieren, und das nur so zum Spaß.«

»Gut so«, sagt Christina und blickt auf die Uhr. »Wir müssen los, sonst kommen wir zu spät zum Essen. Oder möchtest du, dass wir hierbleiben, Tris?«

Ich schüttele den Kopf. »Ist schon okay, mir geht's gut.«

Christina und Will stehen auf, aber Al bleibt da und bedeutet ihnen, schon voranzugehen. Er riecht unverwechselbar – süß und frisch, nach Salbei und Zitronengras. Ich rieche es jede Nacht, wenn er sich auf dem Bett hin und her wirft, und dann weiß ich, dass er wieder einen Albtraum hat.

»Ich wollte dir nur sagen, dass du Erics Ankündigung verpasst hast. Wir machen morgen eine Exkursion zum Zaun, um die verschiedenen Jobs bei den Ferox kennenzulernen«, sagt er. »Wir sollen um 8.15 Uhr beim Zug sein.«

»Gut«, sage ich. »Danke.«

»Und gib nicht so viel auf das, was Christina sagt. So schlimm sieht dein Gesicht gar nicht aus.« Er lächelt. »Ich wollte sagen, es sieht gut aus. Es sieht immer gut aus. Ich meine ... du siehst tapfer aus. Furchtlos.«

Er wirft mir von der Seite einen Blick zu und kratzt sich verlegen am Hinterkopf. Die Stille zwischen uns breitet sich aus. Es war nett, was er gesagt hat, aber er benimmt sich so, als habe er viel mehr damit gemeint. Ich kann nur hoffen, dass ich mich irre. Ich fühle mich nicht zu Al hingezogen. Ich fühle mich nicht zu jemandem hingezogen, der so weich ist wie er.

Ich lächle, soweit es meine geschundenen Wangen eben zulassen, und hoffe, damit die angespannte Atmosphäre zu lockern.

»Du musst dich ausruhen.« Al steht auf, um zu gehen, aber ich halte ihn am Handgelenk fest.

»Al, ist alles in Ordnung mit dir?« Er blickt mich ausdruckslos an, deshalb frage

ich: »Fällt es dir schon etwas leichter?«

»Hm ...«, brummelt er und zuckt mit den Achseln. »Ja, ein bisschen.«

Er zieht die Hand weg und steckt sie in die Hosentasche. Die Frage ist ihm anscheinend peinlich, denn er wird knallrot. Wenn ich meine Nächte damit verbrächte, ins Kissen zu heulen, wäre ich auch verlegen. Zumindest weiß ich, wie man so weint, dass keiner es merkt.

»Ich habe gegen Drew verloren. Nach deinem Kampf mit Peter.« Er sieht mich an. »Nur ein paar Schläge, dann bin ich hingefallen und liegen geblieben. In Wahrheit hätte ich noch weitermachen können. Ich schätze ... ich schätze, da ich Will besiegt habe, komme ich nicht auf den letzten Platz, selbst wenn ich alle übrigen Kämpfe verliere. Aber auf diese Weise muss ich wenigstens niemandem mehr wehtun.«

»Ist es wirklich das, was du willst?«

Er lässt den Kopf hängen. »Ich bring's einfach nicht über mich. Vielleicht bedeutet das, dass ich ein Feigling bin.«

»Man ist kein Feigling, nur weil man anderen Leuten nicht wehtun will«, antworte ich, denn ich weiß schließlich, was man in so einer Situation sagt – auch wenn ich nicht weiß, ob ich es auch wirklich so meine.

Einen Augenblick lang schauen wir uns schweigend an.

Vielleicht meine ich es aber doch. Wenn er ein Feigling ist, dann nicht, weil er anderen keine Schmerzen zufügen mag. Sondern weil er nicht handeln will.

Er wirft mir einen gequälten Blick zu. »Glaubst du, unsere Familien werden uns besuchen? Es heißt, die Familien aus anderen Fraktionen kommen meistens nicht zu den Besuchstagen.«

»Keine Ahnung«, erwidere ich. »Ich weiß nicht, ob es gut oder schlecht wäre, wenn sie kommen.«

»Ich denke, es wäre schlecht.« Er nickt. »Ja, es ist auch so schon schwer genug.« Er nickt noch einmal zur Bekräftigung. Dann geht er.

In knapp einer Woche werden die Altruon-Initianten zum ersten Mal seit der

Zeremonie der Bestimmung ihre Familien wiedersehen. Sie werden nach Hause gehen, im heimischen Wohnzimmer sitzen und erstmals wie Erwachsene mit ihren Eltern reden.

Früher habe ich mich auf diesen Tag gefreut. Ich habe mir überlegt, was ich zu meiner Mutter und zu meinem Vater sagen würde, wenn ich ihnen beim Mittagstisch Fragen stellen dürfte.

In knapp einer Woche werden die Anfänger aus der Ferox-Fraktion ihre Familien in der Grube treffen oder oben in dem Glasgebäude, und sie werden all das tun, was Ferox eben so tun, wenn sie sich wiedersehen. Vielleicht bewerfen sie sich gegenseitig mit Messern – wundern würde es mich nicht.

Und jene Neulinge, denen die Eltern verzeihen, dass sie die Fraktion gewechselt haben, werden ihre Familie ebenfalls wiedersehen. Ich kann mir allerdings beim besten Willen nicht vorstellen, dass meine Eltern da sein werden. Nicht nach dem zornigen Blick, den mein Vater mir nach der Zeremonie zugeworfen hat. Nicht nachdem beide Kinder sie im Stich gelassen haben.

Vielleicht hätten sie mich sogar verstanden, wenn ich ihnen gesagt hätte, dass ich eine Unbestimmte bin und dass ich nicht wüsste, wofür ich mich entscheiden soll. Vielleicht hätten sie mir geholfen herauszufinden, was genau eine Unbestimmte ist, was es bedeutet, so jemand zu sein, und warum es gefährlich ist. Aber ich habe ihnen dieses Geheimnis niemals anvertraut und deswegen werde ich es auch niemals erfahren.

Als die Tränen aufsteigen, beiße ich die Zähne zusammen. Ich habe es satt. Ich habe meine Tränen und meine Schwäche satt, aber ich kann mich nicht dagegen wehren.

Vielleicht bin ich darüber eingeschlafen, vielleicht auch nicht. In der Nacht schleiche ich mich jedenfalls aus dem Krankenzimmer zurück in unseren Schlafraum. Das Einzige, was schlimmer wäre, als von Peter krankenhausauf geschlagen zu werden, ist, über Nacht hierbleiben zu müssen.

11. Kapitel

Am nächsten Morgen höre ich den Weckruf nicht, höre nicht die schlurfenden Füße und auch nicht die Unterhaltungen der anderen, die sich alle für den Tag fertig machen. Ich wache erst auf, als Christina mich mit der einen Hand an der Schulter rüttelt und mir mit der anderen meine Wange tätschelt. Sie trägt eine schwarze Jacke, die bis zum Hals zugeknöpft ist. Falls sie vom gestrigen Kampf blaue Flecken zurückbehalten hat, sieht man sie nicht auf ihrer dunklen Haut.

»Steh auf«, sagt sie. »Komm schon, beweg dich.«

Ich habe geträumt, dass Peter mich an einem Stuhl festgebunden und mich gefragt hat, ob ich eine Unbestimmte wäre. Ich habe Nein gesagt, doch dann hat er mich geschlagen, bis ich Ja gesagt habe.

Beim Aufwachen waren meine Wangen feucht.

Ich will sprechen, aber es kommt nur ein gequältes Stöhnen heraus. Mein Körper ist so zerschunden, dass jeder Atemzug höllisch wehtut. Und die vom nächtlichen Weinkrampf geschwollenen Augen machen es nicht besser.

Christina streckt mir die Hand hin.

Die Uhr zeigt acht. In einer Viertelstunde sollen wir bei den Gleisen sein.

»Ich laufe los und besorge uns ein Frühstück. Zieh dich in Ruhe an. Du siehst aus, als bräuchtest du noch eine Weile«, sagt sie.

Ächzend versuche ich, aus der Lade unter meinem Bett ein sauberes T-Shirt hervorzuziehen, ohne mich zu weit nach vorn zu beugen. Zum Glück ist Peter nicht da und sieht, wie ich mich abmühe. Nachdem Christina gegangen ist, ist der Schlafraum leer.

Ich knöpfe mein Hemd auf und riskiere einen Blick. Ich bin mit blauen Flecken übersät. Einen Moment lang schaue ich fasziniert auf die Farben, Hellgrün und Tiefblau und Braun, aber dann ziehe ich mich um, so schnell ich

kann. Mein Haar lasse ich offen, denn ich kann die Arme nicht heben, um es zurückzubinden.

Ich schaue in den kleinen Spiegel an der Wand und erblicke eine Fremde. Sie ist blond wie ich, sie hat ein schmales Gesicht wie ich, aber damit hat es sich auch schon. *Ich* habe doch kein schwarzes Auge, keine aufgesprungene Lippe, keinen geschwollenen Kiefer. *Ich* bin nicht bleich wie ein Bettlaken. Sie kann gar nicht *ich* sein, auch wenn sie sich immer dann bewegt, wenn ich es tue.

Als Christina zurückkommt, mit einem Muffin in jeder Hand, sitze ich auf der Bettkante und starre auf meine offenen Schuhe. Um sie zuzubinden, muss ich mich nach vorn beugen. Es wird wehtun, das weiß ich jetzt schon. Aber Christina gibt mir einfach einen Muffin und kauert sich vor mich hin, um mir die Schuhe zu binden. Eine Welle der Dankbarkeit durchflutet mich, warm und ein bisschen wie ein leiser Schmerz. Vielleicht hat jeder, ohne es zu wissen, etwas von den Altruisten in sich.

Jeder außer Peter.

»Danke.«

»Wenn du dir die Schuhe selbst zubindest, kommen wir nie rechtzeitig von hier weg«, erwidert sie. »Los jetzt. Du kannst doch im Gehen essen, oder nicht?«

Wir beeilen uns, zur Grube zu gelangen. Der Muffin schmeckt nach Banane mit Walnüssen. So etwas Ähnliches hat meine Mutter einmal gebacken, um es den Fraktionslosen zu schenken, aber ich durfte es nicht probieren. Ich war damals schon zu alt, um verhätschelt zu werden. Ich versuche, das Ziehen in meinem Magen zu ignorieren, das mich jedes Mal quält, wenn ich an meine Mutter denke; halb laufe ich, halb renne ich hinter Christina her, die vergisst, dass ihre Beine länger sind als meine.

Wir steigen die Stufen hinauf zu dem gläsernen Gebäude und rennen zum Ausgang. Bei jedem Schritt fährt mir der Schmerz in die Rippen, doch ich ignoriere ihn, so gut es geht. Wir schaffen es gerade noch zu den Gleisen, als auch schon der Zug mit einem schrillen Pfeifen herankommt.

»Wieso habt ihr so lange gebraucht?«, versucht Will gegen das Signalhorn anzuschreien.

»Unser Stummelbeinchen hier hat sich über Nacht in eine alte Frau verwandelt«, stichelt Christina.

»Ach, halt die Klappe«, grummle ich halb im Scherz, halb im Ernst.

Four führt die Meute an. Er steht so nah an den Schienen, dass der Zug ihm die Nase abreißen wird, wenn er auch nur eine Handbreit näher rangeht. Er tritt einen Schritt zurück, um anderen den Vortritt zu lassen.

Will hievt sich umständlich in den Waggon. Er landet zuerst auf dem Bauch, dann zieht er die Beine nach. Four hält sich am Seitengriff des Waggons fest und zieht sich trotz seiner Größe elegant hinein.

Ich trabe neben dem Wagen her, beiße die Zähne zusammen und umklammere den Haltegriff. Das wird höllisch wehtun.

Al fasst mich unter beiden Armen und hievt mich mit Leichtigkeit in den Wagen. Ein wilder Schmerz schießt durch meine Seite, doch er hält nur ein paar Sekunden an. Hinter Al sehe ich Peter und meine Wangen fangen an zu glühen. Al wollte nur nett zu mir sein, deshalb lächle ich ihn an, aber ich wünschte mir, die Leute wären nicht immer so nett zu mir. Als hätte Peter nicht schon genug Munition gegen mich.

»Geht's dir gut?«, fragt Peter und schaut mich gespielt mitleidig an – die Mundwinkel heruntergezogen, die gewölbten Brauen gefurcht. »Oder bist du sogar für eine Stiff ein wenig ... steif?«

Er lacht lauthals über seinen eigenen Witz und Molly und Drew stimmen mit ein. Mollys Lachen ist widerlich, sie prustet und ihre Schultern beben; Drew kichert lautlos vor sich hin, mit aufgerissenem Mund, man möchte fast meinen, ihm tut etwas weh.

»Wahnsinnig geistreich«, sagt Will spöttisch.

»Ja«, sagt Christina. »Bist du dir sicher, dass du nicht besser zu den Ken passt, Peter? Wie ich höre, haben die nichts gegen Memmen.«

Four kommt Peter mit einer Antwort zuvor. »Muss ich mir eure kindischen Streitereien anhören, bis wir am Zaun sind?«

Alle verstummen und Four dreht sich wieder zur offenen Tür hin. Er hält sich an den beiden seitlichen Haltegriffen fest und lehnt sich weit aus dem Wagen, ohne dass seine Füße den Halt verlieren. Der Fahrtwind drückt sein T-Shirt gegen die Brust. Ich versuche, an ihm vorbeizuspähen und zu erkennen, woran wir gerade vorbeifahren – einem Meer aus verfallenen, verlassenem Gebäuden, die immer kleiner werden, je weiter wir uns entfernen.

Aber alle paar Sekunden schweift mein Blick unwillkürlich zurück zu ihm. Ich weiß selbst nicht genau, was ich zu sehen erwarte oder womöglich gar zu sehen hoffe. Ich tue es, ohne nachzudenken.

»Was, glaubst du, ist dort draußen?«, frage ich Christina und zeige mit dem Kinn Richtung Tür. »Ich meine, hinter dem Zaun?«

Sie zuckt die Schultern. »Bauernhöfe, schätze ich.«

»Ja, aber was ist hinter den Bauernhöfen? Wovor beschützen wir die Stadt?«

Sie droht scherzhaft mit dem Finger. »Vor Ungeheuern natürlich!«

Ich verdrehe die Augen, genervt, dass sie mich nicht ernst nimmt.

»Bis vor fünf Jahren gab es noch keine Wachen am Zaun«, sagt Will. »Kannst du dich noch daran erinnern, wie die Ferox-Polizei damals das Gebiet der Fraktionslosen kontrolliert hat?«

»Ja.« Ich erinnere mich auch daran, dass mein Vater einer von denen war, die dafür plädierten, dass die Ferox sich aus dem Gebiet der Fraktionslosen zurückziehen sollten. Er meinte, man solle Armut nicht auch noch polizeilich überwachen. Die bedauernswerten Leute bräuchten vielmehr Hilfe und die könnten wir ihnen gewähren. Aber das werde ich hier und jetzt lieber nicht sagen. Es gehört zu den vielen Dingen, die man bei den Ken als Beweis für die Inkompetenz der Altruisten anführt.

»Aber natürlich«, stellt Will fest. »Du bist ihnen bestimmt andauernd über den Weg gelaufen.«

»Was meinst du damit?«, frage ich ihn etwas zu scharf. Ich möchte nicht unnötig mit den Fraktionslosen in Verbindung gebracht werden.

»Weil du doch auf deinem Schulweg den Sektor der Fraktionslosen durchqueren musstest, oder etwa nicht?«

»Woher weißt du das? Hast du eine Straßenkarte der Stadt zum Spaß auswendig gelernt?«, spottet Christina.

»Na klar«, sagt Will erstaunt. »Du etwa nicht?«

Die Bremsen kreischen, und wir werden nach vorn geschleudert, als der Zug seine Fahrt verlangsamt. Ich bin froh um diesen Ruck, denn jetzt habe ich mehr Platz zum Stehen. Statt zerfallener Gebäude sieht man nur noch gelbe Felder und Eisenbahnschienen. Der Zug hält unter einer Art Vordach. Ich halte mich am Griff fest und lasse mich hinunter aufs Gras gleiten.

Vor mir ist ein Maschendrahtzaun, an dessen oberes Ende Stacheldraht gespannt ist. Als ich daran entlanggehe, fällt mir auf, dass man überhaupt nicht sieht, wo er aufhört, er läuft im rechten Winkel zum Zaun direkt auf den Horizont zu. Hinter dem Zaun stehen ein paar Bäume, die meisten sind abgestorben, nur einige sind noch grün. Und auf der anderen Seite des Zauns patrouillieren bewaffnete Wachen.

»Mir nach«, befiehlt Four. Ich halte mich dicht an Christina. Ich gebe es zwar ungern zu, nicht einmal vor mir selbst, aber wenn ich in ihrer Nähe bin, beruhigt mich das. Falls Peter mich wieder aufs Korn nimmt, wird sie mich verteidigen.

Was bin ich doch für ein Feigling. Ich sollte Peters Beleidigungen an mir abprallen lassen und mich lieber darauf konzentrieren, besser im Zweikampf zu werden, damit es mir nicht wieder so übel ergeht wie gestern. Und ich muss willens sein, mich selbst zu verteidigen, anstatt mich auf andere Leute zu verlassen.

Four führt uns zum Tor, das so breit ist wie ein Haus und auf eine holprige Straße hinausführt. Als Kind bin ich mit meinen Eltern hierhergekommen, wir

sind mit dem Bus die Straße entlanggefahren, zu den Farmen der Amite, wo wir den ganzen Tag mit Tomatenernten zubrachten und in der Sonne schwitzten.

Wieder zieht sich mein Magen zusammen.

»Wenn ihr es am Ende eurer Initiation nicht unter die ersten fünf schafft, werdet ihr wahrscheinlich hier landen«, sagt Four, als er das Tor erreicht. »Und wenn ihr erst einmal bei der Wachmannschaft am Zaun seid, habt ihr nur noch geringe Aufstiegschancen. Ihr könnt vielleicht jenseits der Amite-Farmen auf Patrouille gehen, aber ...«

»Auf Patrouille? Wieso das denn?«, will Will wissen.

Four zieht die Schulter hoch. »Das merkst du dann schon, wenn du zu den Wachen abkommandiert wirst. Wie ich schon sagte, die meisten, die den Zaun als junge Leute bewacht haben, bewachen ihn auch noch heute. Falls es euch tröstet, manche von ihnen schwören Stein und Bein, dass es gar nicht so übel ist, wie es den Anschein hat.«

»Ja. Wenigstens müssen wir nicht Bus fahren oder den Dreck anderer Leute wegräumen wie die Fraktionslosen«, raunt Christina mir zu.

»Auf welchem Platz warst du seinerzeit?«, fragt Peter Four.

Zu meiner Verwunderung verweigert Four die Antwort nicht, sondern blickt Peter ruhig an und sagt: »Ich war Erster.«

»Und dann hast du dich für *diesen* Job entschieden?« Peters dunkelgrüne Augen werden rund. Wüsste ich nicht genau, was für ein Mensch er ist, ich würde glatt auf diesen Unschuldsblick reinfallen. »Warum hast du keinen Job bei der Regierung angenommen?«

»Ich wollte keinen«, antwortet Four tonlos. Ich muss daran denken, was er am ersten Tag über seine Arbeit im Kontrollraum gesagt hat, von wo aus die Ferox die Sicherheit der Stadt überwachen. Umgeben von Computern, kann ich ihn mir nur schwer vorstellen. Für mich gehört er in den Trainingsraum.

In der Schule haben wir über die Berufe gesprochen, die die verschiedenen Fraktionen ausüben. Ferox haben in dieser Hinsicht wenig Auswahl. Wir

können den Zaun bewachen oder für die Sicherheit in unserer Stadt sorgen. Wir können im Hauptquartier der Ferox arbeiten, Tattoos stechen, Waffen anfertigen oder auch gegeneinander kämpfen, um andere zu unterhalten. Oder wir können für die Ferox-Anführer arbeiten. Das scheint mir die beste Wahl zu sein.

Das Problem ist nur, dass ich auf einem absolut miesen Rang stehe. Und am Ende von Phase eins stehe ich vielleicht ganz ohne Fraktion da.

Am Tor halten wir an. Die eine oder andere Wache schaut zu uns herüber, aber nicht sehr viele. Die anderen sind vollauf damit beschäftigt, die beiden Torflügel aufzuziehen – die doppelt so hoch sind wie sie selbst und um ein Vielfaches breiter –, um einen Lastwagen passieren zu lassen.

Der Fahrer trägt einen Hut, einen Bart und ein breites Lächeln auf dem Gesicht. Mitten im Tor bleibt er stehen und steigt aus. Die Rückwand des Fahrzeugs ist offen, auf den gestapelten Kisten sitzen ein paar Amite. Ich schaue mir die Kisten genauer an – sie sind voller Äpfel.

»Beatrice?«

Ich wirble herum, als ich so unerwartet meinen Namen höre. Ein Amite auf der Ladefläche steht auf. Er hat blondes Lockenhaar und eine Nase, deren Form mir wohlvertraut ist: vorne breit und am Nasensattel schmal. Robert. Ich versuche mich daran zu erinnern, wie er bei der Zeremonie der Bestimmung gewählt hat, aber ich erinnere mich an nichts, nur an das Blut, das mir in den Ohren pochte. Wer sonst noch hat die Fraktion gewechselt? Susan etwa? Gibt es in diesem Jahr überhaupt Neulinge bei den Altruan? Wenn die Altruan immer weniger werden, dann sind wir daran schuld – Robert, Caleb und ich. Ja, ich. Rasch verdränge ich den Gedanken.

Robert springt von der Ladefläche. Er trägt ein graues T-Shirt und Jeans. Er zögert einen Augenblick, dann kommt er auf mich zu und schließt mich in die Arme. Bei seiner Berührung werde ich ganz starr. Nur bei den Amite umarmt man sich zur Begrüßung. Ich bleibe stocksteif stehen, bis er mich loslässt.

Als er mein Gesicht von Nahem sieht, gefriert sein Lächeln. »Beatrice, was ist passiert? Wie siehst du denn aus?«

»Das hat nichts zu bedeuten«, wehre ich ab. »Nur Trainingsblessuren, sonst nichts.«

»Beatrice?«, wiederholt eine nieselnde Stimme neben mir. Molly. Sie verschränkt die Arme und lacht. »Ist das dein richtiger Name, Stiff?«

»Was hast du denn gedacht, wofür Tris die Abkürzung ist?«, sage ich finster.

»Oh, keine Ahnung ... Schwächling vielleicht?« Sie streicht sich übers Kinn. Wenn es größer wäre, dann würde ihre lange Nase nicht so auffallen, aber es ist ein fliehendes Kinn, es verschwindet beinahe im Hals. »Ach nein. Wie komme ich nur darauf, dass Tris die Abkürzung dafür sein könnte? Wie dumm von mir.«

»Kein Grund, so feindselig zu sein«, sagt Robert leise. »Ich heiße Robert, und wer bist du?«

»Jemand, den es nicht interessiert, wie du heißt«, blafft Molly ihn an. »Warum steigst du nicht wieder auf deinen Lastwagen? Wir sollen uns nicht mit Leuten von anderen Fraktionen verbrüdern.«

»Warum verschwindest du nicht einfach?«, schnauze ich sie an.

»Genau das werde ich tun. Ich will mich nicht zwischen dich und deinen Liebsten drängeln«, antwortet sie und geht feixend davon.

Robert sieht mich traurig an. »Das scheinen ja nicht gerade sehr nette Leute zu sein.«

»Manche von ihnen nicht.«

»Du könntest wieder nach Hause gehen, weißt du? Für dich würden die Altruan bestimmt eine Ausnahme machen.«

»Wie kommst du darauf, dass ich das will?«, frage ich mit hochroten Wangen. »Denkst du, ich komme hier nicht zurecht?«

»Das ist es nicht.« Er schüttelt den Kopf. »Es hat nichts damit zu tun, dass du nicht zurechtkommen könntest. Du solltest gar nicht darüber nachdenken

müssen, ob du es tust oder nicht. Du solltest einfach glücklich sein.«

»Ich habe mich entschieden. Ich bin hier glücklich.« Ich blicke über Roberts Schulter. Die Wachen sind anscheinend fertig mit der Durchsuchung des Lastwagens. Der Bärtige setzt sich wieder auf den Fahrersitz und schließt die Tür hinter sich. »Und noch etwas, Robert. Es ist nicht mein Lebensziel ... einfach nur glücklich zu sein.«

»Aber wäre das nicht leichter?«, fragt er.

Er wartet meine Antwort nicht ab, sondern berührt mich kurz an der Schulter und kehrt zum Fahrzeug zurück. Ein Mädchen auf der Ladefläche hält ein Banjo auf dem Schoß. Als Robert sich auf den Wagen schwingt, fängt sie an zu klimpern. Der Wagen setzt sich in Bewegung und nimmt das Banjo-Spiel und ihr Trällern mit sich.

Robert winkt mir zu, und wieder sehe ich im Geiste ein anderes Leben vor mir, das ich führen könnte. Ich sehe mich auf der Ladefläche sitzen und mit dem Mädchen singen, obwohl ich noch nie zuvor gesungen habe, ich lache, wenn ich den Ton nicht treffe, strecke mich nach den Bäumen, um Äpfel zu pflücken, und alles in meinem Leben ist friedlich und sicher.

Die Ferox-Wachen schließen das Tor und verriegeln es wieder. Sie verriegeln es von außen. Ich beiße mir auf die Lippe. Weshalb schließen sie das Tor von außen und nicht von innen? Das sieht ja fast so aus, als wollten sie nicht jemanden aussperren, sondern jemanden einsperren, und zwar uns.

Ich verscheuche den Gedanken aus meinem Kopf. Das ist doch blanker Unsinn.

Four kommt auf mich zu. Gerade eben hat er noch mit einer Wachfrau geplaudert, die ein Gewehr über den Schultern hängen hat. »Offenbar hast du ein Faible für unkluge Entscheidungen«, sagt er, als er nur noch einen Schritt von mir entfernt ist.

Trotzig verschränke ich die Arme. »Ich habe mich nur zwei Minuten lang unterhalten.«

»Ich glaube nicht, dass die Dauer irgendetwas an der Tatsache ändert, dass es töricht war.« Stirnrunzelnd fährt er mit den Fingerspitzen über den Rand meines blauen Auges. Ich zucke zurück, aber er nimmt seine Hand nicht weg. Stattdessen legt er den Kopf schräg und seufzt. »Wenn du lernen würdest, als Erste anzugreifen, würdest du dich besser schlagen.«

»Als Erste angreifen?«, frage ich. »Was soll mir das nützen?«

»Du bist schnell. Wenn du es schaffst, ein paar gute Treffer zu landen, bevor dein Gegner überhaupt weiß, was los ist, könntest du gewinnen.« Er lässt die Hand sinken.

»Ich bin überrascht, dass du so gut Bescheid weißt«, sage ich leise. »Wo du doch mitten in meinem bisher einzigen Kampf den Raum verlassen hast.«

»Ich wollte mir das nicht noch länger ansehen müssen«, erwidert er.

Was soll denn das nun wieder heißen?

Er räuspert sich. »Sieht so aus, als käme der nächste Zug. Zeit zu gehen, Tris.«

12. Kapitel

Mit einem Seufzer der Erleichterung krieche ich in mein Bett. Zwei Tage sind seit meinem Kampf mit Peter vergangen und meine blauen Flecken färben sich allmählich violett. Ich habe mich inzwischen daran gewöhnt, dass jede Bewegung wehtut, deshalb fällt es mir jetzt leichter, mich zu bewegen, aber fit bin ich noch längst nicht.

Obwohl meine Verletzungen noch nicht verheilt sind, musste ich heute gegen Myra antreten, die keinen guten Schlag anbringen kann, selbst wenn ihr jemand den Arm führt. Schon in den ersten beiden Minuten konnte ich einen Treffer landen. Sie fiel hin und war so benommen, dass sie nicht mehr auf die Beine kam. Ich sollte mich über meinen Sieg freuen, aber ein Mädchen wie Myra zu schlagen, ist kein erhebendes Gefühl.

Kaum habe ich mich ins Kissen sinken lassen, geht die Tür auf und Leute mit Taschenlampen drängen herein. Ich setze mich auf, wobei ich mir fast den Kopf am Bettgestell über mir anschlage, und blinzele in die Dunkelheit, um herauszufinden, was vor sich geht.

»Alle aufstehen!«, brüllt jemand. Hinter ihm leuchtet eine Taschenlampe auf, der Lichtstrahl lässt die Ringe in den Ohren des Eindringlings aufblitzen. Es ist Eric. Er hat eine Schar Ferox bei sich, von denen ich einige schon in der Grube, andere hingegen noch nie gesehen habe. Auch Four ist dabei.

Sein Blick sucht mich und bleibt auf mir ruhen. Ich halte ihm stand und merke gar nicht, dass alle anderen bereits aufstehen.

»Bist du taub geworden, Stiff?«, kläfft Eric und reißt mich aus meinen Träumereien.

Ich krieche unter der Decke hervor. Zum Glück habe ich mich in meinen Kleidern schlafen gelegt, anders als Christina, die neben unserem Bett steht und nur ein T-Shirt anhat, ihre langen Beine sind nackt. Sie verschränkt die Arme

und starrt Eric an. In diesem Moment wünschte ich mir, ich wäre fähig, jemanden ebenfalls so unverwandt anzustarren wie Christina, noch dazu, wo sie so spärlich bekleidet ist. Das würde ich niemals über mich bringen.

»Ihr habt genau fünf Minuten, um euch anzuziehen und uns bei den Gleisen zu treffen«, sagt Eric. »Wir machen noch einen Ausflug.«

Ich ziehe mir schnell Schuhe an und stolpere schwerfällig hinter Christina her. Ein Schweißtropfen rinnt meinen Nacken hinunter, während wir auf den in den Fels gehauenen Pfaden nach oben rennen, wobei wir unterwegs mehrere Ferox anrempeln. Sie wirken nicht sonderlich erstaunt über uns, und ich frage mich, wie viele Leute hier wohl jede Nacht wie besessen herumjagen.

Wir schaffen es, nur wenig später als die gebürtigen Ferox an den Gleisen anzukommen. Neben den Schienen türmt sich ein dunkler Haufen. Bei näherem Hinsehen erkennt man ein Wirrwarr aus Gewehrläufen und Abzugsbügeln.

»Müssen wir etwa mitten in der Nacht *schießen?*«, flüstert mir Christina ins Ohr.

Neben dem Stapel stehen Kisten mit etwas, was aussieht wie Munition. Ich gehe näher ran, um die Aufschrift zu lesen. PAINTBALLS. Ich habe noch nie davon gehört, aber der Name spricht für sich selbst. Ich fange an zu lachen.

»Jeder schnappt sich ein Gewehr!«, schreit Eric.

Alle rennen zu dem Stapel. Ich bin am nächsten dran, deshalb nehme ich mir das erstbeste Gewehr, das ich zu fassen kriege. Es ist schwer, aber nicht so schwer, dass ich es nicht aufheben könnte. Ich schnappe mir auch noch eine Schachtel mit Farbmunition. Die stecke ich in die Tasche und schnalle mir das Gewehr über den Rücken, und zwar so, dass sich die Gurte über der Brust kreuzen.

»Geschätzte Ankunftszeit?«, fragt Eric Four.

Four schaut auf die Uhr. »Jeden Augenblick ist es so weit. Wann schaffst du es endlich, den Zugfahrplan in deinen Kopf zu bekommen?«

»Weshalb sollte ich ihn auswendig lernen? Dafür habe ich ja dich«, antwortet Eric und boxt Four gegen die Schulter.

In der Ferne erscheint ein Lichtkegel. Je näher er kommt, desto größer wird er. Der Lichtschein fällt seitlich auf Fours Gesicht und wirft einen Schatten in die kleine Vertiefung unter seinem Wangenknochen. Four springt als Erster auf den Zug auf, und ich laufe einfach hinterher, ohne abzuwarten, ob Christina oder Will oder Al mir folgen. Four dreht sich um, als ich neben dem Wagen entlangtrabe, und hält mir die Hand hin. Ich packe seinen Arm und er zieht mich in den Waggon. Seine straffen Unterarmmuskeln treten unter der Haut hervor.

Als alle im Wagen sind, sagt Four: »Wir teilen uns in zwei Mannschaften auf, um *Capture the Flag* zu spielen. In jedem Team werden ein paar Ferox sein, dazu Anfänger aus unseren eigenen Reihen und aus den anderen Fraktionen. Das erste Team wird loslaufen und einen Platz suchen, an dem es seine Fahne verstecken kann, und kurz danach macht das zweite Team dasselbe.« Der Waggon schaukelt, und Four hält sich am Türrahmen fest, um sicher zu stehen. »Das hier ist eine wichtige Tradition bei den Ferox, deshalb empfehle ich euch, die Sache ernst zu nehmen.«

»Was gibt es dabei zu gewinnen?«, ruft jemand.

»So eine Frage kann nur jemand stellen, der nicht von den Ferox kommt«, sagt Four und zieht die Augenbrauen hoch. »Der Preis besteht darin zu gewinnen.«

»Four und ich sind die Mannschaftsführer«, fährt Eric fort, und zu Four gewandt sagt er: »Lass uns zuerst die Fraktionswechsler einteilen, okay?«

Frustriert werfe ich den Kopf in den Nacken. Bestimmt werden sie mich als Letzte auswählen, das spüre ich.

»Fang du an«, sagt Four.

Eric zuckt mit den Schultern und ruft: »Edward.«

Four lehnt sich an den Türrahmen und nickt. Seine Augen funkeln im Mondlicht. Er lässt den Blick kurz und scheinbar absichtslos über uns schweifen

und sagt dann: »Stiff, komm her.«

Leises, verhaltenes Gelächter ist zu hören. Meine Wangen fangen an zu glühen. Ich weiß nicht, ob ich auf die Leute wütend sein soll, die mich auslachen, oder ob ich sprachlos sein soll, dass er mich als Erste ausgewählt hat.

»Willst du etwas beweisen?«, fragt Eric mit seinem unverkennbar höhnischen Grinsen. »Oder suchst du dir nur die Schwächlinge heraus, damit du jemandem die Schuld geben kannst, wenn du verlierst?«

Four zuckt die Schultern. »So was in der Art.«

Wütend. Ich sollte wütend sein, denke ich finster und starre auf meine Hände. Was auch immer Four vorhat, er rechnet damit, dass ich schwächer bin als die anderen. Und das passt mir nicht. Ich muss beweisen, dass er sich irrt, ich *muss* es.

»Du bist an der Reihe«, sagt Four.

»Peter.«

»Christina.«

Das wirft ein anderes Licht auf seine Strategie. Christina gehört nicht zu den Schwächeren. Was genau hat er vor?

»Molly.«

»Will«, sagt Four und kaut auf seinen Fingernägeln.

»Al.«

»Drew.«

»Jetzt ist nur noch Myra übrig. Also kommt sie zu mir«, sagt Eric. »Als Nächstes sind die Anfänger aus unseren eigenen Reihen dran.«

Ich höre nicht mehr zu, welche Namen aufgerufen werden. Wenn Four nicht irgendetwas beweisen will, indem er die Schwachen auswählt, was will er dann? Ich schaue der Reihe nach alle an, die er gewählt hat. Welche Gemeinsamkeit verbindet uns?

Als sie mit den Ferox-Initianten beinahe durch sind, kommt mir eine Idee. Abgesehen von Will und wenigen anderen sind wir alle schmalschultrig und

schlank. Alle in Erics Mannschaft sind breit und stark. Erst gestern hat mir Four gesagt, dass ich schnell bin. Wir werden schneller sein als Erics Mannschaft, was wahrscheinlich von Vorteil ist bei diesem Spiel. Ich habe es zwar noch nie gespielt, aber ich kann mir denken, dass es dabei mehr auf Schnelligkeit ankommt als auf pure Kraft. Der Gedanke entlockt mir ein Grinsen, wenn auch ein verstecktes. Eric ist zwar skrupelloser als Four, aber Four ist schlauer.

Inzwischen sind die Mannschaften aufgestellt. Eric grinst Four spöttisch an. »Ich gebe deiner Mannschaft einen Vorsprung.«

»Du brauchst mir keinen Gefallen zu tun«, erwidert Four mit dem Anflug eines Lächelns. »Ich gewinne sowieso, das weißt du genau.«

»Falsch. Ich weiß, dass du verlierst, egal, wann ihr loszieht«, sagt Eric und beißt auf einen der Ringe in seinen Lippen. »Nimm dein lausiges Team und zieh als Erster los.«

Wir machen uns alle bereit. Al wirft mir einen verlorenen Blick zu, dem ich mit einem, wie ich hoffe, aufmunternden Lächeln begegne. Wenn schon einer von uns im selben Team landen musste wie Eric, Peter und Molly, dann Al. Ihn lassen die drei meistens in Ruhe.

Der Zug nähert sich seinem Ziel. Ich bin fest entschlossen, diesmal auf meinen beiden Füßen zu landen.

Gerade als ich abspringen will, stößt mich jemand an der Schulter und ich stolpere beinahe zur Waggontür hinaus. Ich drehe mich nicht um; ob Molly, Drew oder Peter, es ist mir egal, wer mich geschubst hat. Bevor sie es noch einmal versuchen können, springe ich ab. Diesmal bin ich auf den Schwung, den mir der fahrende Zug gibt, vorbereitet, ich laufe ein paar Schritte, um ihn abzufangen, aber ich bleibe auf den Beinen. Eine wilde Genugtuung erfasst mich. Es ist nur ein kleiner Fortschritt, aber ich fühle mich plötzlich wie eine Ferox.

Eine der gebürtigen Ferox legt Four die Hand auf die Schulter und fragt: »Damals, als deine Mannschaft gewonnen hat, wo hast du da die Flagge

versteckt?«

»Es entspricht nicht dem Sinn des Spiels, dir das zu erzählen, Marlene«, erwidert Four kühl.

»Komm schon, Four«, quengelt sie und wirft ihm einen koketten Blick zu. Er schiebt ihre Hand weg, und aus irgendeinem Grund grinse ich übers ganze Gesicht.

»Am Navy Pier«, ruft ein anderer Ferox. Er ist groß, dunkelhäutig und hat schwarze Augen. Ein gut aussehender Typ. »Mein Bruder war in der Mannschaft, die gewonnen hat. Sie haben die Fahne beim Karussell versteckt.«

»Dann gehen wir dorthin«, schlägt Will vor.

Niemand hat etwas dagegen, also wenden wir uns nach Osten, Richtung Marschland, wo früher einmal der See war. Als ich noch klein war, habe ich immer versucht, mir auszumalen, wie es dort wohl ausgesehen hat, als es den See noch gab und als noch kein Zaun mitten im Schlamm stand, um die Stadt abzusichern. Aber es ist schwer, sich so viel Wasser an einem einzigen Ort vorzustellen.

»Hier in der Nähe ist das Hauptquartier der Ken, nicht wahr?«, fragt Christina und knufft Will.

»Ja. Südlich von hier«, antwortet er. Er schaut über die Schulter, und einen Moment lang ist sein Blick voller Sehnsucht. Dann ist der Augenblick auch schon vorüber.

Ich bin nur ungefähr eine Meile von meinem Bruder entfernt. Seit einer Woche sind wir uns nicht mehr so nahe gewesen. Ich schüttle den Kopf, um die aufkommende Wehmut zu vertreiben. An Caleb darf ich jetzt nicht denken, ich muss mich darauf konzentrieren, Phase eins zu schaffen. Ich darf überhaupt nicht mehr an ihn denken.

Wir überqueren die Brücke. Auch jetzt noch brauchen wir Brücken, denn der Schlamm ist zu weich, um drüberlaufen zu können. Ich frage mich, wie lange es schon her ist, seit der Fluss versiegt ist.

Sobald man die andere Seite erreicht hat, verändert die Stadt ihr Gesicht. Hinter uns sind die meisten Häuser bewohnt, und wenn nicht, so machen sie trotzdem einen gepflegten Eindruck. Vor uns liegt ein Meer aus bröckelndem Beton und Glasscherben. Es ist unheimlich, wie still es in diesem Teil der Stadt ist, es wirkt wie ein Albtraum. Man erkennt kaum, wohin man geht, denn Mitternacht ist schon vorüber und alle Lichter in der Stadt sind verloschen.

Marlene holt eine Taschenlampe hervor und sucht damit die Straße vor uns ab.

»Hast du Angst vor der Dunkelheit, Mar?«, neckt sie der dunkelhäutige Ferox.

»Wenn du auf Glasscherben treten willst, Uriah, nur zu«, fährt sie ihn an. Aber dann knipst sie die Lampe doch aus.

Ich habe festgestellt, dass echte Ferox die Neigung haben, die Dinge komplizierter zu machen, als sie sind, nur um ihre Unabhängigkeit von anderen unter Beweis zu stellen. Es erfordert keinen besonderen Mut, nachts ohne Taschenlampe durch dunkle Straßen zu laufen, es geht vielmehr darum, keine Hilfe von außen in Anspruch zu nehmen, und sei es auch nur ein Lichtstrahl. Als Ferox müssen wir fähig sein, völlig allein klarzukommen.

Mir gefällt das. Denn vielleicht kommt der Tag, an dem es keine Taschenlampen mehr gibt, an dem niemand da ist, der einem hilft. Darauf will ich vorbereitet sein.

Die Gebäude erstrecken sich bis zum Rand des Sumpfs. Eine Landzunge reicht in das Marschland hinein, und darauf erhebt sich ein riesiges weißes Rad, an dem in regelmäßigen Abständen rote Gondeln hängen. Das Riesenrad.

»Stellt euch nur mal vor, damit sind die Menschen gefahren. Nur so zum *Spaß*«, sagt Will kopfschüttelnd.

»Das müssen wohl Ferox gewesen sein«, sage ich.

»Ja, wenn auch recht zahme.« Christina lacht. »Ein Riesenrad für waschechte Ferox hätte keine Gondeln. Man hätte sich einfach mit den Händen festhalten müssen, und dann ab in die Luft und viel Glück.«

Wir gehen den Pier entlang. Die Gebäude auf der linken Seite sind

menschenleer, die Schilder heruntergerissen, die Fenster verschlossen, aber es herrscht Ordnung trotz der Leere. Wer auch immer diesen Ort verlassen hat, hat dies mit Bedacht und Ruhe getan. Es gibt Orte in der Stadt, die wüster aussehen als der hier.

»Traust du dich, in den Sumpf zu springen?«, sagt Christina zu Will.

»Ja, wenn du als Erste springst.«

Wir stehen vor einem Kinderkarussell. Manche Pferdchen sehen arg mitgenommen und verwittert aus, ihre Schwänze sind ausgerissen und die Sättel abgeschlagen. Four holt die Fahne aus seiner Tasche.

»In etwa zehn Minuten wird die andere Mannschaft an ihrem Platz sein«, sagt er. »Ich schlage vor, ihr nutzt diese Zeit und überlegt euch eine Strategie. Wir sind zwar keine Ken, aber geistig vorbereitet zu sein, ist Teil eurer Ausbildung bei den Ferox.«

Er hat recht. Was nützt ein trainierter Körper, wenn man seinen Geist nicht sammeln kann?

Will nimmt die Fahne an sich. »Ein paar von uns sollten hierbleiben und die Fahne bewachen, während die anderen ausschwärmen und den Aufenthaltsort der gegnerischen Mannschaft ausfindig machen«, schlägt er vor.

»Ach ja?« Marlene nimmt Will die Fahne aus der Hand. »Wer hat dich denn zum Anführer gemacht, du abtrünniger Grünschnabel?«

»Keiner«, sagt Will. »Aber irgendjemand muss es ja sein.«

»Vielleicht sollten wir uns eine defensivere Strategie überlegen. Wir könnten zum Beispiel warten, bis sie kommen, und sie uns dann schnappen«, schlägt Christina vor.

»So würden es Feiglinge machen«, sagt Uriah. »Ich bin dafür, dass wir alle ausschwärmen und zuvor die Flagge so gut verstecken, dass niemand sie findet.«

Alle reden wild durcheinander und die Diskussion wird immer hitziger. Christina verteidigt Wills Plan, die Ferox-Leute sind für den Angriff, und alle streiten sich darum, wer die Entscheidung treffen sollte. Four setzt sich auf das

Karussellpodest und lehnt sich gegen den Sockel eines Plastikpferdchens. Er blickt zum Himmel, an dem keine Sterne zu sehen sind; nur der Vollmond schimmert durch die dünne Wolkendecke. Die Hände im Nacken verschränkt, die Armmuskeln entspannt, das Gewehr lässig an die Schulter gelehnt, macht er einen fast behaglichen Eindruck.

Irritiert kneife ich die Augen zusammen. Warum lasse ich mich so leicht von ihm ablenken? Ich muss mich konzentrieren.

Was würde *ich* vorschlagen, wenn ich das Geschnatter hinter mir übertönen könnte? Wir können nichts Sinnvolles tun, solange wir nicht wissen, wo die andere Mannschaft ist. Sie könnte irgendwo in einem Umkreis von zwei Meilen sein, obwohl das öde Marschland als Versteck wohl eher nicht infrage kommt. Der beste Weg, um sie zu finden, besteht nicht darin, zu streiten, wie und wo man nach ihnen sucht oder wie viele von uns einen Suchtrupp bilden.

Der beste Weg ist, so hoch hinauf wie möglich zu klettern.

Ich vergewissere mich kurz, dass mich niemand beobachtet. Dann gehe ich mit leisen, vorsichtigen Schritten zum Riesenrad und halte mit einer Hand mein Gewehr auf dem Rücken fest, damit es nicht klappert.

Beim Blick nach oben stockt mir der Atem. Das Riesenrad ist höher, als ich dachte, und so groß, dass ich die Gondeln ganz oben kaum sehen kann. Das einzig Gute daran ist, dass es gebaut wurde, um Lasten zu tragen. Wenn ich hinaufklettere, wird es zumindest nicht unter mir zusammenbrechen.

Mein Herz klopft schneller. Soll ich wirklich mein Leben riskieren, nur um ein Spiel der Ferox zu gewinnen?

Es ist so dunkel, dass man nicht viel erkennen kann, aber als ich die riesigen, rostigen Verstreben des Riesenrads betrachte, entdecke ich eine Sprossenleiter. Die Eisenträger sind gerade mal so breit wie meine Schulter und nirgends gibt es ein Sicherungsgeländer, aber eine Leiter hinaufzusteigen, ist immer noch besser, als an den Speichen eines Riesenrads entlangzuklettern.

Ich greife nach einer Leitersprosse. Sie ist rostig und dünn und fühlt sich an, als

würde sie jeden Augenblick unter meinen Händen zerbröseln. Ich verlagere mein Gewicht auf die unterste Sprosse, um ihre Festigkeit zu prüfen, ich hüpfte darauf herum, um auszutesten, ob sie mich trägt. Die Bewegung tut weh und ich stöhne unwillkürlich auf.

»Tris«, sagt jemand leise hinter mir. Ich weiß selbst nicht, warum ich nicht erschrecke. Vielleicht, weil ich allmählich zur Ferox werde und mich daran gewöhne, ständig auf der Hut zu sein. Vielleicht auch, weil die Stimme leise und sanft und beinahe beruhigend klingt. Egal. Ich blicke über die Schulter. Hinter mir steht Four und hat das Gewehr über den Rücken geschnallt, genauso wie ich.

»Was gibt's?«, frage ich.

»Ich würde gern wissen, was du zu tun gedenkst.«

»Ich suche mir einen höheren Platz«, sage ich. »Sonst *gedenke* ich gar nichts zu tun.«

Ich sehe, wie er im Dunkeln lächelt. »Schon gut. Ich komme mit.«

Ich zögere einen Moment. Er sieht mich nicht an, wie Will, Christina und Al es manchmal tun – so mitleidig, als wäre ich zu jung und zu schwach, um überhaupt für irgendetwas gut zu sein. Aber wenn er darauf besteht mitzukommen, dann wahrscheinlich deshalb, weil er mir nicht recht traut.

»Ich komme schon zurecht«, sage ich abwehrend.

»Zweifellos«, erwidert er und aus seinen Worten höre ich weder Spott noch Ironie heraus. Aber ich weiß, dass sie da sind. Es kann gar nicht anders sein.

Sprosse um Sprosse steige ich hinauf, und als ich ein Stück hochgeklettert bin, folgt er mir. Er bewegt sich schneller als ich, und bald greifen seine Finger nach der Sprosse, auf der ich eben noch stand.

»Und jetzt verrate mir eines ...«, sagt er leise, während wir weiterklettern. »Wofür, glaubst du, ist diese Übung gut? Dieses Spiel, meine ich, nicht die Kletterei.«

Ich schaue nach unten auf das Steinpflaster. Es ist schon ziemlich weit weg,

dabei habe ich gerade mal ein Drittel des Weges hinter mir. Über mir ist eine Plattform, direkt unterhalb der Radnabe. Genau dort will ich hin. Über den Rückweg mache ich mir lieber noch keine Gedanken. Der Wind, der unten sanft über meine Wangen strich, zerzt jetzt kräftig an mir. Je höher wir klettern, desto heftiger werden die Böen, darauf muss ich gefasst sein.

»Damit wir strategisch denken lernen«, antworte ich. »Vielleicht auch damit wir lernen, im Team zu arbeiten.«

»Im Team«, wiederholt er. Er stößt ein seltsames Lachen aus, es klingt fast so, als schnappe er ängstlich nach Luft.

»Vielleicht auch nicht«, sage ich. »Teamwork scheint bei den Ferox nicht besonders hoch im Kurs zu stehen.«

Der Wind bläst jetzt stärker. Ich drücke mich enger an die weiße Strebe, aber dadurch wird auch das Klettern schwieriger. Das Karussell sieht von hier oben winzig aus. Die Dachmarkise verstellt mir den Blick auf unsere Mannschaft, aber ich sehe immerhin, dass einige fehlen – vermutlich hat sich eine Suchmannschaft auf den Weg gemacht.

»Das sollte es aber«, greift Four meinen Gedanken auf. »Früher wurde Teamgeist geschätzt.«

Ich höre ihm nicht richtig zu, denn mir ist inzwischen schwindelig geworden. Meine Hände brennen, weil ich mich so krampfhaft an den Sprossen festhalte, und meine Beine zittern, keine Ahnung, weshalb. Es ist nicht die Höhe, ganz im Gegenteil. Sie erfüllt mich mit Kraft, jedes Organ, jede Ader, jeder Muskel in mir ist im Gleichgewicht.

Dann wird mir klar, woran es liegt. Es liegt an *ihm*. Er gibt mir das Gefühl, dass ich gleich stürze. Oder mich auflöse. Oder in Flammen aufgehe.

Als ich die nächste Sprosse ertasten will, greife ich fast daneben.

»Noch eine Frage ...«, sagt er keuchend. »Was hat strategisches Denken mit Mut zu tun ... Na, was denkst du?«

Die Frage erinnert mich daran, dass er mein Ausbilder ist und ich auf diesem

Trip etwas lernen soll. Eine Wolke schiebt sich vor den Mond und die Lichtstrahlen malen ein Muster auf meine Hände.

»Es bereitet darauf vor zu handeln«, sage ich schließlich. »Man lernt, strategisch zu denken, damit man strategisch handeln kann.« Ich höre, wie er hinter mir laut und schnell atmet. »Alles in Ordnung mit dir?«, frage ich.

»Ja, aber was ist mit dir? Tickst du noch ganz richtig? So hoch oben ...« Er schnappt nach Luft. »Hast du denn gar keine Angst, Tris?«

Ich blicke über meine Schulter nach unten. Wenn ich jetzt falle, bin ich tot. Aber ich werde nicht fallen.

Ein Windstoß erfasst mich von links und ich werde zur Seite gedrückt. Erschrocken umklammere ich die Sprossen und versuche, mein Gleichgewicht zu bewahren. Four hält sich mit seiner kalten Hand an meiner Hüfte fest, seine Finger berühren meine nackte Haut unter dem Saum des T-Shirts. Er drückt mich kurz und schiebt mich sachte nach links, damit ich wieder einen sicheren Stand habe.

Jetzt bin *ich* diejenige, die keine Luft mehr bekommt. Ich starre auf meine Hände, mein Mund ist trocken. Ich spüre die Stelle noch, an der seine Hand war, seine langen, schlanken Finger.

»Alles okay?«, fragt er leise.

»Ja«, antworte ich gepresst.

Ich klettere weiter bis zur Plattform. Den stumpfen Enden der Metallstäbe nach zu urteilen, war hier früher mal ein Geländer angebracht. Ich setze mich und rutsche bis an den Rand, sodass auch Four einen Platz zum Sitzen hat. Ohne lange zu überlegen, lasse ich meine Beine über die Kante baumeln. Four kauert sich neben mich und drückt sich an die Metallstreben; sein Atem geht schwer.

»Du hast Höhenangst«, sage ich ihm ins Gesicht. »Wie schaffst du es, damit bei den Ferox zurechtzukommen?«

»Indem ich sie nicht beachte«, antwortet er. »Wenn ich Entscheidungen treffe,

dann tue ich so, als gäbe es diese Angst nicht.«

Ich starre ihn verblüfft an. Ich kann mir nicht helfen, aber keine Furcht zu haben, ist etwas anderes, als nur so zu tun, als hätte man keine.

Ich habe ihn zu lange angestarrt.

»Was ist los?«, fragt er ruhig.

»Nichts.«

Ich drehe mich weg und lasse den Blick über die Stadt schweifen. Ich muss mich konzentrieren, schließlich bin ich ja aus einem ganz bestimmten Grund hier heraufgeklettert.

In der Stadt ist es stockdunkel, aber selbst wenn es nicht so wäre, könnte ich nicht weit sehen. Ein Gebäude nimmt mir die Sicht.

»Wir sind noch nicht hoch genug.« Ich schaue nach oben. Über mir ist ein Gewirr aus weißen Stangen, das Gerüst des Riesenrads. Wenn ich vorsichtig bin und meine Füße zwischen die Streben und die Stützträger klemme, kann ich mir genügend Halt verschaffen, um halbwegs sicher hinaufzuklettern.

»Ich steige noch ein Stück weiter hinauf«, sage ich entschlossen und stehe auf. Ich packe eine der Stangen über meinem Kopf und ziehe mich daran hoch. Ein stechender Schmerz schießt in meine verletzte Seite, aber ich achte nicht darauf.

»Teufel noch mal, Stiff«, knurrt Four.

»Du musst ja nicht mitkommen«, sage ich, den Blick auf das Labyrinth aus Eisenstangen gerichtet. Ich setze den Fuß auf eine Stelle, an der sich zwei Streben kreuzen, ziehe mich nach oben und greife dabei nach einer weiteren Strebe. Einen Augenblick lang baumle ich in der Luft, mein Herz klopft so stark, dass ich nichts anderes mehr wahrnehme. Mein ganzes Denken konzentriert sich auf diesen Herzschlag, pulsiert im gleichen Rhythmus.

»Ich komme mit«, sagt er.

Es ist völlig verrückt, und das weiß ich auch. Ein winziger Fehlgriff, einen Sekundenbruchteil zaudern, und mein Leben ist zu Ende. Hitze wallt in mir auf, aber als ich nach der nächsten Strebe greife, lächle ich. Ich ziehe mich hoch, mit

zittrigen Armen, und drücke die Beine durch, sodass ich fest stehe. Als ich mich sicher fühle, schaue ich zu Four hinunter. Aber statt seiner sehe ich nur Tiefe, und die verschlägt mir den Atem.

Im Geiste sehe ich mich fallen, sehe, wie mein Körper gegen die Streben kracht, sehe mich mit verrenkten Gliedern auf dem Pflaster liegen, so wie Ritas Schwester, die es nicht geschafft hat, aufs Dach zu springen. Four ergreift die Strebe mit einer Hand und zieht sich spielerisch daran hoch, so als setze er sich gerade mal eben im Bett auf. Trotzdem sieht man ihm an, dass er sich nicht wohl dabei fühlt, er ist so angespannt, dass sich seine Armmuskeln genau abzeichnen.

Schluss damit. Es ist einfach lächerlich, in fast hundert Fuß Höhe über seine muskulösen Arme nachzudenken.

Ich greife nach der nächsten Strebe und taste mit dem Fuß nach einem Halt. Als ich wieder hinunter auf die Stadt schaue, versperrt mir das Gebäude nicht mehr die Sicht. Ich bin hoch genug, um die Skyline zu sehen. Die meisten Gebäude heben sich schwarz vor dem dunkelblauen Himmel ab, nur die roten Lichter auf der Zentrale leuchten; sie blinken halb so schnell wie mein Herzschlag.

Die Straßen zwischen den Häuserreihen sehen aus wie Tunnel. Anfangs sehe ich nur ein dunkles Tuch über der Landschaft vor mir liegen, die Gebäude und der Himmel und die Straßen und die Landschaft heben sich kaum voneinander ab. Dann erblicke ich ein kleines flackerndes Licht am Boden.

»Siehst du das?« Ich zeige auf das Licht.

Als Four direkt hinter mir ist, hört er auf zu klettern und blickt über meine Schulter. Sein Kinn ist ganz nah neben meinem Kopf, sein Atem streift mein Ohr, und ich bin wieder so zittrig wie vorhin, als ich die ersten Stufen hochgeklettert bin.

»Ja.« Er grinst breit. »Es kommt vom Park am Anfang des Piers. Wirklich sehr schlau. Drum herum ist freier Platz und die Bäume geben trotzdem Deckung.

Leider nicht genug.«

»Okay.« Ich blicke ihn über die Schulter hinweg an. Wir sind uns so nahe, dass ich vergesse, wo wir sind. Stattdessen fällt mir auf, dass seine Mundwinkel von Natur aus leicht nach unten gebogen sind, genau wie meine, und dass er eine Narbe am Kinn hat.

»Hm ...« Ich räuspere mich. »Klettere du nach unten. Ich folge dir.«

Four nickt und steigt nach unten. Seine Beine sind so lang, dass er mühelos Trittplätze findet, auf die er die Füße setzen und auf denen er sich Strebe um Strebe hinablassen kann. Sogar im Dunkeln sehe ich, dass seine Hände knallrot sind und zittern.

Ich drücke mich mit meinem ganzen Gewicht gegen eine der Querstreben und taste mit dem Fuß ein Stück tiefer nach Halt. Die Strebe löst sich quietschend aus der Verankerung und kracht gegen ein halbes Dutzend anderer Streben, ehe sie polternd auf dem Pflaster landet. Hilflos baumle ich an dem Gerüst und halte mich krampfhaft mit den Händen fest, meine Beine schwingen frei in der Luft. Ich stoße einen erstickten Schrei aus. »Four!«

Verzweifelt taste ich mit den Füßen nach Halt, aber eine sichere Trittstelle ist nirgendwo in Reichweite. Meine Hände sind schweißnass. Ich muss daran denken, wie ich sie vor der Zeremonie der Bestimmung an meiner Hose abgewischt habe und auch vor dem Eignungstest, vor allen entscheidenden Augenblicken, und kann nur mit Mühe einen Verzweiflungsschrei unterdrücken. Ich werde abrutschen. Ich werde abrutschen.

»Halte dich fest!«, ruft er. »Halte dich einfach nur fest. Ich habe eine Idee.«

Und dann klettert er weiter nach unten.

Aber das ist die falsche Richtung! Er soll zu mir hochklettern, nicht von mir weg!

Gebannt schaue ich auf meine Hände, mit denen ich die schmalen Stäbe so fest umklammere, dass meine Knöchel weiß hervortreten. Meine Finger sind dunkelrot, fast violett. Sehr viel länger kann ich mich nicht halten.

Es wird also nicht mehr lange dauern.

Ich drücke die Augen zu. Lieber nicht hinschauen. Lieber so tun, als gäbe es das alles gar nicht. Fours Turnschuhe quietschen auf dem Metall und dann höre ich schnelle Tritte auf den Leitersprossen.

»Four!«, schreie ich aus Leibeskräften. Vielleicht hat er sich aus dem Staub gemacht. Vielleicht hat er mich allein zurückgelassen. Vielleicht ist es ein Test, wie stark, wie tapfer ich bin. Ich atme durch die Nase ein und mit dem Mund wieder aus. Ich zähle meine Atemzüge, um mich zu beruhigen. Eins, zwei. Ein, aus. *Mach schon, Four*, ist alles, was ich denken kann. *Mach schon, tu endlich was*.

Dann höre ich ein Quietschen und ein Knirschen. Die Strebe, an der ich mich festhalte, erbebt. Ich schluchze mit zusammengebissenen Zähnen, während ich mich krampfhaft festklammere.

Plötzlich setzt sich das Riesenrad in Bewegung.

Der Wind nimmt zu, schwillt an, er pfeift um meine Hand- und Fußgelenke. Vorsichtig mache ich die Augen auf. Ich bewege mich ... nach unten, auf den Boden zu. Ich muss lachen, ich bin schwindelig vor lauter Freude. Die Erde kommt immer näher. Aber ich werde auch immer schneller. Wenn ich mich nicht rechtzeitig fallen lasse, werden mich die Gondeln und das Metallgerüst zermalmen.

Das Riesenrad nimmt immer mehr Fahrt auf. Ich spanne meinen Körper, warte ab, und erst als ich die Risse auf dem Gehweg erkennen kann, lasse ich mich fallen.

Ich schlage mit den Füßen zuerst auf und meine Beine knicken unter mir weg. Fast automatisch ziehe ich die Arme an und rolle, so schnell ich kann, zur Seite. Dabei schürfe ich mir das Gesicht auf dem harten Asphalt auf, aber ich drehe mich gerade noch rechtzeitig um, um die nachfolgende Gondel zu bemerken, die auf mich zukommt wie ein riesiger Schuh, der mich zertreten will. Ich rolle noch ein Stück weiter weg, nur einen Moment, bevor der Boden der Gondel meine Schulter streift.

Ich bin in Sicherheit. Erleichtert schlage ich die Hände vors Gesicht. Ich versuche gar nicht erst aufzustehen; wenn ich es täte, würde ich gleich wieder hinfallen. Ich höre Schritte. Four fasst mich an den Handgelenken. Ich lasse es zu, dass er meine Hände von meinem Gesicht wegzieht.

Er nimmt eine meiner Hände in seine beiden Hände. Die Wärme, die von ihm ausgeht, lässt mich den Schmerz in meinen völlig verkrampften Fingern vergessen.

»Alles in Ordnung?«, fragt er und drückt unsere Hände gegeneinander.

»Ja.«

Er fängt an zu lachen, und nach kurzem Zögern stimme ich in sein Lachen ein. Ich setze mich auf und stütze mich mit der freien Hand ab. Mir ist nur allzu bewusst, wie dicht wir beisammensitzen – höchstens eine Handbreit voneinander entfernt. Der Raum dazwischen knistert vor lauter Spannung. Von mir aus könnte der Abstand noch kleiner sein.

Four steht auf und zieht mich hoch. Das Riesenrad dreht sich immer noch, der dabei entstehende Wind lässt meine Haare flattern.

»Du hättest mir ruhig sagen können, dass das Riesenrad noch funktioniert«, sage ich möglichst lässig. »Dann hätten wir nicht hochklettern müssen.«

»Wenn ich es gewusst hätte, dann hätte ich es dir gesagt«, antwortet er. »Ich konnte dich doch nicht einfach so hängen lassen, also habe ich einen Versuch riskiert. Komm, jetzt holen wir uns ihre Flagge.«

Four zögert einen Moment, dann nimmt er meinen Arm. Seine Fingerspitzen bohren sich in die Innenseite meines Ellbogens. Wäre er in einer anderen Fraktion, hätte er mir eine kurze Verschnaufpause gegönnt, aber er ist ein Ferox, also lächelt er nur aufmunternd und macht sich dann auf den Weg zum Karussell, wo ein Teil unserer Mannschaft die Flagge bewacht. Halb renne, halb humple ich neben ihm her. Ich fühle mich noch ein wenig zittrig, aber mein Verstand ist hellwach und meine Sinne funktionieren gut, denn ich spüre mit jeder Faser meines Körpers seine Hand, die mich stützt.

Christina sitzt auf einem Plastikpferdchen, sie hat ihre langen Beine übereinandergeschlagen und hält sich mit der Hand an der Karussellstange fest. Hinter ihr steckt unsere Fahne, im Dunkeln sieht sie aus wie ein leuchtendes Dreieck. Drei Ferox-Initianten lungern zwischen den alten, schmutzigen Tierfiguren herum. Einer hat die Hand auf den Kopf eines Pferdes gelegt, zwischen seinen Fingern hindurch blickt mich ein kaputtes Auge an. Und eine von den älteren Ferox sitzt am Rand des Karussells und kratzt mit dem Daumen an den vier Ringen in ihren Augenbrauen.

»Wo sind die anderen hin?«, fragt Four.

Er wirkt genauso aufgeregt, wie ich mich fühle, seine Augen sind vor Tatendrang weit aufgerissen.

»Die suchen unsere Gegner. Sagt mal, habt ihr das Riesenrad angestellt?«, fragt das ältere Mädchen. »Was zum Teufel habt ihr euch dabei gedacht? Ihr hättet genauso gut schreien können: ›Hallo, hier sind wir! Kommt und holt euch die Flagge!« Sie schüttelt den Kopf. »Wenn ich in diesem Jahr wieder verliere, dann ist die Blamage unerträglich. Dreimal hintereinander, das darf einfach nicht sein.«

»Das Riesenrad spielt keine Rolle«, antwortet Four. »Wir wissen, wo sie sind.«

»Wir?«, fragt Christina und schaut abwechselnd Four, dann mich an.

»Ja, während ihr Däumchen gedreht habt, ist Tris am Riesenrad hochgeklettert, um nach der anderen Mannschaft Ausschau zu halten«, sagt er.

»Und was machen wir jetzt?«, fragt ein Ferox-Anfänger gähnend.

Four blickt mich an. Langsam wandern die Augen der anderen von ihm zu mir. Auch Christina fixiert mich. Gerade will ich die Schultern zucken und sagen, dass ich es auch nicht weiß, als ich plötzlich im Geiste den Pier vor mir sehe. Und da habe ich eine Idee.

»Wir teilen uns in zwei Gruppen auf«, sage ich. »Vier von uns gehen auf die rechte Seite des Piers, drei auf die linke. Die gegnerische Mannschaft hält sich im Park auf. Die Vierergruppe wird sie angreifen, während die Dreiergruppe

sich unbemerkt hinter sie schleicht und die Fahne ergattert.«

Christina starrt mich an, als sähe sie mich zum ersten Mal. Ich kann ihr keinen Vorwurf machen, ich erkenne mich ja selbst kaum wieder.

»Klingt gut«, sagt das ältere Mädchen und klatscht in die Hände. »Okay, nutzen wir die Gunst der nächtlichen Stunde und bringen es hinter uns.«

Christina geht mit mir auf die rechte Seite, zusammen mit Uriah, dessen Zähne besonders hell schimmern, weil seine bronzefarbene Haut mit der Dunkelheit verschmilzt. Trotzdem fällt mir auf, dass hinter seinem Ohr eine Schlange eintätowiert ist, deren Schwanz sich um sein Ohrläppchen windet. Bevor ich sie mir genauer ansehen kann, rennt Christina los. Ich muss aufpassen, dass sie mich nicht abhängt.

Mit meinen kurzen Beinen muss ich doppelt so schnell rennen wie sie, um mit ihr Schritt zu halten. Beim Laufen wird mir klar, dass nur einer von uns die Flagge als Erster berühren kann und dass es völlig egal sein wird, wessen Plan es war, der uns zur Flagge geführt hat, wenn ich sie nicht als Erste zu fassen bekomme. Obwohl ich kaum noch Luft kriege, laufe ich schneller, um Christina dicht auf den Fersen zu bleiben. Ich ziehe mein Gewehr von der Schulter und lege den Finger an den Abzug.

Wir haben das Ende des Piers erreicht. Ich presse den Mund zu, um nicht laut nach Luft zu schnappen und uns so zu verraten. Wir laufen langsamer, damit man unsere Schritte nicht hört, und ich halte wieder nach dem blinkenden Licht Ausschau. Vom Erdboden aus wirkt es viel größer als aus luftiger Höhe. Ich deute in die Richtung. Christina nickt und geht voran.

Plötzlich ertönt ein vielstimmiges Geschrei, und zwar so laut, dass ich einen Satz mache. Farbkugeln schwirren zischend durch die Luft und treffen ihr Ziel. Unsere Leute haben den Angriff gestartet, die gegnerische Mannschaft stellt sich ihnen entgegen, und die Fahne ist so gut wie unbewacht. Uriah zielt und schießt auf die letzte verbliebene Wache und trifft sie in den Oberschenkel. Der Wachposten, ein zierliches Mädchen mit violett gefärbten Haaren, wirft das

Gewehr voller Wut auf den Boden.

Ich beeile mich, um an Christinas Seite zu gelangen. Die Fahne hängt an einem Ast hoch über meinem Kopf. Ich strecke mich und im selben Moment greift Christina danach.

»Lass gut sein, Tris«, sagt sie. »Du bist doch schon die Heldin des Tages. Du weißt genau, dass du zu klein bist, um sie runterzuholen.«

Sie sagt es mit einem gönnerhaften Blick, so wie Erwachsene manchmal auf Kinder herabschauen, die sich besonders altklug benehmen, und dann holt sie die Fahne vom Ast. Ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, dreht sie sich um und stößt einen Siegeschrei aus. Auch Uriah fällt in den Jubel ein, dann stimmen die anderen vier mit ein, und aus der Ferne antwortet die zweite Gruppe unseres Teams mit Triumphgeheule.

Uriah klopf mir auf die Schulter und ich versuche nicht mehr an Christinas abschätzigen Blick zu denken. Vielleicht hat sie ja recht. Ich habe mich heute schon bewährt. Ich will nicht machtgierig sein, will nicht so sein wie Eric, der sich vor der Stärke anderer Menschen fürchtet.

Die Siegeschreie wirken ansteckend, also mache ich mit und laufe zu meinen Mannschaftskameraden. Christina schwenkt die Flagge hoch in der Luft, alle versammeln sich um sie, packen ihren Arm, damit sie die Fahne noch höher halten kann. Ich reiche nicht so hoch hinauf, deshalb bleibe ich grinsend neben ihnen stehen.

Eine Hand legt sich auf meine Schulter.

»Gut gemacht«, sagt Four leise.

»Ich kann nicht glauben, dass ich das verpasst habe!«, sagt Will immer wieder kopfschüttelnd. Der Wind, der zur Zugtür hereinpfeift, bläst seine Haare in alle Richtungen.

»Du hast die überaus wichtige Rolle gespielt, uns nicht in die Quere zu kommen«, spottet Christina, strahlend vor Freude.

Al brummt unzufrieden. »Warum musste ich ausgerechnet in der anderen

Mannschaft sein?»

»Weil es im Leben nicht gerecht zugeht, Albert. Und weil sich die ganze Welt gegen dich verschworen hat«, sagt Will. »Hey, darf ich die Fahne noch mal sehen?«

Peter, Molly und Drew sitzen den älteren Ferox gegenüber in einer Ecke. Brust und Rücken sind mit roter und blauer Farbe verschmiert und sie machen einen ziemlich niedergeschlagenen Eindruck. Sie unterhalten sich leise, werfen verstohlene Blicke auf uns, besonders auf Christina. Das ist das Gute daran, dass ich die Fahne nicht in der Hand halte – niemand hat es auf mich abgesehen. Jedenfalls nicht mehr als sonst.

»So, so, und du bist also am Riesenrad hochgeklettert, ja?«, fragt Uriah. Er stapft durch den Waggon und setzt sich mir gegenüber. Marlene, das Mädchen mit dem koketten Lächeln, folgt ihm.

»Stimmt«, sage ich knapp.

»Ziemlich clever von dir«, sagt Marlene. »Um nicht zu sagen, fast so schlau wie eine Ken. Ich heiße übrigens Marlene.«

»Tris«, sage ich. Zu Hause wäre es eine Beleidigung gewesen, wenn man mich mit einer Ken verglichen hätte, aber so, wie Marlene es sagt, klingt es wie ein Kompliment.

»Ja, ich weiß, wer du bist«, sagt sie. »Du bist als Erste gesprungen. So jemanden vergisst man nicht.«

Es kommt mir vor, als seien schon Jahre, ach was, Jahrzehnte vergangen, seit ich in den Kleidern einer Altruan vom Hausdach gesprungen bin.

Uriah nimmt eine von den Farbkugeln aus seinem Gewehr und drückt mit Daumen und Zeigefinger darauf. Der Zug schlingert nach links und Uriah fällt auf mich. Dabei zerquetscht er die Farbkugel und sprüht mir eine pinkfarbene, ekelhaft stinkende Farbe ins Gesicht.

Marlene prustet los. Ich wische mir langsam etwas von der Farbe aus dem Gesicht und schmiere sie auf Uriahs Wange. Der Geruch nach Fischöl macht

sich im ganzen Wagen breit.

»Iiih!« Er drückt wieder auf die Farbkugel, aber die Öffnung ist auf der falschen Seite, daher sprüht er sich die Farbe selbst in den Mund. Er fängt an zu husten und würgt und tut so, als ob er am Ersticken wäre. Ich wische mir mit dem Ärmel übers Gesicht und lache so wild, dass mein Magen wehtut.

Wenn mein ganzes Leben so verläuft, mit schallendem Lachen und mutigen Taten und der wohligen Erschöpfung nach einem schweren, aber erfolgreichen Tag, dann will ich zufrieden sein. Und als sich Uriah mit den Fingerspitzen die Farbe von der Zunge wischt, denke ich, dass ich nur die Initiation überstehen muss, dann wird dieses Leben mein Leben sein.

I 3. Kapitel

Als ich am nächsten Morgen gähmend in den Trainingsraum trotte, steht an einer Wand eine große Zielscheibe. Und neben der Tür steht ein Tisch, auf dem Messer liegen. Wir müssen wieder Zielen üben. Wenigstens wird es nicht wehtun.

In der Mitte steht Eric, in so aufrechter Haltung, dass man meinen könnte, er hätte eine Metallstange als Rückgrat. Bei seinem Anblick befällt mich sofort das Gefühl, dass mich die Luft im Raum erdrückt. Solange er zusammengekauert an der Wand hockte, konnte ich mir wenigstens noch einbilden, er sei nicht da. Aber heute kann ich nicht einmal das.

»Morgen ist der letzte Tag von Phase eins«, sagt Eric. »Dann steht wieder Kampftraining auf dem Programm. Heute lernt ihr, wie man richtig zielt. Jeder nimmt sich drei Messer.« Seine Stimme ist tiefer als sonst. »Und gebt gut acht, wenn euch Four vorführt, wie man sie richtig wirft.«

Zuerst rührt sich niemand von der Stelle.

»Wird's bald!«, donnert Eric los.

Wir stürzen uns auf die Messer. Sie sind nicht so schwer wie die Pistolen, aber es ist trotzdem ein merkwürdiges Gefühl, sie in den Händen zu halten. Ich komme mir vor, als täte ich etwas Verbotenes.

»Mann, ist der heute schlecht gelaunt«, murmelt Christina.

»Ist er jemals gut gelaunt?«, flüstere ich zurück.

Aber ich weiß, was sie meint. Den giftigen Blicken nach zu urteilen, die Eric Four zuwirft, sobald der nicht hinschaut, ärgert Eric sich mehr über die Niederlage der vergangenen Nacht, als er zugeben möchte. Das Flaggenspiel zu gewinnen, ist Ehrensache, und Ehre geht den Ferox über alles. Sie ist wichtiger als Vernunft oder Verstand.

Ich beobachte Fours Arm, als er das Messer schleudert. Und beim nächsten

Wurf beobachte ich, wie er steht. Er trifft jedes Mal ins Schwarze. Mir fällt auf, dass er tief ausatmet, wenn er das Messer loslässt.

»Stellt euch der Reihe nach an!«, befiehlt Eric.

Übereiltes Handeln hilft hier gar nichts, denke ich. Meine Mutter hat das gesagt, als sie mir das Stricken beibrachte. Ich muss es als mentale, nicht als körperliche Übung betrachten. Also übe ich die ersten Minuten ohne Messer, suche nach dem richtigen Stand, präge mir die richtige Armbewegung ein.

Eric geht ungeduldig hinter uns auf und ab.

»Ich glaube, unsere kleine Stiff hat zu viele Schläge auf den Kopf abbekommen!«, sagt Peter, der ein paar Schritte entfernt steht. »Hey! Weißt du nicht, was ein *Messer* ist?«

Ich beachte ihn nicht und übe weiter, diesmal mit dem Messer, ohne es jedoch loszulassen. Ich überhöre Erics Schritte und Peters Spott und ignoriere das störende Gefühl, dass Four mich nicht aus den Augen lässt, und werfe schließlich das Messer. Um die Längsachse wirbelnd, saust es auf das Ziel zu. Die Klinge bleibt zwar nicht stecken, aber ich bin die Erste, die die Scheibe trifft.

Ich gönne mir ein zufriedenes Grinsen, als Peter wieder nicht trifft. »Hey, Peter«, rufe ich laut. »Weißt du nicht, was ein *Ziel* ist?«

Christina neben mir prustet los, und mit dem nächsten Messer trifft auch sie ins Ziel.

Eine halbe Stunde später ist Al der Einzige, der die Scheibe noch nicht getroffen hat. Seine Messer fallen klappernd auf den Boden oder prallen von der Wand ab. Während wir anderen zur Zielscheibe gehen, um unsere Messer wieder einzusammeln, sucht er seine auf dem Fußboden.

Sein nächster Versuch schlägt wieder fehl. Eric geht zu ihm und fragt: »Wie begriffsstutzig bist du eigentlich, Candor? Brauchst du eine Brille? Oder soll ich dir die Zielscheibe vor die Füße stellen?«

Al läuft rot an. Er wirft ein Messer, es fliegt weit am Ziel vorbei und klatscht

gegen die Wand.

»Was war das denn, du Stümper?«, fragt Eric leise und baut sich dicht vor Al auf.

Ich beiße mir auf die Lippe. Mist, das ist gar nicht gut.

»Es ... es ist mir aus der Hand gerutscht«, stammelt Al.

»Wenn das so ist, dann solltest du es dir schleunigst wieder holen«, sagt Eric. Er blickt reihum – alle haben aufgehört, mit dem Messer zu werfen – und blafft: »Habe ich was von Aufhören gesagt?«

Messer klappern wieder gegen das Ziel. Wir alle haben Eric schon mehr als einmal wütend erlebt, aber diesmal ist es anders. In seinem Blick liegt ein beinahe teuflisches Flackern.

»Es holen?« Al reißt die Augen auf. »Aber alle werfen noch.«

»Na und?«

»Ich will nicht getroffen werden.«

»Ich denke, du kannst getrost davon ausgehen, dass die anderen besser zielen als du.« Eric lächelt leicht, aber sein Blick bleibt grausam. »Hol deine Messer.«

Für gewöhnlich weigert sich Al nicht, das zu tun, was die Ferox uns sagen. Ich vermute, dass er nicht aus Angst so gefügig ist; er weiß einfach, dass es keinen Sinn hat, sich ihnen zu widersetzen. Aber diesmal reckt er das Kinn vor, diesmal reißt ihm der Geduldsfaden.

»Nein«, sagt er.

»Warum nicht?« Eric mustert wachsam Als Gesicht. »Hast du Angst?«

»Von einem herumfliegenden Messer erstochen zu werden?«, fragt Al. »Ja, das habe ich!«

Seine Ehrlichkeit ist sein eigentlicher Fehler. Seine Weigerung hätte Eric vielleicht noch hingenommen.

»Alle aufhören!«, befiehlt Eric.

Wir alle halten in der Bewegung inne und jegliche Unterhaltung verstummt. Ich umklammere mein kleines Messer noch etwas fester.

»Macht mal Platz«, sagt Eric und fixiert Al. »Alle bis auf dich.«

Ich lasse das Messer los, das klappernd auf den Boden fällt, und stelle mich mit den anderen an die Wand. Sie drängeln sich vor mich, sie scheinen geradezu darauf zu brennen, sich das anzuschauen, was mir den Magen umdreht: Al, der Erics Wut ausgeliefert ist.

»Stell dich vors Ziel«, befiehlt Eric.

Als große Hände zittern, aber er stellt sich vor die Scheibe.

»Hey, Four«, ruft Eric über die Schulter. »Hilf mir mal kurz, ja?«

Four kratzt sich mit der Messerspitze an der Augenbraue und geht zu Eric. Er hat dunkle Ringe unter den Augen und seine Lippen sind zusammengekniffen – die kurze Nacht scheint ihm genauso zuzusetzen wie uns allen.

»Du wirst da stehen bleiben, während Four die Messer wirft«, sagt Eric zu Al, »und zwar so lange, bist du gelernt hast, nicht mehr mit der Wimper zu zucken.«

»Ist das wirklich nötig?«, fragt Four. Er klingt gelangweilt, aber er ist es ganz und gar nicht. Seine hellwache Miene und seine körperliche Anspannung verraten ihn.

Ich balle meine Hände zu Fäusten. Egal wie gleichgültig Four tut, die Frage allein ist schon eine Kampfansage. Und Four fordert Eric nur selten direkt heraus.

Zuerst starrt Eric Four nur schweigend an. Der hält seinem Blick stand. Die Sekunden verstreichen, während derer meine Fingernägel sich in meine Handflächen bohren.

»Ich habe hier das Sagen, erinnerst du dich?«, sagt Eric so leise, dass ich ihn kaum verstehen kann. »Hier und überall sonst.«

Four läuft rot an, doch seine Miene bleibt ausdruckslos. Er umklammert das Messer fester und seine Knöchel sind weiß, als er sich Al zuwendet.

Ich blicke in Als weit aufgerissene dunkle Augen, dann auf seine zitternden Hände und von dort auf Fours vorgestrecktes Kinn. Die Wut übermannt mich und ich platze damit heraus. »Hört sofort auf!«

Four dreht und wendet das Messer, mit den Fingern fährt er nervenaufreibend langsam über die Schneide. Er blickt mich so durchdringend an, als wolle er mich zu Stein erstarren lassen. Ich weiß auch, weshalb. Es ist dumm von mir, in Erics Gegenwart den Mund aufzumachen; es ist dumm, dass ich den Mund überhaupt aufmache.

»Jeder Idiot kann sich vor eine Zielscheibe stellen«, sage ich. »Das beweist gar nichts. Das beweist nur, dass wir uns von dir herumkommandieren lassen. Was, wie ich mich erinnere, ein Zeichen von *Feigheit* ist.«

»Dann dürfte es dir ja nichts ausmachen«, sagt Eric, »wenn du seinen Platz einnimmst.«

Mich vor die Zielscheibe zu stellen, ist so ziemlich das Allerletzte, was ich will, aber jetzt kann ich keinen Rückzieher mehr machen. Diese Möglichkeit habe ich mir selbst verbaut. Ich stakse an den anderen vorbei und irgendjemand schubst mich an der Schulter.

»Da geht's dahin, dein hübsches Gesicht«, zischt Peter. »Aber na ja. So hübsch war's ja noch nie.«

Ich fange mich wieder und gehe zu Al. Er nickt mir zu. Ich versuche, ihn aufmunternd anzulächeln, aber es gelingt mir nicht. Ich stelle mich vor die Zielscheibe, mein Kopf reicht nicht einmal bis in die Kreismitte, doch das ist egal. Ich blicke wie gebannt auf Fours Messer: Eines hält er in der rechten Hand, zwei in der linken.

Meine Kehle ist trocken. Ich versuche zu schlucken, dann schaue ich nur noch auf Four. Er ist die menschengewordene Perfektion. Er wird mich nicht treffen. Es wird alles gut werden.

Ich hebe das Kinn. Ich werde nicht zucken. Wenn doch, dann liefere ich Eric nur den Beweis, dass es nicht so einfach ist, wie ich behauptet habe, dann zeige ich, dass ich ein Feigling bin.

»Wenn du zusammenzuckst«, sagt Four langsam und mit Nachdruck, »dann nimmt Al deinen Platz ein. Verstanden?«

Ich nicke.

Four hebt die Hand, macht eine schnelle Bewegung aus dem Gelenk heraus und schleudert das Messer. Ich sehe das Blitzen von Metall, dann höre ich einen dumpfen Einschlag. Das Messer steckt in der Zielscheibe, nur eine Handbreit von meiner Wange entfernt. Ich schließe die Augen. Gott sei Dank.

»Hast du etwa schon genug, Stiff?«, fragt Four.

Ich denke an Als weit aufgerissene Augen und an sein leises Schluchzen in der Nacht. Ich schüttle den Kopf. »Nein.«

»Dann mach die Augen auf.« Er tippt auf die Stelle zwischen seinen Augenbrauen.

Ich starre ihn wortlos an, die Hände fest an die Seite gedrückt, damit niemand sieht, wie sie zittern. Er nimmt ein Messer aus seiner linken Hand in die rechte, und ich konzentriere mich ganz auf seine Augen, als das zweite Messer die Zielscheibe über meinem Kopf trifft. Es ist sogar noch näher als das vorherige – ich spüre, wie es direkt über meinem Kopf vibriert.

»Komm schon, Stiff«, sagt Four. »Jemand anderes sollte sich vor die Zielscheibe stellen.«

Will er mich reizen, damit ich aufgebe? Will er, dass ich versage?

»Halt den Mund, Four!«

Ich halte den Atem an, während er das dritte Messer in der Hand wiegt. Seine Augen funkeln verräterisch, als er ausholt und wirft. Das Messer fliegt der Länge nach wirbelnd auf mich zu und ich werde ganz starr. Diesmal spüre ich einen stechenden Schmerz am Ohr. Blut tropft auf meine Haut. Ich berühre mein Ohr. Das Messer hat es gestreift.

Dem Blick nach zu urteilen, den Four mir zuwirft, hat er es mit voller Absicht getan.

»Ich würde gerne sehen, ob der Rest von euch genauso wagemutig ist wie sie«, sagt Eric aalglatt, »aber ich denke, es reicht für heute.«

Er drückt meine Schulter. Seine Finger sind trocken und kalt, und der Blick,

den er mir zuwirft, ist herausfordernd, als wolle er das, was ich getan habe, für sich selbst in Anspruch nehmen. Ich erwidere Erics Lächeln nicht. Was ich getan habe, habe ich nicht seinetwegen getan.

»Ich sollte wohl besser ein Auge auf dich haben«, fügt er noch hinzu.

Die letzte Bemerkung macht mir Angst – eine Angst, die ich in meiner Brust, in meinem Kopf, in meinen Händen spüre. Ich komme mir vor, als wäre das Wort UNBESTIMMT auf meiner Stirn eingebrannt, als könnte er es lesen, wenn er mich nur lang genug anschaut. Aber er nimmt wortlos die Hand von meiner Schulter und geht weiter.

Zurück bleiben Four und ich. Ich warte, bis niemand mehr im Raum und die Tür geschlossen ist, ehe ich ihn eines Blickes würdige. Er kommt langsam auf mich zu.

»Ist dein ...«, setzt er an.

»Das hast du *absichtlich* gemacht!«, schreie ich.

»Ja, das habe ich«, entgegnet er ruhig. »Und du solltest mir dankbar sein, dass ich dir geholfen habe.«

Ich beiße die Zähne aufeinander. »Dir *dankbar* sein? Du hast beinahe mein Ohr abgetrennt und mich auch noch verspottet. Wofür, bitte, sollte ich dir dankbar sein?«

»Ehrlich gesagt, ich bin es allmählich leid, darauf zu warten, dass du endlich begreifst!«

Er mustert mich, aber sein Blick ist nachdenklich. Seine Augen haben ein ganz besonderes Blau, es ist so dunkel, dass es beinahe schwarz wirkt, mit kleinen helleren Flecken fast schon im Augenwinkel seiner linken Iris.

»Was soll das heißen? Bis ich *was* begreife? Dass du Eric beweisen willst, wie taff du bist? Dass du genauso sadistisch bist wie er?«

»Ich bin nicht sadistisch.« Er hebt nicht einmal die Stimme. Ich wünschte mir, er würde schreien. Dann würde ich mich nicht so sehr vor ihm fürchten. Er beugt sich ganz nah an mein Gesicht, und ich fühle mich unwillkürlich daran

erinnert, wie im Eignungstest die Reißzähne des Hundes nur einen Fingerbreit von mir entfernt waren. Leise sagt er: »Wenn ich dir wehtun wollte, meinst du nicht, dass ich es schon längst getan hätte?«

Er durchquert den Raum und schleudert ein Messer mit der Spitze so kräftig auf den Tisch, dass es mit dem Griff nach oben stecken bleibt.

»Ich ...«, fange ich an, aber da ist er schon weg. Vor lauter Wut stoße ich einen Schrei aus und wische mir ein paar Tropfen Blut vom Ohr.

14. Kapitel

Morgen ist der Besuchstag. Für mich ist es wie der Tag des Jüngsten Gerichts. Was danach kommt, ist egal. Alles, was ich tue, ist auf diesen Tag hin ausgerichtet. Vielleicht sehe ich meine Eltern wieder. Vielleicht auch nicht. Was ist schlimmer? Ich weiß es nicht.

Als ich morgens mein Hosenbein hochziehen will, bleibt es an meinem Oberschenkel hängen. Verblüfft betrachte ich mein Bein. Der Stoff spannt sich um eine Muskelwölbung. Ich lasse das Hosenbein fallen und musterte die Rückseite meines Oberschenkels. Auch hier wölbt sich ein Muskel vor.

Ich stelle mich vor den Spiegel. An meinen Armen, Beinen und an meinem Bauch sehe ich Muskeln, die mir zuvor noch nicht aufgefallen sind. Ich kneife mich in die Seite, dort, wo bisher der letzte Rest Babyspeck etwaige künftige Rundungen ahnen ließ. Nichts.

Die Initiation der Ferox hat meinem Körper alle Sanftheit geraubt. Soll ich mich darüber freuen oder nicht?

Zumindest habe ich jetzt mehr Kraft als früher. Ich wickle mich wieder in mein Badetuch und verlasse die Mädchendusche. Hoffentlich ist niemand im Schlafrum, der mich in dem Handtuch sieht. Aber das Risiko muss ich eingehen, die Hose kann ich jedenfalls nicht mehr anziehen.

Als ich die Tür zum Schlafsaal aufmache, rutscht mir das Herz in die Hose. Peter, Molly, Drew und ein paar andere stehen in der hinteren Ecke und lachen. Als ich eintrete, schauen sie auf und kichern los. Mollys prustendes Lachen übertönt alle anderen.

Ich gehe zu meinem Bett und tue so, als wären sie Luft. Nervös krame ich in der Schublade unter meinem Bett nach dem Kleid, das Christina für mich ausgesucht hat. Mit einer Hand halte ich das Badetuch fest, mit der anderen das Kleid, während ich mich langsam wieder aufrichte.

Direkt hinter mir steht Peter.

Ich bin so erschrocken, dass ich unwillkürlich einen Satz rückwärts mache und mir dabei fast den Kopf an Christinas Kojen anklage. Ich will an Peter vorbeischlüpfen, aber er legt seine Hand auf den Rahmen von Christinas Bett und schneidet mir den Weg ab. Ich hätte wissen müssen, dass ich nicht so leicht davonkomme.

»Mir ist gar nicht aufgefallen, wie spindeldürr du bist, Stiff.«

»Verswinde.« Meine Stimme ist erstaunlich ruhig.

»Wir sind hier nicht in der Regierungszentrale, hier muss niemand den Befehlen einer Stiff folgen.« Seine Augen wandern über meinen Körper, nicht begierig, wie Männer sonst Frauen anschauen, sondern grausam, als entginge ihm nicht der kleinste Makel. Das Blut pocht in meinen Ohren, denn nun kommen auch die anderen näher. Sie versammeln sich wie ein Rudel hinter Peter.

Oh nein, das geht nicht gut aus.

Ich muss hier weg.

Aus dem Augenwinkel sehe ich einen möglichen Fluchtweg. Wenn ich mich unter Peters Arm hindurchducke und zur Tür sprinte, könnte es klappen.

»Schaut sie euch an.« Molly baut sich mit verschränkten Armen vor mir auf und grinst hämisch. »Sie ist noch ein Kind.«

»Ach, ich weiß nicht«, sagt Drew. »Vielleicht versteckt sie ja etwas unter ihrem Tuch. Warum sehen wir nicht nach?«

Jetzt oder nie. Ich ducke mich unter Peters Arm hindurch und renne zur Tür. Jemand zieht und zerrt an meinem Handtuch, es gibt einen Ruck – und dann hält Peter es triumphierend in der Hand. Das Tuch ist mir entglitten und ich spüre die kalte Luft auf meinem nackten Körper. Sie ist so eisig, dass mir die Nackenhaare zu Berge stehen.

Lautes Gelächter verfolgt mich, als ich wie ein gehetztes Tier zur Tür hinauslaufe, das Kleid fest an mich gepresst. Ich renne den Gang entlang in die

Dusche, lehne mich schwer atmend gegen die Tür und schließe die Augen.

Es spielt keine Rolle. Es ist mir egal.

Ich spüre ein Schluchzen in meiner Kehle aufsteigen; verzweifelt presse ich die Hand vor den Mund, um es zu unterdrücken. Mir ist egal, was sie gesehen haben. Ich schüttele den Kopf, so als könnte ich die Lüge mit dieser Bewegung wahr werden lassen.

Mit zitterigen Händen ziehe ich mich an. Das Kleid ist schlicht und schwarz, es reicht mir bis an die Knie und hat einen V-Ausschnitt, der die Tattoos auf meinem Schlüsselbein frei lässt.

Sobald ich mich angezogen habe, ist auch der Drang zu weinen verschwunden. In meinem Magen fühle ich etwas Brennendes, etwas Gewalttätiges. Ich will ihnen wehtun.

Ich betrachte meine Augen im Spiegel. Ich will es, also werde ich es auch tun.

In einem Kleid kann ich nicht kämpfen, daher besorge ich mir neue Sachen, ehe ich zu meinem letzten Kampf in den Trainingsraum gehe. Hoffentlich muss ich gegen Peter antreten.

»Hey, wo hast du denn heute Morgen gesteckt?«, fragt mich Christina. Mit zusammengekniffenen Augen versuche ich das, was auf der Tafel geschrieben steht, zu entziffern. Neben meinem Namen steht nichts – ich habe noch keinen Gegner.

»Ich bin aufgehalten worden«, antworte ich vage.

Four steht vor der Tafel und schreibt einen Namen neben meinen. *Lass es Peter sein, bitte, bitte ...*

»Geht's dir gut, Tris?«, fragt Al. »Du wirkst ein bisschen ...«

»Ein bisschen was?«

Four tritt einen Schritt von der Tafel zurück. Neben meinem Namen steht jetzt *Molly*.

Nicht Peter. Aber Molly ist auch gut.

»Gereizt«, beendet Al seinen Satz.

Mein Kampf ist der letzte auf der Liste, das heißt, ich muss drei Kämpfe abwarten, ehe ich ihr gegenüberstehe. Als Vorletzte sind Edward und Peter dran – sehr schön. Edward ist der Einzige, der Peter schlagen kann. Christina wird gegen Al antreten, das bedeutet, Al wird sehr schnell verlieren, so wie er schon die ganze Woche über verloren hat.

»Machs mir nicht zu schwer, ja?«, sagt Al zu Christina.

»Ich kann dir nichts versprechen«, erwidert sie.

Das erste Paar – Will und Myra – steht sich auf dem Kampfplatz gegenüber. Eine Zeit lang tänzeln beide umeinander herum, führen Scheinangriffe mit Armen und Beinen aus. Auf der anderen Seite des Trainingsraums lehnt Four an der Wand und gähnt.

Ich schaue auf die Tafel und versuche, den Ausgang der einzelnen Kämpfe vorauszusagen, was nicht besonders schwierig ist. Dann kaue ich auf meinen Fingernägeln und denke an Molly. Christina hat gegen sie verloren, das heißt, sie ist gut. Sie führt einen kräftigen Schlag, aber ihre Beinarbeit ist schlecht. Wenn sie mich nicht trifft, dann kann sie mich auch nicht verletzen.

Wie erwartet verläuft der nächste Kampf zwischen Christina und Al kurz und schmerzlos. Nach ein paar kräftigen Schlägen ins Gesicht geht Al zu Boden und steht nicht wieder auf, was Eric mit einem Kopfschütteln quittiert.

Edward und Peter brauchen länger. Obwohl sie unsere beiden besten Kämpfer sind, sind sie bemerkenswert unterschiedlich. Edward bearbeitet mit den Fäusten Peters Kinn, und ich erinnere mich daran, was Will von ihm gesagt hat – dass er seit seinem zehnten Lebensjahr Zweikampf trainiert. Man sieht es ihm an. Er ist eindeutig schneller und geschickter als Peter.

Als die drei Kämpfe vorüber sind, habe ich nicht nur meine Fingernägel fast ganz abgekaut, sondern bin auch hungrig. Ohne jemanden eines Blickes zu würdigen, schaue ich stur vor mich hin und betrete den Ring. Meine Wut ist inzwischen etwas verraucht, aber es fällt mir nicht schwer, sie wieder zu entfachen. Ich muss nur daran denken, wie kalt es in dem Raum war und wie

laut sie gelacht haben. *Schaut sie euch an. Sie ist noch ein Kind.*

Molly steht mir schräg gegenüber.

»War das ein Muttermal, was ich auf deiner linken Hinterbacke gesehen habe?«, fragt sie höhnisch. »Mein Gott, bist du blass, Stiff.«

Sie wird den ersten Schlag führen. Das macht sie immer.

Molly kommt auf mich zu und legt ihr ganzes Gewicht in den Schlag. Als ihr Körper nach vorne schnellte, duckte ich mich unter ihrem Arm hinweg und ramme ihr die Faust in den Bauch, direkt oberhalb des Nabels. Ehe sie mich zu fassen kriegt, springe ich zur Seite und nehme wieder die Ausgangsstellung ein.

Inzwischen ist ihr das Grinsen vergangen. Sie walzt auf mich zu, um mich einfach über den Haufen zu rennen, aber ich weiche in letzter Sekunde aus. Im Geiste höre ich die Stimme von Four, der mir gesagt hat, dass mein Ellbogen meine mächtigste Waffe sei. Ich muss nur eine Gelegenheit finden, ihn einzusetzen.

Mit meinem Unterarm wehre ich den nächsten Angriff ab. Der Zusammenstoß tut weh, aber ich bemerke es kaum. Zähneknirschend stößt Molly ein tiefes, fast tierisches Knurren aus. Sie versucht, mir brutal in die Seite zu treten, aber ich weiche dem Tritt aus, und während sie noch ihr Gleichgewicht wiederzufinden sucht, springe ich nach vorn und ramme ihr meinen Ellbogen ins Gesicht. Sie zieht ihren Kopf gerade noch rechtzeitig weg und mein Ellbogen streift ihr Kinn.

Sie boxt mich in die Rippen. Ich taumle zur Seite und ringe nach Luft. Irgendwann muss sie ihre Deckung aufgeben und dann werde ich einen Treffer landen. Ich weiß es. Am liebsten würde ich ihr ins Gesicht schlagen, aber vielleicht ist das nicht die geschickteste Lösung. Ich beobachte sie einige Sekunden lang. Sie hält ihre Hände zu hoch; sie schützt ihre Nase und ihre Wangen, aber ihr Magen und ihre Rippen sind ungeschützt. Molly und ich, wir haben dieselben Schwachstellen beim Kämpfen.

Wir sehen uns ganz kurz in die Augen.

Ich setze zu einem tiefen Haken an, unterhalb des Nabels. Mein Faustschlag

presst alle Luft aus ihren Lungen, ich spüre den Hauch an meinen Ohren. Während sie noch nach Atem ringt, trete ich ihr seitlich die Beine weg und hole sie damit von den Füßen. Schwer wie ein Sack fällt sie zu Boden, dass sogar Staub auffliegt. Ich hole mit den Füßen aus und trete ihr, so fest ich kann, gegen die Rippen.

Meine Mutter und mein Vater würden es garantiert nicht gutheißen, dass ich auf jemanden eintrete, der schon am Boden liegt.

Aber das ist mir egal.

Sie rollt sich zusammen, um ihre Seite zu schützen, und ich trete wieder zu, diesmal treffe ich ihren Bauch. *Sie ist noch ein Kind.* Ich trete wieder zu, diesmal treffe ich ihr Gesicht. Blut spritzt aus der Nase und läuft über ihr Gesicht. *Schaut sie euch an.* Der nächste Tritt trifft sie an der Brust.

Ich hole wieder aus, aber Four packt mich am Arm und zieht mich weg, er ist so stark, dass ich mich nicht dagegen wehren kann. Ich atme durch zusammengebissene Zähne und starre auf Mollys blutverschmiertes Gesicht. Irgendwie ist es ein kräftiges, sattes, schönes Rot.

Sie stöhnt, es ist eher ein Gurgeln, und ich sehe, wie ihr das Blut über die Lippen läuft.

»Du hast gewonnen«, murmelt Four. »Hör auf.«

Ich wische mir den Schweiß von der Stirn. Er starrt mich an. Seine Augen sind weit aufgerissen, erschrocken.

»Ich finde, du solltest rausgehen«, sagt er. »Mach einen Spaziergang.«

»Mir geht's gut«, sage ich. »Jetzt geht's mir gut«, sage ich noch einmal, diesmal zu mir selbst.

Ich wünschte, ich könnte mich deswegen schlecht fühlen.

Aber ich kann es nicht.

15. Kapitel

Besuchstag. Es ist mein erster Gedanke, als ich meine Augen aufschlage. Mein Herz hüpfte vor Aufregung – und sinkt mir in die Kniekehlen, als ich Molly sehe, wie sie durch den Schlafsaal humpelt. Ihre Nase ist blutrot und mit Heftpflaster überklebt. Als sie weg ist, blicke ich mich nach Peter und Drew um. Keiner von ihnen ist im Schlafsaal, also ziehe ich mich schnell um. Solange sie nicht da sind, ist es mir inzwischen egal, wer mich in Unterwäsche sieht.

Auch die anderen ziehen sich schweigend an. Nicht einmal Christina lächelt. Uns allen ist klar, dass wir womöglich die Grube betreten, der Reihe nach jedes Gesicht mustern und kein einziges finden, das uns bekannt vorkommt.

Ich mache mein Bett und ziehe die Decke an den Enden straff, wie mein Vater es mir beigebracht hat. Als ich ein Haar von meiner Liege streife, kommt Eric herein.

»Alle mal herhören!«, beginnt er und streicht sich eine dunkle Haarsträhne aus der Stirn. »Ich möchte euch ein paar Ratschläge für den heutigen Tag mit auf den Weg geben. Falls aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen eure Eltern kommen, um euch zu besuchen, was ich bezweifle ...«, er schaut einen nach dem anderen feixend an, »dann ist es das Beste, wenn ihr euch nicht zu anhänglich zeigt. So ist es einfacher für sie und einfacher für euch. Wir nehmen die *Maxime Fraktion vor Blut* sehr ernst. Wenn ihr zu viel Anhänglichkeit an den Tag legt, deutet das nur darauf hin, dass ihr mit eurer neuen Fraktion nicht voll und ganz zufrieden seid, was ziemlich *schändlich* wäre. Kapiert?«

Ich habe kapiert und die Drohung aus Erics schneidender Stimme herausgehört. Das Einzige, was er mit seiner Rede sagen wollte, war: Wir sind Ferox und haben uns entsprechend zu benehmen.

Als ich aus dem Schlafsaal gehe, hält er mich zurück.

»Womöglich habe ich dich unterschätzt, Stiff«, sagt er. »Du hast dich gut

geschlagen gestern.«

Zum ersten Mal, seit ich Molly besiegt habe, krampft sich mein Magen vor Schuldgefühlen zusammen. Wenn Eric glaubt, ich hätte etwas gut gemacht, dann muss ich etwas falsch gemacht haben.

»Danke«, sage ich und gehe weiter.

Als sich meine Augen an das schummrige Licht im Gang gewöhnt haben, erblicke ich Christina und Will vor mir. Will lacht, wahrscheinlich hat Christina einen Spaß gemacht. Ich gebe mir keine Mühe, sie einzuholen. Aus irgendeinem Grund kommt es mir falsch vor, die beiden zu stören.

Nur von Al ist weit und breit nichts zu sehen. Er ist weder im Schlafsaal gewesen noch sonst wo.

Ich fahre mir mit den Fingern durchs Haar und binde es zu einem Knoten. Rasch werfe ich noch einen prüfenden Blick auf meine Kleider – bin ich für meine Eltern ordentlich genug angezogen? Meine Hose liegt eng an und mein Oberteil ist so geschnitten, dass man mein Schlüsselbein sieht. Das wird ihnen nicht gefallen. Aber wen interessiert es, was ihnen gefällt? Ich schiebe entschlossen das Kinn vor. Das ist jetzt meine Fraktion. So zieht man sich in meiner Fraktion nun mal an.

Am Ende des Gangs bleibe ich stehen.

Familiengröppchen stehen herum, die meisten sind Ferox. Sie kommen mir immer noch fremd vor – eine Mutter mit einem Augenbrauenpiercing, ein Vater mit einem tätowierten Arm, ein Anfänger mit violett gefärbtem Haar – und wirken trotzdem wie eine Bilderbuchfamilie. Drew und Molly stehen alleine in einer Ecke. Ich unterdrücke ein Grinsen. Wenigstens sind ihre Familien nicht gekommen.

Aber Peters Angehörige sind da. Er steht neben einem hochgewachsenen Mann mit buschigen Augenbrauen und einer kleinen, sanftmütig dreinblickenden Frau mit roten Haaren. Seine Eltern sehen ganz anders aus als er. Beide tragen schwarze Hosen und weiße Hemden, die typische Kleidung der Candor, und

sein Vater redet so laut, dass ich ihn beinahe von da, wo ich stehe, verstehen kann. Ob sie wohl wissen, was für ein Mensch ihr Sohn ist?

Andererseits ... was für ein Mensch bin ich denn?

Auf der anderen Seite der Grube steht Will bei einer blau gekleideten Frau. Sie ist zu jung, um seine Mutter zu sein, aber sie hat das gleiche Grübchen zwischen den Augenbrauen wie er, das gleiche goldblonde Haar. Er hat einmal davon gesprochen, dass er eine Schwester hat; vielleicht ist sie das.

Neben ihm umarmt gerade Christina eine dunkelhäutige Frau im Schwarz-Weiß der Candor. Hinter Christina steht ein junges Mädchen, ebenfalls eine Candor. Ihre jüngere Schwester.

Soll ich mir überhaupt die Mühe machen, mich nach meinen Eltern umzuschauen? Ich könnte mich einfach umdrehen und wieder in den Schlafsaal zurückgehen.

Dann sehe ich sie. Meine Mutter steht allein vor dem Geländer, die Hände vor der Brust gefaltet. Sie wirkt völlig fehl am Platz mit ihrer grauen Hose und der grauen Jacke, die bis zum Kinn hochgeknöpft ist, mit ihrer schlichten Frisur und ihrem sanften Gesichtsausdruck. Tränen schießen mir in die Augen. Sie ist gekommen. Sie ist meinerwegen gekommen.

Ich gehe schneller. Sie sieht mich, und einen Moment lang schaut sie mich ausdruckslos an, als würde sie mich nicht erkennen. Dann blitzen ihre Augen auf und sie breitet die Arme aus.

»Beatrice«, flüstert sie und streicht mir übers Haar. Sie riecht nach Seife und Waschpulver.

Fang nicht an zu weinen, sage ich zu mir selbst. Ich umarme sie, bis meine Augen nicht mehr feucht sind, und dann trete ich einen Schritt zurück, um sie anzuschauen. Ich lächle mit geschlossenem Mund, genau wie sie. Sie berührt meine Wange.

»Lass dich anschauen«, sagt sie. »Man könnte meinen, du bist gewachsen.« Sie legt mir den Arm um die Schulter. »Sag, wie geht es dir?«

»Du zuerst.« Da sind sie wieder, die alten Gepflogenheiten. Ich muss sie als Erste reden lassen. Ich muss achtgeben, dass sich die Unterhaltung nicht zu lange um mich dreht. Ich muss mich vergewissern, dass ihr nichts fehlt.

»Heute ist ein besonderer Tag«, sagt sie. »Ich bin gekommen, um dich zu besuchen, also lass uns zuerst einmal von dir reden. Das ist mein Geschenk für dich.«

Meine selbstlose Mutter. Sie soll mir nichts schenken, nicht, nachdem ich sie und meinen Vater verlassen habe. Ich schlendere mit ihr zum Geländer, von dem aus man hinunter in die Schlucht schauen kann, und bin glücklich, in ihrer Nähe zu sein. Wie gefühlsarm die letzten eineinhalb Wochen waren, spüre ich erst jetzt. Zu Hause haben wir uns gegenseitig nur selten berührt, meine Eltern haben sich höchstens einmal bei Tisch an den Händen gehalten, aber dennoch: Es war mehr als alles, was ich hier habe.

»Nur eine Frage.« Mir klopft das Herz bis zum Hals. »Wo ist Vater? Besucht er Caleb?«

»Ach.« Sie schüttelt den Kopf. »Dein Vater musste heute arbeiten.«

Ich senke den Kopf. »Du kannst es mir ruhig sagen, wenn er nicht kommen wollte.«

Ihr Blick wandert über mein Gesicht. »Dein Vater war in letzter Zeit recht selbstsüchtig. Aber das heißt nicht, dass er dich nicht liebt. Das kann ich dir versichern.«

Ich schaue sie erstaunt an. Mein Vater, selbstsüchtig? Noch verblüffender als dieser Ausdruck ist es, dass ausgerechnet meine Mutter ihn als solches bezeichnet. Wenn ich sie so anschau, kann ich nicht sagen, ob sie verärgert ist. Ich weiß auch nicht, ob ich ihr das je ansehen werde. Aber sie muss verärgert sein, wenn sie meinen Vater allen Ernstes *selbstsüchtig* nennt.

»Was ist mit Caleb?«, frage ich. »Wirst du ihn später besuchen?«

»Ich wünschte, ich könnte es«, sagt sie. »Aber die Ken haben den Altruan verboten, ihr Gelände zu betreten. Wenn ich dorthin ginge, würden sie mich

hinauswerfen.«

»Wie bitte?«, frage ich. »Das ist ja schrecklich. Warum tun sie das?«

»Die Spannungen zwischen unseren beiden Fraktionen sind größer als je zuvor«, antwortet sie. »Ich wünschte mir, es wäre anders, aber ich kann wenig dagegen tun.«

Ich stelle mir Caleb vor, wie er unter den Neulingen der Ken steht und in der Menschenmenge nach unserer Mutter Ausschau hält, und bei dem Gedanken krampft sich alles in mir zusammen. Einerseits bin ich immer noch sauer auf ihn, weil er mir so viel verheimlicht hatte, andererseits möchte ich nicht, dass es ihm schlecht geht.

»Das ist ja schrecklich«, wiederhole ich.

In einiger Entfernung steht Four ganz allein am Geländer. Natürlich ist er kein Initiant mehr, aber am Besuchstag treffen sich auch viele andere Ferox mit ihren Familien. Entweder möchte seine Familie ihn nicht sehen oder er kommt aus einer anderen Fraktion. Aber aus welcher?

»Dort steht einer meiner Ausbilder.« Ich beuge mich näher zu Mutter und flüstere: »Er schüchtert mich immer ein bisschen ein.«

»Er sieht gut aus«, sagt sie.

Ohne nachzudenken, nicke ich. Sie lacht und nimmt ihren Arm von meiner Schulter. Ich möchte sie von ihm weglotsen, aber gerade als ich vorschlagen will, woandershin zu gehen, dreht er sich zu uns um.

Als er meine Mutter sieht, werden seine Augen groß. Sie tritt zu ihm und gibt ihm die Hand.

»Hallo. Ich heiße Natalie«, sagt sie. »Ich bin die Mutter von Beatrice.«

Ich habe noch nie gesehen, dass meine Mutter jemandem die Hand schüttelt. Four ergreift unbeholfen ihre Hand und schüttelt sie zweimal. Die Geste wirkt aufgesetzt. Nein, wenn Four so ungeschickt beim Händeschütteln ist, dann ist er kein gebürtiger Ferox.

»Four«, sagt er. »Nett, Sie kennenzulernen.«

»Four«, wiederholt meine Mutter lächelnd. »Ist das ein Spitzname?«

»Ja«, sagt er ohne eine weitere Erklärung. Wie er wohl tatsächlich heißt? »Ihre Tochter schlägt sich gut hier. Ich habe ihr Training überwacht.«

Seit wann gehört es zum Überwachen eines Trainings, mit Messern auf mich zu werfen und mich bei jeder Gelegenheit zu tadeln?

»Das höre ich gern«, erwidert meine Mutter. »Ich habe schon einiges über die Initiation der Ferox gehört und mir Sorgen um meine Tochter gemacht.«

Four sieht mich an, sein Blick wandert über mein Gesicht, von der Nase über den Mund bis zum Kinn. Dann sagt er: »Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen.«

Ich kann mir nicht helfen, meine Wangen beginnen zu glühen. Hoffentlich fällt es niemandem auf.

Will er sie nur beruhigen, weil sie meine Mutter ist, oder findet er wirklich, dass ich mich gut anstelle? Und was hatte dieser Blick zu bedeuten?

Meine Mutter legt den Kopf schräg. »Ist es möglich, dass wir uns von irgendwoher kennen?«

»Das halte ich für ausgeschlossen«, antwortet er und seine Stimme ist mit einem Mal kalt und abweisend. »Für gewöhnlich habe ich mit den Altruan nichts zu schaffen.«

Meine Mutter lacht. Sie hat ein helles Lachen, halb Hauch, halb Melodie. »Das haben heutzutage nicht viele Leute. Ich nehme das nicht persönlich.«

Er scheint sich ein bisschen zu entspannen. »Nun, dann überlasse ich Sie Ihrem Wiedersehen.«

Meine Mutter und ich blicken ihm nach, wie er davongeht. Jetzt dringt auch wieder das Tosen des Flusses in mein Bewusstsein. Vielleicht hat Four zu den Ken gehört, das würde erklären, wieso er die Altruan hasst. Oder vielleicht schenkt er dem Glauben, was die Ken über uns in Umlauf setzen. Über *sie*, korrigiere ich mich. Wie auch immer, es war nett von ihm, meiner Mutter zu sagen, wie gut ich mich schlage, obwohl er das garantiert selbst nicht glaubt.

»Ist er immer so?«, fragt sie.

»Nein, noch schlimmer.«

»Hast du hier schon Freunde gefunden?«

»Ein paar.« Ich blicke mich nach Will und Christina und deren Familien um.

Als Christina mich bemerkt, winkt sie mir lächelnd zu, was ich als Aufforderung nehme, mit meiner Mutter zu ihr zu gehen. Aber ehe wir zu Will und Christina gelangen, berührt mich eine kleine, rundliche Frau mit einer schwarz-weiß gestreiften Bluse am Arm. Ich zucke zusammen und unterdrücke die Anwandlung, ihre Hand wegzuschlagen. »Entschuldige«, sagt sie. »Kennst du meinen Sohn? Albert?«

»Albert?«, wiederhole ich. »Oh, Sie meinen Al? Ja, den kenne ich.«

»Weißt du, wo wir beide ihn finden können?«, fragt sie und deutet auf den Mann hinter ihr. Er ist groß und massig wie ein Felsblock. Unverkennbar Als Vater.

»Tut mir leid. Ich habe ihn heute Morgen nicht gesehen. Vielleicht sollten Sie oben nach ihm schauen?« Ich zeige auf die gläserne Decke über uns.

»Ach herrje«, seufzt Als Mutter und fächelt sich mit der Hand frische Luft zu. »Ich möchte lieber nicht schon wieder klettern. Ich bin auf dem Weg hier herunter fast vor Angst vergangen. Wieso gibt es nirgendwo Geländer? Seid ihr denn alle verrückt geworden?«

Ihre Bemerkung bringt mich zum Schmunzeln. Vor ein paar Wochen noch hätte ich diese Frage als Beleidigung empfunden, aber jetzt verbringe ich so viel Zeit mit ehemaligen Candor, dass mich ihre Taktlosigkeiten nicht weiter überraschen.

»Verrückt, nein«, antworte ich. »Furchtlos, ja. Wenn ich Al sehe, richte ich ihm aus, dass Sie ihn suchen.«

Mir fällt auf, dass meine Mutter das gleiche Lächeln aufgesetzt hat wie ich. Sie benimmt sich nicht so wie manche Eltern aus den anderen Fraktionen, die lange Hälse machen, die Grube mit ihren schroffen Felswänden begaffen, die Decke,

die Schlucht.

Natürlich ist sie nicht neugierig, sie gehört ja zu den Altruan. Neugier ist ihr fremd.

Ich mache Will und Christina mit meiner Mutter bekannt, und Christina stellt mir ihre Mutter und ihre Schwester vor. Doch Cara, Wills ältere Schwester, wirft mir einen Blick zu, der eine Pflanze verdorren ließe, als Will uns einander vorstellt, und macht keinerlei Anstalten, mir die Hand zu schütteln. Sie starrt meine Mutter finster an.

»Ich kann nicht glauben, dass du dich mit einer von *denen* angefreundet hast, Will«, sagt sie.

Meine Mutter schürzt die Lippen, aber natürlich entgegnet sie nichts darauf.

»Cara«, sagt Will ärgerlich, »es gibt keinen Grund, unhöflich zu sein.«

»Nein, natürlich nicht. Weißt du, wer sie ist?« Sie zeigt auf meine Mutter. »Sie ist die Frau eines Ratsmitglieds, nur damit du es weißt. Sie leitet die sogenannte Freiwilligenagentur, die angeblich die Fraktionslosen unterstützt. Glauben Sie, ich wüsste nicht, dass Sie die Waren horten, um sie an Ihre eigene Fraktion zu verteilen, während wir manchmal einen ganzen Monat lang keine frischen Lebensmittel bekommen? Essen für die Fraktionslosen, dass ich nicht lache!«

»Es tut mir leid«, erwidert meine Mutter sanft. »Ich glaube, da irren Sie sich.«

»Von wegen irren, ha«, schnauzt Cara meine Mutter an. »Nein, garantiert nicht. Da könnt ihr Altruan noch so oft behaupten, dass ihr liebenswürdige Gutmenschen ohne eine Spur von Eigennutz seid.«

»Sprich nicht so mit meiner Mutter.« Meine Wangen glühen und ich balle unwillkürlich die Fäuste. »Noch so eine Beleidigung, und ich breche dir die Nase, das schwöre ich.«

»Halte dich zurück, Tris«, sagt Will. »Du wirst meine Schwester nicht schlagen.«

»Ach ja?«, sage ich und ziehe die Augenbrauen hoch. »Bist du dir da sicher?«

»Nein, das wirst du nicht.« Meine Mutter fasst mich an der Schulter. »Komm,

Beatrice. Wir sollten die Schwester deines Freundes nicht behelligen.«

Sie klingt sanft, aber sie fasst mich so fest am Arm, dass ich vor Schmerz fast aufschreie, und zieht mich davon. Sie geht schnurstracks mit mir in Richtung Speisesaal, aber kurz bevor wir da sind, biegt sie nach links ab und betritt einen der dunklen Gänge, die ich bis jetzt noch nicht erkundet habe.

»Mom«, sage ich. »Woher weißt du, wohin wir gehen müssen?«

Sie bleibt neben einer verschlossenen Tür stehen, stellt sich auf die Zehenspitzen und nimmt den Sockel der blauen Deckenlampe unter die Lupe. Dann nickt sie und wendet sich wieder mir zu.

»Ich habe gesagt: keine Fragen, was mich betrifft. Und das meine ich auch so. Wie geht es dir wirklich, Beatrice? Wie waren die Kämpfe? Auf welchem Platz stehst du?«

»Was meinst du mit Platz?«, frage ich. »Du weißt, dass ich gekämpft habe? Du weißt, dass wir um Plätze kämpfen?«

»Es ist kein Staatsgeheimnis, wie es bei der Initiation der Ferox zugeht.«

Ich weiß nicht, wie leicht es ist herauszufinden, was die anderen Fraktionen während der Initiation von ihren Anfängern verlangen, aber ich vermute, dass es so einfach nun auch wieder nicht ist.

»Ich bin eine der Letzten, Mom«, sage ich zögernd.

»Gut.« Sie nickt. »Die Letzten beobachtet niemand so genau. Was ich dich jetzt frage, Beatrice, ist sehr wichtig. Was war das Ergebnis deines Eignungstests?«

Toris Warnung schießt mir durch den Kopf. *Sag es niemandem*. Ich müsste ihr jetzt sagen, dass das Ergebnis mich für die Altruan bestimmt hat, denn genau das hat Tori ins System eingegeben.

Ich schaue meiner Mutter in die blassgrünen Augen, die von einem dunklen Wimpernschatten umgeben sind. Um ihren Mund hat sie Falten, aber davon abgesehen sieht man ihr das Alter nicht an. Wenn sie summt, werden diese Falten noch tiefer. Immer wenn sie Geschirr spült, summt sie vor sich hin.

Das hier ist meine Mutter.

Ihr kann ich vertrauen.

»Sie waren nicht eindeutig«, sage ich leise.

»Das habe ich mir gedacht.« Sie seufzt. »Viele Kinder, die bei den Altruan aufwachsen, haben dieses Ergebnis. Wir wissen auch nicht, warum. In der nächsten Phase deines Trainings musst du sehr vorsichtig sein, Beatrice. Sieh zu, dass du nicht auffällst. Versuche, irgendwo in der Mitte zu landen. Hast du verstanden?«

»Was ist los, Mom?«

»Mir ist es egal, für welche Fraktion du dich entschieden hast«, sagt sie und führt meine Hände an ihre Wangen. »Ich bin deine Mutter und ich möchte nicht, dass dir etwas geschieht.«

»Sagst du das, weil ich eine ...«, setze ich an, aber sie hält mir den Mund zu.

»Sprich dieses Wort nicht aus«, zischt sie. »Niemals.«

Tori hatte also recht. Es ist gefährlich, eine Unbestimmte zu sein. Ich weiß nur leider nicht, warum, und noch weniger weiß ich, was genau es bedeutet, so zu sein.

»Warum?«

Sie schüttelt den Kopf. »Das darf ich dir nicht sagen.«

Sie wirft einen wachsamten Blick über die Schulter, dorthin, wo man das Licht der Grube kaum noch sehen kann. Ich höre lautes Rufen und Reden, Gelächter und Schritte. Vom Speisesaal weht ein Duft herüber, süß und verlockend. Frisch gebackenes Brot.

Meine Mutter dreht sich wieder zu mir und sieht mich an, die Kiefer fest zusammengepresst.

»Ich möchte dich um etwas bitten«, sagt sie. »Ich darf deinen Bruder nicht besuchen, aber du kannst es tun, wenn deine Initiation beendet ist. Ich möchte, dass du zu ihm gehst und ihn bittest, das Simulationsserum, das für die Eignungstests verwendet wird, zu erforschen. Okay? Wirst du das für mich tun?«

»Nicht, solange du mir keine Erklärung lieferst, Mom!« Ich verschränke die Arme. »Wenn du willst, dass ich mich auf dem Gelände der Ken herumtreibe, dann musst du mir auch sagen, warum!«

»Das kann ich nicht. Tut mir leid.« Sie drückt mir einen Kuss auf die Wange und streicht mir eine Locke aus der Stirn, die sich aus meinem Knoten gelöst hat. »Ich muss jetzt gehen. Es ist besser für dich, wenn wir beide nicht allzu vertraut wirken.«

»Mir ist es egal, wie wir auf andere wirken«, sage ich.

»Das sollte es aber nicht sein«, erwidert sie. »Ich nehme an, sie überwachen dich bereits.«

Sie geht weg, und ich bin zu verblüfft, um ihr zu folgen. Am Ende des Gangs dreht sie sich noch einmal um und sagt: »Iss ein Stück Kuchen für mich mit, ja? Der mit Schokolade ist am besten.« Sie lächelt seltsam und sagt leise: »Ich liebe dich, weißt du?«

Dann ist sie weg.

Ich stehe allein in dem blauen Licht der Deckenlampe und mir wird schlagartig einiges klar.

Sie war nicht zum ersten Mal hier.

Sie hat sich an diesen Gang erinnert.

Sie weiß, wie es bei der Initiation zugeht.

Meine Mutter war eine Ferox.

16. Kapitel

Während die anderen den Nachmittag mit ihren Verwandten verbringen, kehre ich in den Schlafsaal zurück. Al ist da, er sitzt auf seinem Bett und starrt auf die Stelle an der Wand, an der üblicherweise die Kreidetafel hängt. Four hat sie gestern abgenommen, um unsere Rangfolge nach Abschluss des ersten Ausbildungsabschnitts auszurechnen.

»Da bist du ja!«, sage ich. »Deine Eltern haben dich überall gesucht. Hast du sie getroffen?«

Er schüttelt den Kopf.

Ich setze mich neben ihn aufs Bett. Meine Beine sind nicht mal halb so kräftig wie seine, obwohl ich jetzt mehr Muskeln habe als früher. Er trägt schwarze Shorts. Sein Knie ist blau-violett und hat eine tiefe Schramme.

»Wolltest du sie denn gar nicht wiedersehen?«, frage ich ihn.

»Ich wollte nicht, dass sie mich fragen, wie es mir geht«, antwortet er. »Sie hätten sofort gemerkt, ob ich lüge oder nicht.«

»Na ja ...« Ich weiß nicht, was ich darauf sagen soll. »Du machst dich doch ganz gut.«

Al lacht rau. »Davon kann keine Rede sein. Seit meinem Sieg über Will habe ich sämtliche Kämpfe verloren.«

»Ja, aber du hast absichtlich verloren. Könntest du ihnen das nicht erklären?«

Er schüttelt den Kopf. »Dad wollte immer, dass ich hierherwechsle. Sie haben zwar so getan, als wäre es ihnen lieber, wenn ich bei den Candor bleibe, aber das haben sie nur gesagt, weil man es nicht anders von ihnen erwartet. Die beiden haben die Ferox immer bewundert. Egal was ich ihnen erklären würde, sie würden es nicht verstehen.«

»Oh.« Ich trommle mit den Fingern auf mein Knie. »Hast du dich deshalb für die Ferox entschieden? Wegen deiner Eltern?«

Al schüttelt den Kopf. »Nein, aus einem anderen Grund ... Ich finde es wichtig, andere Menschen zu beschützen. Sich für andere einzusetzen. So wie du dich für mich eingesetzt hast.« Er lächelt mich an. »Das ist doch die Grundüberzeugung der Ferox, oder nicht? Das ist der eigentliche Sinn, warum man furchtlos und tapfer ist. Es geht nicht darum ... irgendwelche Leute grundlos zusammenzuschlagen.«

Ich muss an das denken, was Four gesagt hat, nämlich dass das Gemeinschaftsgefühl bei den Ferox früher sehr wichtig gewesen sei. Wie waren die Ferox damals? Wie wäre ich aufgewachsen, wenn meine Mutter bei ihnen geblieben wäre? Vielleicht hätte ich Molly die Nase nicht gebrochen und auch Wills Schwester nicht bedroht.

Plötzlich fühle ich mich schuldig. »Vielleicht wird es ja besser, wenn wir die Initiation hinter uns haben.«

»Nur dumm, dass ich womöglich Letzter bin«, sagt Al. »Ich nehme an, das werden wir heute Abend erfahren.«

Eine Zeit lang sitzen wir schweigend nebeneinander. Es ist besser, hier zu sein, wo es ruhig ist, als in der Grube, inmitten lauter Familien, die fröhlich Wiedersehen feiern.

Mein Vater sagt immer, manchmal könne man einem anderen Menschen am besten helfen, indem man einfach nur in seiner Nähe sei. Und ich fühle mich immer dann gut, wenn ich etwas tue, auf das mein Vater stolz wäre. Als würde es ihn für all das entschädigen, worauf er nicht stolz sein kann.

»Wenn du in meiner Nähe bist, komme ich mir furchtloser und mutiger vor«, sagt Al. »Dann denke ich, ich könnte genauso hierhergehören wie du.«

Ehe ich ihm eine Antwort geben kann, legt er den Arm um meine Schultern. Ich werde ganz steif bei der Berührung und meine Wangen fangen an zu glühen.

Mein Verdacht war also richtig. Was Als Gefühle für mich angeht, hätte ich mich gerne geirrt.

Statt mich an ihn zu schmiegen, beuge ich mich vor. Sein Arm gleitet von

meiner Schulter. Verlegen presse ich die Hände in meinem Schoß zusammen.

»Tris, ich ...« Seine Stimme klingt gepresst. Ich schaue ihn an. Sein Gesicht ist genauso rot wie meines. Wenigstens weint er nicht – er ist nur schrecklich verlegen.

»Ähm ... tut mir leid«, stammelt er. »Ich wollte nicht ... ähm ... tut mir leid.«

Ich wünschte, ich könnte ihm sagen, er solle es nicht persönlich nehmen. Ich wünschte, ich könnte ihm erklären, dass wir uns zu Hause nur selten berührt haben und ich mir deshalb angewöhnt habe, beim kleinsten Anzeichen von Zuneigung auf Distanz zu gehen, weil man mit Gefühlen nicht spielt. So bin ich erzogen worden, das muss er doch verstehen. Und vielleicht wäre er dann nicht gar so verletzt? Denn genau das ist er, darüber kann seine Verlegenheit nicht hinwegtäuschen.

Natürlich nimmt er es persönlich. Er ist ein Freund für mich, mehr aber auch nicht. Was ist persönlicher als eine solche Abfuhr?

Ich atme tief ein und beim Ausatmen zwingt mich ein Lächeln. »Es gibt nichts, was dir leidtun müsste«, sage ich leichthin. Ich wische mir über die Nase, obwohl es nichts wegzuwischen gibt, und stehe auf.

»Ich geh dann mal.«

Er nickt, ohne mich anzusehen.

»Fühlst du dich ein bisschen besser?«, frage ich ihn. »Ich meine ... was deine Eltern angeht. Nicht wegen ...« Ich beende den Satz nicht, wie denn auch, ich habe nicht den leisesten Schimmer, was ich sagen könnte.

»Oh ja.« Er nickt wieder, diesmal sehr entschlossen. »Bis später, Tris.«

Ich gehe betont langsam, um meinen Rückzug nicht wie eine Flucht aussehen zu lassen. Als die Tür des Schlafsaals hinter mir zufällt, fahre ich mir mit der Hand über die Stirn und muss trotz allem ein bisschen grinsen. Abgesehen von der peinlichen Situation ist es schön zu wissen, dass jemand einen mag.

Es wäre zu schmerzlich, über die Familientreffen zu reden, deshalb sind die Abschlussergebnisse an diesem Abend unser einziges Thema. Aber jedes Mal,

wenn jemand in meiner Nähe darauf zu sprechen kommt, blicke ich ins Leere und tue so, als wäre ich taub.

Mein Rang ist vermutlich nicht so schlecht wie am Anfang, immerhin habe ich gegen Molly gewonnen, aber vielleicht nicht gut genug, um am Schluss unter die ersten zehn zu kommen, besonders wenn jetzt auch die Anfänger von den Ferox zu uns stoßen.

Beim Abendessen sitze ich an einem Ecktisch zusammen mit Christina, Will und Al. Wir sind unangenehm nahe bei Peter, Drew und Molly, die sich am Nachbartisch niedergelassen haben. Als unsere Unterhaltung für kurze Zeit stockt, höre ich jedes Wort, das sie sagen. Sie zerbrechen sich die Köpfe über ihre Platzierungen, was mich nicht sehr überrascht.

An unserem Tisch dreht sich das Gespräch um andere Dinge.

»Du durftest keine Haustiere haben?«, fragt Christina ungläubig und schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch. »Warum denn nicht?«

»Weil es unvernünftig ist«, antwortet Will nüchtern. »Welchen Sinn hat es, ein Tier zu füttern und zu hätscheln, das die Einrichtung verschmutzt, schlecht riecht und irgendwann stirbt?«

Al und ich werfen uns Blicke zu, wie so oft, wenn Will und Christina anfangen zu streiten. Aber diesmal schauen wir gleich wieder weg. Ich hoffe, dieses peinliche Gefühl zwischen uns beiden legt sich bald. Ich möchte meinen guten Freund zurückhaben.

»Die Sache ist die ...« Christina legt den Kopf schräg. »Ein Haustier macht einfach Spaß. Ich hatte eine Bulldogge namens Chunker. Einmal haben wir ein ganzes Brathähnchen in der Küche stehen lassen, damit es kalt wird. Aber als meine Mutter ins Bad ging, hat Chunker es von der Anrichte geholt und aufgefressen, mit Haut und Knochen. Wir haben uns schlappgelacht.«

»Das überzeugt mich natürlich völlig. Selbstverständlich möchte ich mit einem Tier zusammenleben, das mein Essen auffrisst und meine Küche ruiniert.« Will schüttelt den Kopf. »Warum kaufst du dir später nicht einfach einen Hund,

wenn du so verrückt danach bist?«

»Weil ...« Christinas Lächeln ist plötzlich wie weggewischt. »Ich mag Hunde irgendwie nicht mehr.« Sie stochert mit der Gabel in ihren Kartoffeln. »Nicht nach dem ... was im Eignungstest passiert ist.«

Wir schauen einander an. Jeder weiß, dass wir nicht über den Test sprechen sollen, auch jetzt nicht, wo wir unsere Fraktion bereits gewählt haben, aber die anderen nehmen dieses Verbot offenbar nicht so ernst wie ich. Mein Herz klopft. Für mich ist diese Vorschrift eine Art Schutz, sie bewahrt mich davor, dass ich meine Freunde belügen muss. Jedes Mal, wenn ich an das Wort *Unbestimmte* denke, höre ich wieder Toris Warnung – und auch die Warnung meiner Mutter. *Sag es niemandem. Es ist gefährlich.*

»Du meinst ... weil du den Hund töten musstest?«, fragt Will.

Stimmt, daran habe ich gar nicht gedacht. Diejenigen, die sich für die Ferox eignen, haben in der Simulation das Messer genommen und den angreifenden Hund erstochen. Kein Wunder, dass Christina jetzt keinen mehr will. Ich ziehe mir die Ärmel über die Handgelenke und verschränke die Finger.

»Ja«, sagt sie, »ich nehme an, ihr alle musstet das machen, oder?«

Sie sieht zuerst Al, dann mich an und sagt: »*Du* nicht.«

»Hmm?«

»Du verheimlichst etwas«, sagt sie. »Du zappelst auf deinem Stuhl herum.«

»Wie bitte?«

»Wir kommen von den Candor«, erklärt Al und stupst mich an der Schulter. Wie gut, jetzt fühlt es sich wieder ganz normal an. »Bei den Candor lernt man die Körpersprache zu lesen, damit man weiß, ob jemand lügt oder etwas verschweigt.«

»Oh.« Ich kratze mich am Hinterkopf. »Tja also ...«

»Seht ihr, da ist es wieder!«, ruft Christina und zeigt auf meine Hand.

Mein Herz hüpfte wie wild. Wie schaffe ich es, die Wahrheit zu verheimlichen, wenn sie genau wissen, wann ich lüge? Meine Körpersprache ist verräterisch, also

muss ich sie besser beherrschen. Ich lasse die Hände sinken und falte sie in meinem Schoß.

Verhält man sich so als aufrichtiger Mensch?

Wenigstens was den Hund angeht, muss ich nicht lügen. »Nein, ich habe den Hund nicht getötet.«

»Und wie bist du zu den Ferox gekommen, wenn du das Messer nicht benutzt hast?«, fragt Will und sieht mich aus zusammengekniffenen Augen an.

Ich halte seinem Blick stand und sage möglichst ruhig: »Ich bin nicht für die Ferox ausgewählt worden, sondern für die Altruan.«

Das ist zumindest ein Teil der Wahrheit, denn Tori hat für mich »Altruan« ins System eingetragen. Jeder, der Zugang zu den Daten hat, kann sich davon überzeugen. Ich halte Wills Blick ein paar Sekunden lang stand. Wegschauen wäre verdächtig. Dann zucke ich die Schultern und spieße ein Stück Fleisch mit meiner Gabel auf. Hoffentlich glauben sie mir.

Sie müssen mir glauben.

»Aber du bist trotzdem zu den Ferox gewechselt?«, fragt Christina. »Wieso?«

»Hab ich doch schon gesagt«, erwidere ich feixend. »Wegen des Essens.«

Sie lacht. »Habt ihr gewusst, dass Tris nie einen Hamburger zu Gesicht bekommen hat, ehe sie hierherkam?«

Wortreich erzählt sie die Geschichte unserer ersten gemeinsamen Mahlzeit und meine Anspannung legt sich. Trotzdem habe ich ein flaues Gefühl. Ich sollte meine Freunde nicht belügen. Das schafft Gräben zwischen uns, und davon gibt es ohnehin schon mehr, als mir lieb ist. Christina, als sie die Fahne an sich nahm. Ich, als ich Al zurückwies.

Nach dem Abendessen gehen wir in den Schlafsaal zurück, und ich muss an mich halten, damit ich nicht losrenne. Unsere Bewertungen werden inzwischen aushängen und ich möchte es so schnell wie möglich hinter mich bringen. An der Tür zum Schlafsaal schubst mich Drew gegen die Wand, um vor mir hineinzugehen. Dabei schürfe ich mir die Schulter an der Steinwand auf, aber

ich gehe einfach weiter.

Ich bin zu klein, um über die Köpfe der anderen hinwegzuschauen, aber als plötzlich eine Lücke entsteht, sehe ich, dass die Tafel auf dem Boden steht und mit der Rückseite zu uns gegen Fours Füße gelehnt ist. In der Hand hält er ein Stück Kreide.

»Für diejenigen von euch, die gerade erst eingetrudelt sind, erkläre ich, wie das Ranking zustande kommt«, verkündet er. »Nach der ersten Kampfunde haben wir euch entsprechend eurer Fähigkeiten eingestuft. Die Punktzahl, die ihr erreicht habt, hängt sowohl von dieser Einstufung als auch von der eures Gegners ab. Wenn ihr euch in den Kämpfen verbessert oder jemanden besiegt habt, der eigentlich besser war als ihr, bekommt ihr mehr Punkte. Keine Punkte gab es, wenn jemand einen Schwächeren fertiggemacht hat. Das ist Feigheit.«

Mir kommt es vor, als suchten seine Augen Peter, der in der hintersten Reihe steht, aber er blickt so schnell wieder weg, dass ich mir nicht sicher bin.

»Wenn ihr einen hohen Rang habt, verliert ihr Punkte, wenn ihr gegen einen niederrangigen Gegner verliert.«

Molly gibt einen unfreundlichen Laut von sich, irgendetwas zwischen Schnauben und Grummeln.

»Der zweite Abschnitt eurer Initiation zählt mehr als der erste, denn hier kommt es darauf an, die eigene Feigheit zu besiegen«, fährt er fort. »Dennoch ist es außerordentlich schwierig, am Ende auf einen hohen Rang zu kommen, wenn man schon im ersten Teil schlecht war.«

Ich trete ungeduldig von einem Fuß auf den anderen und versuche, Four gut im Blickfeld zu behalten. Aber dann mustert er mich und ich schaue schnell weg. Wahrscheinlich ist ihm aufgefallen, wie nervös ich bin.

»Morgen werdet ihr erfahren, wer uns verlassen muss«, verkündet Four. »Der Umstand, dass ihr im Gegensatz zu unseren eigenen Leuten von anderen Fraktionen kommt, spielt keine Rolle. Vier von euch könnten ohne Fraktion dastehen und keiner von den Ferox. Aber es könnte ebenso gut genau andersrum

sein. Auch jede andere Kombination ist denkbar. So, und hier sind eure Bewertungen.«

Er hängt die Tafel an den Haken und tritt ein paar Schritte zurück, damit wir alle das Ranking sehen können:

1. Edward
2. Peter
3. Will
4. Christina
5. Molly
6. Tris

Sechste? Das gibt's doch gar nicht! Dass ich gegen Molly gewonnen habe, muss meine Bewertung stärker in die Höhe getrieben haben, als ich dachte. Und dass sie gegen mich verloren hat, muss ihre Bewertung verschlechtert haben. Mein Blick gleitet ans Ende der Liste.

7. Drew
8. Al
9. Myra

Al ist zwar nicht Letzter, aber wenn die Ferox-Initianten in Phase eins nicht komplett versagt haben, ist er so gut wie weg.

Christina legt den Kopf schräg und blickt stirnrunzelnd auf die Tafel. Sie ist nicht die Einzige. Die Stille im Raum ist bedrückend, ein bisschen so wie das bange Gefühl, einen Felsen bröckeln zu sehen, der jeden Augenblick in den Abgrund stürzen kann.

Und es dann auch tut.

»Wie bitte?«, fragt Molly scharf. Sie zeigt auf Christina. »Ich habe sie doch besiegt! Ich habe sie blitzschnell außer Gefecht gesetzt, und sie hat trotzdem eine bessere Bewertung als ich?«

»Na und?« Christina verschränkt die Arme und grinst überheblich.

»Wenn ihr einen der vorderen Plätze ergattern wollt, dann macht es sich nicht gut, wenn ihr gegen einen niederrangigen Gegner verliert«, sagt Four und seine scharfe Stimme übertönt das Murren und Grummeln der anderen. Er steckt die Kreide ein und geht an mir vorbei, ohne auch nur in meine Richtung zu blicken. Seine Worte versetzen mir einen Stich, denn natürlich bin ich der niederrangige Gegner, von dem er gesprochen hat.

Anscheinend weiß das auch Molly.

»Du«, sagt sie und blickt mich aus zusammengekniffenen Augen an. »Dafür wirst du mir büßen.«

Fast rechne ich damit, dass sie sich auf mich stürzt, aber sie dreht sich auf dem Absatz um und stolziert hinaus, und das ist viel schlimmer. Wenn sie explodiert wäre und mir ein oder zwei Haken verpasst hätte, dann wäre ihre Wut schneller wieder verraucht. Mich jedoch einfach stehen zu lassen, bedeutet, sie führt etwas im Schilde. Und das heißt, ich muss auf der Hut sein.

Peter hat kein Wort gesagt, als die Bewertungen angeschrieben wurden, was mich überrascht, da er sich sonst über alles beschwert, was nicht nach seinen Wünschen verläuft. Wortlos geht er zu seinem Bett, setzt sich hin und bindet seine Schnürsenkel auf. Sein Verhalten macht mich misstrauisch. Er kann mit dem zweiten Platz nicht zufrieden sein. Nicht jemand wie Peter.

Will und Christina klatschen sich ab, dann klopft mir Will mit seiner Pranke, die größer ist als mein Schulterblatt, auf den Rücken.

»Sieh an, sieh an, Nummer sechs«, sagt er grinsend.

»Kann sein, dass es trotzdem nicht reicht«, erwidere ich.

»Es wird reichen, mach dir keine Sorgen«, beruhigt er mich. »Das sollten wir feiern.«

»Okay, dann los.« Christina packt mich mit einer Hand am Arm und mit der anderen Al. »Kopf hoch, Al. Du musst erst abwarten, wie die Ferox-Leute abgeschnitten haben. Man kann nie wissen.«

»Ich gehe ins Bett«, murmelt er und reißt sich los.

Draußen vor der Tür fällt es leicht, Als Niedergeschlagenheit, Mollys Rachepläne und Peters verdächtiges Schweigen zu vergessen und so zu tun, als gäbe es nichts, was unserer Freundschaft im Weg stünde. Aber insgeheim werde ich den Gedanken nicht los, dass Christina und Will meine Rivalen sind. Wenn ich mir einen Platz unter den ersten zehn erkämpfen will, dann werde ich die beiden besiegen müssen.

Ich hoffe nur, dass ich sie dabei nicht verraten muss.

In dieser Nacht fällt es mir schwer einzuschlafen. Bisher kam mir der Schlafsaal mit den vielen atmenden Menschen ziemlich laut vor, aber jetzt ist er viel zu ruhig. Und wenn es ruhig um mich ist, dann denke ich an meine Familie. Zum Glück geht es im Hauptquartier der Ferox meistens laut zu.

Wenn meine Mutter eine Ferox war, weshalb ist sie dann zu den Altruan gewechselt? Mochte sie den Frieden dort, das tägliche Einerlei, die Güte der Menschen – all das, was ich vermisste, wenn ich mir erlaube, daran zurückzudenken?

Ob es hier jemanden gibt, der sie als junges Mädchen gekannt hat und der mir erzählen kann, wie sie damals war? Aber selbst wenn, wird der Betreffende wohl nicht über sie sprechen wollen. Und ich sollte die Frage gar nicht erst stellen. Fraktionswechsler sollen es tunlichst vermeiden, über ihre alten Fraktionen zu sprechen, sobald sie erst einmal als richtige Mitglieder aufgenommen sind. Das soll es ihnen erleichtern, sich der neuen Fraktion statt ihrer Familie zugehörig zu fühlen, ganz nach dem Motto *Fraktion vor Blut*.

Ich vergrabe mein Gesicht im Kissen. Mutter hat mir aufgetragen, Caleb zu bitten, er solle das Serum untersuchen, das bei den Simulationen verwendet wird. Die Frage ist nur, warum. Hat es etwas damit zu tun, dass ich eine Unbestimmte bin, oder hat es einen anderen Grund? Ich habe tausend Fragen an sie, und sie ist weggegangen, ehe ich auch nur eine einzige stellen konnte. Jetzt schwirren sie mir durch den Kopf, und ich zweifle, ob ich jemals wieder

schlafen kann, solange ich keine Antworten darauf habe.

Ich höre, wie jemand durch den Raum schlurft. Ich hebe den Kopf, aber meine Augen sind nicht an die Dunkelheit gewöhnt, deshalb starre ich in tiefstes Schwarz, ich könnte genauso gut die Augenlider geschlossen halten. Ich höre Schritte und das Quietschen eines Schuhs. Dann einen dumpfen Schlag.

Und dann ein Aufheulen, so grässlich, dass mir das Blut gefriert und die Haare zu Berge stehen. Ich schlage die Decke zurück, springe aus dem Bett und bleibe barfuß auf dem Steinfußboden stehen. Es ist zu dunkel, um die Ursache des Schreis festzustellen, aber ein paar Betten weiter liegt eine dunkle Masse auf dem Boden.

Der zweite Schrei zerreißt mir fast das Trommelfell.

»Macht das Licht an!«, ruft jemand.

Ich gehe in die Richtung, aus der der Schrei gekommen ist, langsam, damit ich nicht über etwas stolpere. Ich bin wie in Trance. Ich will eigentlich gar nicht sehen, was los ist. Ein solcher Schrei bedeutet Blut und Knochen und schlimmste Qualen. Ein solcher Schrei kommt aus dem tiefsten Inneren und füllt jede Faser aus.

Das Licht geht an.

Edward liegt neben seinem Bett auf dem Fußboden und presst sich die Hand aufs Gesicht. Um seinen Kopf sehe ich Blut und zwischen seinen verkrampften Fingern ragt ein silberner Messergriff hervor.

Das Blut rauscht in meinen Ohren, denn ich erkenne das Messer sofort: Es ist ein Buttermesser aus dem Speisesaal. Jemand hat ihm ins Auge gestochen.

Myra, die direkt neben Edwards Füßen steht, schreit wie wahnsinnig. Ein anderer schreit ebenfalls. Und eine dritte Person ruft um Hilfe, während Edward auf dem Fußboden sich windet und winselt. Ich knie mich neben seinen Kopf und lege ihm die Hand auf die Schulter.

»Bleib liegen.« Ich bin vollkommen ruhig. Um mich herum nehme ich nichts wahr, so als wäre mein Kopf unter Wasser. Edward schlägt um sich und ich sage

laut und deutlich: »Ich habe gesagt, du sollst liegen bleiben. Atme.«

»Mein Auge!«, brüllt er.

Es riecht säuerlich. Jemand hat sich übergeben.

»Zieht es raus!«, schreit Edward. »Zieht es raus, zieht es raus, zieht es raus!«

Ich schüttele den Kopf, bis mir einfällt, dass er mich ja nicht sehen kann. Ich bin nahe daran, hysterisch zu lachen. Ich muss mich beherrschen, wenn ich ihm helfen will. Ich darf jetzt nicht an mich denken.

»Nein«, beschwöre ich ihn. »Du musst warten, bis ein Arzt das Messer entfernt. Hörst du? Das muss ein Arzt machen. Atme weiter.«

»Es tut weh«, schluchzt er.

»Ich weiß, dass es wehtut.« Irgendwie bin nicht ich es, die spricht, sondern es ist die Stimme meiner Mutter. Ich sehe sie, wie sie vor mir auf dem Gehweg vor unserem Haus kniet und mir die Tränen fortwischt, als ich mir das Knie aufgeschunden habe. Damals war ich fünf.

»Alles wird wieder gut.« Ich gebe mir Mühe, überzeugend und zuversichtlich zu klingen, damit er nicht merkt, dass es nur leeres Gerede ist, denn genau das ist es. Ich weiß nicht, ob es je wieder gut werden wird. Ich bezweifle es.

Als die Sanitäterin eintrifft, befiehlt sie mir zurückzutreten, und ich mache ihr Platz. Meine Hände und meine Füße sind voller Blut. Ein kurzer Blick in die Runde sagt mir, dass nur zwei Leute fehlen.

Drew.

Und Peter.

Nachdem sie Edward weggebracht haben, nehme ich ein Bündel Kleider mit ins Bad und wasche mir die Hände. Christina begleitet mich und bleibt an der Tür stehen; sie spricht kein Wort und ich bin froh darüber. Es gibt auch nicht viel zu sagen.

Ich schrubbe meine Handflächen und kratze mit einem Fingernagel das Blut unter den anderen Fingernägeln weg. Ich ziehe die Hose an, die ich mitgebracht habe, und werfe die schmutzige in die Mülltonne. Dann hole ich mir so viele

Papierhandtücher, wie ich tragen kann. Jemand muss das Schlafzimmer aufwischen, und da an Schlaf nicht zu denken ist, kann ich das ebenso gut jetzt sofort tun.

Als ich nach der Türklinke fasse, sagt Christina: »Du weißt, wer das getan hat, nicht wahr?«

»Ja.«

»Sollten wir es jemandem sagen?«

»Glaubst du wirklich, dass einer von den Ferox etwas dagegen unternehmen wird?«, frage ich. »Leute, die dich über dem Abgrund hängen lassen? Leute, deretwegen wir uns bis zur Besinnungslosigkeit die Köpfe einschlagen?«

Sie sagt kein Wort.

Eine halbe Stunde lang knie ich alleine auf dem Boden des Schlafsaals und schrubbe Edwards Blut weg. Christina wirft die schmutzigen Papiertücher fort und besorgt mir neue. Myra ist verschwunden. Wahrscheinlich ist sie mit Edward ins Krankenhaus gefahren.

Niemand schläft viel in dieser Nacht.

»Es mag komisch klingen«, sagt Will, »aber ich wünschte, wir hätten heute keinen freien Tag.«

Ich nicke. Ich weiß, was er meint. Wenn ich etwas zu tun hätte, würde mich das ablenken, und eine Ablenkung könnte ich jetzt gut gebrauchen.

Ich habe noch nicht viel Zeit mit Will alleine verbracht, aber Christina und Al haben sich noch mal hingelegt, und weder Will noch ich wollen uns länger als unbedingt nötig im Schlafsaal aufhalten. Will hat es mir zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber ich weiß es.

Ich kratze an meinen Fingernägeln herum. Ich habe mir die Hände sorgfältig gewaschen, habe jedoch immer noch das Gefühl, als klebe Edwards Blut daran. Will und ich laufen ziellos umher. Es gibt nichts, wohin wir gehen könnten.

»Wir könnten ihn besuchen«, schlägt Will vor. »Aber was sollen wir ihm sagen? Hey, ich kenne dich zwar nur flüchtig, aber es tut mir echt leid, dass man dir

das Auge ausgestochen hat?«

Das ist kein bisschen lustig, das weiß ich selber, aber plötzlich steckt ein Lachen in meinem Hals, also lache ich, weil es einfacher ist, es herauszulassen, als es zu unterdrücken. Will starrt mich einen Moment lang an, dann lacht er mit. Manchmal kann man nur lachen oder weinen, und lachen ist jetzt einfach besser.

»Tut mir leid«, sage ich. »Es ist nur so absurd.«

Ich möchte nicht um Edward weinen, weil es nicht aus der tiefen, persönlichen Zuneigung heraus geschähe, mit der man um einen Freund oder einen geliebten Menschen weint. Ich möchte weinen, weil etwas Schreckliches geschehen ist, weil ich zugesehen habe und keine Möglichkeit hatte, es zu verhindern. Keiner von denen, die Peter dafür bestrafen wollen, hat die Macht dazu, und keiner, der die Macht hat, ihn zu bestrafen, will es. Die Ferox haben Regeln, die solche Angriffe verbieten, aber wenn Leute wie Eric bei ihnen das Sagen haben, dann sind diese Regeln wohl wirkungslos.

Ich sage, jetzt wieder ganz ernst: »Das Lächerlichste an der ganzen Sache ist, dass es uns in anderen Fraktionen als Mut ausgelegt würde, wenn wir jemandem erzählten, was geschehen ist. Aber ausgerechnet hier bei den Ferox würde uns dieser Mut nur schaden.«

»Hast du jemals die Manifeste der Fraktionen gelesen?«, fragt mich Will.

Diese Programmschriften entstanden, nachdem sich die Fraktionen gebildet hatten. Wir haben in der Schule davon gehört, aber gelesen habe ich sie nicht.

»Nein, du etwa?«, frage ich stirnrunzelnd. Dann fällt mir ein, dass Will ja auch den ganzen Stadtplan auswendig gelernt hat, nur so zum Spaß. »Oh. Natürlich hast *du* sie gelesen. Wieso frage ich überhaupt.«

»Einer der Sätze, der mir aus dem Manifest der Ferox in Erinnerung geblieben ist, lautet: *Wir glauben fest an die Tapferkeit und an den Mut, der die Menschen dazu bringt, sich für andere einzusetzen.*« Will seufzt.

Er braucht nichts weiter zu sagen. Ich weiß, was er meint. Kann sein, dass die

Ferox anfangs die besten Absichten hatten, die richtigen Ideale, die richtigen Ziele. Aber davon haben sie sich weit entfernt. Und das Gleiche kann man meiner Meinung nach auch von den Ken sagen. Vor langer Zeit widmeten sie sich den Wissenschaften und schätzten Erfindergeist, um auf diese Weise Gutes zu tun. Jetzt aber tun sie es aus Machthunger. Ich möchte wissen, ob auch die anderen Fraktionen mit ähnlichen Problemen kämpfen. Darüber habe ich bisher noch nie nachgedacht.

Aber trotz aller Verirrungen könnte ich die Ferox nicht verlassen. Und zwar nicht nur, weil ich sonst ohne Fraktion leben müsste, ganz auf mich allein gestellt, ein Schicksal, das in meinen Augen schlimmer ist als der Tod. Es ist, weil ich in den Momenten, in denen ich mich hier wohlfühlte, eine Fraktion kennengelernt habe, die es wert ist, dass sie weiterbesteht. Vielleicht werden wir ja wieder tapfer und anständig.

»Gehen wir in die Cafeteria und essen ein Stück Kuchen«, schlägt Will vor.

»Okay«, stimme ich lächelnd zu.

Unterwegs wiederhole ich im Geist die Zeile, die Will zitiert hat, damit ich sie nicht vergesse.

Wir glauben fest an die Tapferkeit und an den Mut, der die Menschen dazu bringt, sich für andere einzusetzen.

Ein schöner Gedanke.

Später, als ich in den Schlafsaal zurückkehre, ist Edwards Bett abgezogen und seine offenen Schubladenfächer sind leer geräumt. Auf der anderen Seite, bei Myras Bett, sieht es genauso aus.

Als ich von Christina wissen will, was los ist, sagt sie nur: »Sie haben aufgegeben.«

»Auch Myra?«

»Sie sagte, ohne Edward wolle sie nicht länger hierbleiben. Sie wäre ja ohnehin bald rausgeflogen.« Sie zuckt etwas ratlos die Schultern, und ich weiß genau, wie ihr zumute ist. »Wenigstens hat Al jetzt noch eine Chance.«

Al wäre eigentlich rausgeschmissen worden, aber Edwards Weggang hat ihn davor bewahrt. Die Ferox wollen ihm bis zur nächsten Initiationsphase eine Chance geben.

»Wer ist sonst noch weggeschickt worden?«, frage ich.

Wieder zuckt Christina die Schultern. »Zwei Anfänger von den Ferox. Keine Ahnung, wie sie heißen.«

Ich nicke und schaue zur Tafel. Jemand hat die Namen von Edward und Myra durchgestrichen und die Platzierungen vor unseren Namen geändert. Peter ist Erster, Will Zweiter. Ich bin Fünfte. Als wir begannen, waren wir neun. Jetzt sind wir nur noch sieben.

17. Kapitel

Mittagszeit. Essenszeit.

Ich sitze in einem Gang, in dem ich noch nie zuvor gewesen bin. Ich bin hierhergekommen, weil ich möglichst weit weg vom Schlafsaal sein wollte. Wenn ich mein Bettzeug hierherbringe, muss ich vielleicht nicht mehr im Schlafsaal schlafen. Kann sein, dass ich es mir einbilde, aber dort riecht es immer noch nach Blut, obwohl ich mir die Hände wund geschrubbt habe und jemand heute Morgen ein Bleichmittel auf die Flecken geschüttet hat.

Ich tippe mit dem Finger an meine Nase. Als Einzige freiwillig den Boden zu scheuern, ist etwas, was auch meine Mutter getan hätte. Wenn ich schon nicht bei ihr sein kann, dann kann ich mich wenigstens ab und zu wie sie verhalten.

Ich höre Leute näherkommen, ihre Schritte hallen auf dem Steinfußboden, und ich schaue automatisch auf meine Schuhe. Vor einer Woche habe ich meine grauen Sneakers gegen schwarze eingetauscht, aber die grauen liegen noch in einer Schublade. Ich bringe es nicht übers Herz, sie wegzwerfen, auch wenn es kindisch ist, an Schuhen zu hängen, weil sie mich auf eine schwer beschreibbare Art meinem Zuhause näher bringen.

»Tris?«

Ich schaue hoch. Vor mir steht Uriah. Er macht den Ferox in seiner Begleitung ein Zeichen, weiterzugehen. Sie werfen sich fragende Blicke zu, sagen jedoch kein Wort.

»Geht's dir gut?«, fragt er mich.

»Ich habe eine schreckliche Nacht hinter mir.«

»Ja, ich habe schon von Edward gehört.« Uriah blickt den Gang entlang, wo seine Freunde gerade um eine Ecke biegen. Dann fragt er grinsend. »Möchtest du mal hier rauskommen?«

»Wie meinst du das?«, frage ich. »Wo wollt ihr hin?«

»Zu einem kleinen Initiationsritual«, antwortet er. »Komm. Wir müssen uns beeilen.«

Schnell wäge ich meine Möglichkeiten ab. Ich kann entweder hier sitzen bleiben oder ich kann die Gelegenheit nutzen, mich für kurze Zeit davonzustehlen.

Ich stehe auf und trabe neben Uriah her, um die anderen einzuholen.

»Normalerweise dürfen nur Anfänger mitgehen, die ältere Geschwister bei den Ferox haben«, sagt er. »Aber vielleicht merken sie es nicht. Tu einfach so, als gehörtest du dazu.«

»Was machen wir eigentlich?«

»Etwas Gefährliches«, sagt er. Seine Augen funkeln mit einer Besessenheit, wie sie nur Ferox an den Tag legen. Aber statt mich davon abschrecken zu lassen, wie das noch vor ein paar Wochen der Fall gewesen wäre, lasse ich mich davon anstecken. Ein Gefühl der Erregung verdrängt die bleierne Lähmung in mir. Als wir die anderen eingeholt haben, verlangsamen wir unseren Schritt.

»Was macht die Stiff hier?«, fragt ein Junge mit einem Ringpiercing in der Nase.

»Sie hat den Jungen gesehen, dem sie das Auge ausgestochen haben, Gabe«, sagt Uriah. »Gönn ihr die kleine Verschnaufpause, okay?«

Gabe zuckt die Achseln und wendet sich ab. Niemand sonst sagt etwas, obwohl ein paar von ihnen mich schief von der Seite mustern. Die Ferox-Initianten sind wie eine Hundemeute. Wenn ich mich falsch verhalte, werden sie mich nicht mitlaufen lassen. Aber einstweilen bin ich mit von der Partie.

Wir kommen an eine Tunnelgabelung, wo eine Gruppe von älteren Ferox schon auf uns wartet. Es sind zu viele, als dass sie alle mit einem Ferox-Neuling verwandt sein können, aber ein paar Ähnlichkeiten in ihren Gesichtszügen bemerke ich dennoch.

»Gehen wir«, sagt einer der Älteren. Er dreht sich um und verschwindet in einem dunklen Durchgang. Die anderen folgen ihm und wir folgen den

anderen. Ich halte mich dicht hinter Uriah und tauche in die Dunkelheit ein. Ich stoße mit dem Fuß gegen Steinstufen, fange mich aber gerade noch rechtzeitig und steige hinauf.

»Das hintere Treppenhaus«, raunt Uriah. »Gewöhnlich abgeschlossen.«

Ich nicke, obwohl er mich gar nicht sehen kann, und steige weiter bis zur letzten Stufe hinauf. Dort steht eine Tür offen, durch die Tageslicht hereinfällt. Wir sind nur ein paar Hundert Yards von dem Glasgebäude über der Grube entfernt, ganz nahe bei den Eisenbahnschienen.

Ich habe das Gefühl, als hätte ich das schon tausendmal gemacht. Ich höre den Zug tuten. Ich spüre, wie der Boden zittert. Ich sehe das Licht vorne am Triebwagen. Ich lasse meine Fingergelenke knacken und wippe einmal auf den Zehenspitzen.

Wie eine geschlossene Meute laufen wir neben den Waggons her und springen gleich zu mehreren hinein, ältere Ferox und Initianten nebeneinander. Uriah springt vor mir auf, hinter mir drängeln sich schon die Nächsten. Ich darf jetzt nichts falsch machen. Ich werfe mich zur Seite, greife nach dem Türgriff und ziehe mich in den Wagen. Uriah packt mich am Arm, um mir Halt zu geben.

Der Zug wird schneller. Uriah und ich setzen uns und lehnen uns an die Waggonwand.

Ich schreie, um den Fahrtwind zu übertönen: »Wohin fahren wir?«

Uriah zuckt mit den Schultern. »Das hat Zeke mir nicht verraten.«

»Zeke?«

»Mein älterer Bruder.« Er zeigt auf einen Jungen, der am Eingang sitzt und die Beine aus dem Wagen baumeln lässt. Er ist klein und schlank, und er hat, abgesehen von seiner Hautfarbe, keinerlei Ähnlichkeit mit Uriah.

»Das wirst du auch nicht erfahren. Das verdirbt die Überraschung!«, ruft das Mädchen, das rechts von mir sitzt. Sie streckt die Hand aus. »Ich bin Shauna.«

Ich schüttle ihre Hand, aber ich drücke sie nicht fest genug und lasse viel zu schnell wieder los. Ich glaube nicht, dass ich jemals gut Hände schütteln kann.

Es kommt mir unnatürlich vor, die Hände eines Fremden zu ergreifen.

»Ich bin ...«, setze ich an, aber da fällt sie mir schon ins Wort.

»Ich weiß, wer du bist. Du bist die Stiff, von der Four erzählt hat.«

Meine Wangen beginnen zu glühen, ich kann nur hoffen, dass man es mir nicht ansieht. »Ach? Was hat er denn gesagt?«

Sie grinst mich an. »Nur dass du eine Stiff bist. Warum fragst du?«

»Wenn mein Ausbilder über mich redet«, sage ich leicht entrüstet, »dann will ich wissen, was er sagt.« Ich hoffe, meine Lüge klingt überzeugend. »Er kommt doch nicht etwa mit, oder?«

»Nein. Bei solchen Sachen macht er nicht mit«, antwortet Shauna. »Das reizt ihn vermutlich nicht mehr. Er fürchtet sich vor beinahe gar nichts, weißt du.«

Er kommt also nicht mit. Meine innere Spannung löst sich auf wie entweichende Luft aus einem Ballon. Ich versuche, nicht darauf zu achten, und nicke zustimmend. Ich weiß genau, dass Four kein Feigling ist. Aber ich weiß auch, wovor er sich fürchtet: vor der Höhe. Was auch immer wir machen werden, es muss etwas hoch oben sein, und dem will er aus dem Weg gehen. Wenn Shauna mit solcher Ehrfurcht von ihm spricht, dann weiß sie das sicherlich nicht.

»Kennst du ihn gut?« Ich bin zu neugierig, war es schon immer.

»Alle kennen Four«, sagt sie. »Wir haben die Initiation bei den Ferox gemeinsam gemacht. Ich war nicht gut beim Kämpfen, deshalb hat er jede Nacht, wenn die anderen schliefen, mit mir geübt.« Sie kratzt sich am Hinterkopf, ihre Miene wird plötzlich ernst. »Das war echt nett von ihm.«

Sie steht auf und stellt sich hinter die älteren Ferox, die an der Tür warten. Sofort ist ihr ernster Gesichtsausdruck wieder verschwunden, aber was sie gesagt hat, beschäftigt mich. Einerseits verwirrt mich die Vorstellung, dass Four »nett« gewesen sein soll, zugleich möchte ich ihr am liebsten eine reinhauen, aber ohne dass ich so genau wüsste, weshalb.

»Los geht's!«, ruft Shauna. Der Zug fährt nicht langsamer, aber sie springt

trotzdem aus dem Wagen. Die anderen folgen ihr, ein Strom von schwarz gekleideten, piercinggeschmückten Leuten, die allesamt älter sind als ich. Ich stelle mich neben Uriah an die Tür. Der Zug fährt heute viel schneller als sonst, aber in Gesellschaft all dieser erfahrenen Ferox darf ich nicht die Nerven verlieren. Also springe ich ab.

Ich treffe hart auf dem Boden auf und stolpere ein paar Schritte vorwärts, ehe ich mein Gleichgewicht wiederfinde.

Uriah und ich spurten mit den anderen Neulingen, von denen mich kaum einer beachtet, los, damit wir die Älteren einholen.

Im Laufen schaue ich mich um. Hinter uns hebt sich die Zentrale schwarz vor den Wolken ab, aber die Gebäude in der Nähe liegen dunkel und still da. Das heißt, wir sind nördlich der Brücke in den verlassenen Stadtteilen.

Wir biegen um eine Straßenecke und verteilen uns über die Michigan Avenue. Südlich der Brücke ist die Michigan Avenue eine geschäftige Straße, auf der es von Menschen nur so wimmelt, aber hier ist sie öde und verlassen.

Als ich hochblicke und die Gebäude mustere, weiß ich mit einem Mal, wo wir hinwollen: zum leer stehenden Hancock Building, dem höchsten Gebäude nördlich der Brücke, das von Weitem wie ein riesiger schwarzer Pfeiler mit vielen Querstreben aussieht.

Aber was sollen wir da? Doch nicht etwa hinaufklettern?

Als wir näher kommen, fangen die Älteren zu rennen an, und Uriah und ich rennen mit, um den Anschluss nicht zu verlieren. Sie rempeln sich gegenseitig mit den Ellbogen an, als sie durch mehrere Türen im Erdgeschoss drängeln. Das Glas einer der Türen ist zersplittert, sie besteht nur noch aus dem Türrahmen. Ich steige hindurch, statt sie zu öffnen, und folge den anderen in die düstere, ein wenig unheimliche Eingangshalle. Die Scherben unter meinen Füßen knirschen.

Ich rechne fast damit, dass wir die Treppen nehmen, aber wir bleiben vor den Aufzügen stehen.

»Funktionieren die Aufzüge?«, frage ich Uriah so leise wie möglich.

»Natürlich«, antwortet Zeke und verdreht die Augen. »Glaubst du, ich bin so blöd, hierherzukommen, ohne vorher die Notstromversorgung eingeschaltet zu haben?«

»Ja, das glaube ich«, antwortet Uriah.

Zeke wirft seinem Bruder einen bösen Blick zu, dann nimmt er ihn in den Schwitzkasten und fährt mit den Knöcheln über Uriahs Kopf. Zeke mag kleiner als Uriah sein, aber bestimmt ist er stärker oder wenigstens schneller. Uriah boxt ihm in die Seite und Zeke lässt ihn los.

Ich muss grinsen, als ich Uriahs zerzaustes Haar sehe, aber da gehen schon die Aufzugtüren auf. Wir steigen hinein, die Älteren in die eine Kabine, die Initianten in die andere. Ein glatzköpfiges Mädchen tritt mir auf die Füße, ohne sich zu entschuldigen. Ich fasse nach meinem Fuß und überlege, ob ich ihr ans Schienbein treten soll. Uriah betrachtet sein Spiegelbild in der Aufzugtür und streicht sich die Haare glatt.

»Welches Stockwerk?«, fragt das Mädchen mit der Glatze.

»Hundert«, antworte ich.

»Woher willst ausgerechnet du das wissen?«

»Lynn, komm schon, sei ein bisschen netter«, sagt Uriah.

»Wir sind zusammen mit anderen Ferox in einem verlassenen hundertstöckigen Gebäude«, kontere ich. »Da kann man sich das doch denken.«

Sie sagt kein Wort, aber sie drückt mit dem Daumen den richtigen Knopf.

Der Aufzug saust mit solcher Schnelligkeit nach oben, dass sich mein Magen zusammenzieht und es in meinen Ohren knackt. Wir sind im zwanzigsten, dreißigsten Stockwerk – Uriahs Haare sind endlich glatt. Fünfzig, sechzig – meine Zehen tun nicht mehr weh. Achtundneunzig, neunundneunzig, hundert – der Aufzug bleibt stehen. Ich bin froh, dass wir nicht die Treppen genommen haben.

»Ich frage mich, wie wir hinaus aufs Dach kommen ...« Uriah verstummt.

Ein heftiger Wind schlägt uns entgegen und bläst mir die Haare ins Gesicht. In

der Decke des hundertsten Stockwerks klafft ein großes Loch. Zeke lehnt eine Aluminiumleiter daran und klettert hinauf. Die Leiter knarrt und schwankt unter seinen Füßen, aber er klettert weiter und pfeift dabei. Auf dem Dach angekommen, dreht er sich um und hält die Leiter von oben für den Nächsten fest.

Einen Moment lang frage ich mich, ob dies ein Selbstmordkommando ist, getarnt als Spiel.

Aber es ist nicht das erste Mal seit der Zeremonie der Bestimmung, dass ich mir diese Frage stelle.

Ich steige hinter Uriah die Leiter hoch und denke daran zurück, wie ich die Speichen des Riesenrads hochgeklettert bin und Four mir auf den Fersen folgte. Ich denke daran, wie er die Finger auf meine Hüften legt, wie er mich vor dem Herabstürzen rettet ... und trete fast neben eine Leitersprosse. Echt dämlich.

Ich beiße mir auf die Lippe, und dann habe ich es endlich bis nach oben geschafft und stehe auf dem Dach des Hancock Building.

Der Wind pfeift so stark, dass ich nichts anderes höre oder fühle. Ich muss mich an Uriah anlehnen, um nicht umgerissen zu werden. Unter uns erstreckt sich die Sumpflandschaft, riesig, braun, überall, sie reicht bis an den Horizont, nirgendwo ein Zeichen von Leben. In der anderen Richtung liegt die Stadt, und in mancher Hinsicht ist sie ähnlich leblos, und auch ihre Grenzen kenne ich nicht.

Uriah deutet auf etwas. An einem Pfeiler auf dem Dach des Gebäudes ist ein Stahlseil angebracht, so dick wie mein Unterarm. Am Boden liegt ein Bündel schwarzer Schlaufen aus festem Stoff, groß genug, dass sich ein Mensch hineinsetzen kann. Zeke nimmt eine dieser Schlaufen und befestigt sie an einer Rolle am Stahlseil.

Das Seil wiederum führt über den Gebäudekomplex hinweg bis zum Lake Shore Drive. Ob es irgendwo dort an der Uferstraße endet, weiß ich nicht. Aber eines weiß ich: Wenn ich hier mitmache, dann werde ich es erfahren.

Wir sollen uns allen Ernstes aus tausend Fuß Höhe mit einer Schlaufe an einem Stahlseil abseilen.

»Oh mein Gott«, stöhnt Uriah.

Ich kann nur nicken.

Shauna ist die Erste, die in die Schlinge steigt. Sie rutscht bäuchlings so weit nach vorn, bis sie fast ganz in dem schwarzen Tuch hängt. Dann legt Zeke einen Gurt um Schultern, Taille und Oberschenkel. Mitsamt der Schlinge zieht er sie bis an die Dachkante und zählt dann von fünf rückwärts. Shauna streckt den Daumen hoch, da versetzt ihr Zeke einen Stoß und sie verschwindet im Nichts.

Lynn schnappt sichtbar nach Luft, als Shauna mit dem Kopf voran steil nach unten saust. Ich drängle mich an ihr vorbei, um besser sehen zu können. Shauna hängt sicher in der Schlinge, und dann ist sie zu weit weg, um noch etwas erkennen zu können, sie ist nur noch ein kleiner schwarzer Punkt über dem Lake Shore Drive.

Die älteren Ferox johlen und recken die Fäuste und stellen sich hintereinander an, manche schieben den Vordermann weg, um sich vorzudrängeln. Irgendwie bin ich von den Anfängern in der Schlange die Erste, gleich vor Uriah.

Nur noch sieben Leute, denke ich nervös. Und zugleich seufze ich innerlich, *noch sieben Leute, bis ich endlich dran bin?* Es ist eine merkwürdige Mischung aus Angst und Ungeduld, die ich bislang nicht kannte.

Der Nächste, ein jugendlich aussehender Typ mit schulterlangen Haaren, legt sich mit dem Rücken statt mit der Brust in die Schlinge. Als Zeke ihn anstößt, breitet er die Arme weit aus.

Keiner der Ferox scheint sich auch nur die geringsten Sorgen zu machen. Sie tun alle so, als hätten sie das schon tausendmal getan, und vielleicht stimmt es ja sogar. Aber ein Blick über die Schulter verrät mir, dass die meisten Anfänger blass oder ängstlich aussehen, auch wenn sie erwartungsvoll miteinander tuscheln.

Was passiert im Verlauf der Initiation, dass sich Angst in eine solche

Begeisterung verwandelt? Oder können die Älteren ihre Angst nur besser kaschieren?

Drei sind noch vor mir. Wieder eine Schlaufe, ein Ferox steigt mit den Füßen voran hinein und kreuzt die Arme über der Brust. Zwei noch. Ein großer, kräftiger Junge hüpfte auf und ab wie ein kleines Kind, ehe er in die Schlinge steigt und kreischend in der Tiefe verschwindet, woraufhin das Mädchen vor mir laut loslacht.

Jetzt ist es nur noch eine.

Sie steigt kopfüber in die Schlinge und streckt die Arme vor, während Zeke die Gurte anlegt.

Und dann bin ich an der Reihe.

Ich fange an zu zittern, als Zeke die Schlaufe an das Stahlseil hängt. Ich will hineinsteigen, aber ich schaffe es nicht, so stark beben meine Hände.

»Keine Angst«, raunt mir Zeke ins Ohr. Er nimmt meinen Arm und hilft mir beim Einsteigen.

Der Gurt wird um meinen Bauch geschnallt und Zeke zieht mich nach vorn zur Dachkante. Mein Blick gleitet an den Stahlstreben und den schwarzen Fenstern hinunter bis zu dem rissigen Gehweg. Was ich hier mache, ist komplett verrückt. Und genauso verrückt ist es, dass ich das Gefühl, wie mein Herz gegen mein Brustbein pocht und meine Hände schweißnass werden, auch noch genieße.

»Fertig, Stiff?«, fragt Zeke feixend. »Ich muss sagen, ich bin beeindruckt, dass du jetzt nicht schreist oder heulst.«

»Ich hab's dir doch gesagt«, mischt sich Uriah ein. »Sie ist eine Ferox durch und durch. Jetzt mach schon.«

»Vorsichtig, Bruder, sonst vergesse ich womöglich, deine Gurte festzuziehen«, antwortet Zeke und schlägt sich auf die Schenkel. »Und dann, *klatsch!*«

»Ja, ja, schon gut«, erwidert Uriah. »Und dann würde dich Mutter bei lebendigem Leib rösten.«

Zu hören, wie sie über ihre Mutter, über ihr intaktes Familienleben reden, versetzt mir einen Stich.

»Nur wenn sie es herausfindet.« Zeke zieht an der Rolle, durch die das Stahlseil verläuft. Zum Glück ist das Seil sehr stark, denn wenn es reißen würde, wäre ich in Sekundenschnelle mausetot. Er sieht mich an und sagt: »Auf die Plätze, fertig, 1...«

Noch ehe er richtig »los« gesagt hat, lässt er die Schlaufe los, und ich denke nicht mehr an ihn, nicht mehr an Uriah und meine Familie und an all das, was nicht funktionieren und meinen Tod bedeuten könnte. Ich höre Metall auf Metall knirschen und spüre den beißenden Wind, dass mir die Tränen in die Augen schießen, während ich nach unten rase.

Ich habe das Gefühl, schwerelos zu sein. Das Marschland vor mir sieht unermesslich groß aus, die braune Fläche erstreckt sich so weit, dass ich nicht einmal aus dieser Höhe sehe, wo es aufhört. Die Luft ist kalt, sie pfeift so heftig, dass mein Gesicht zu stechen beginnt. Ich werde immer schneller, ich will vor Begeisterung schreien, doch daran hindert mich der Wind, kaum dass ich den Mund aufmache.

Fest und sicher in den Gurten hängend, strecke ich die Arme zur Seite und bilde mir ein zu fliegen. Ich rase auf die Straße zu, die rissig und ausgebessert ist und sich am Rande des Marschlands entlangzieht. Von hier oben aus kann ich mir vorstellen, wie es ausgesehen hat, als dort noch ein See war, ein bisschen wie flüssiger Stahl, in dem sich die Farbe des Himmels widerspiegelt.

Mein Herz klopft so wild, dass es wehtut. Ich kann nicht schreien und nicht atmen, aber ich spüre alles, jede Ader, jede Faser, jeder Knochen, jeder Nerv, alles vibriert, mein Körper ist wie elektrisch aufgeladen. Ich bin vollgepumpt mit Adrenalin.

Der Boden wird größer, er rast auf mich zu, ich sehe winzige Menschen unten auf der Straße stehen. Eigentlich müsste ich schreien, wie es jeder vernünftige Mensch tun würde, aber als ich den Mund aufmache, kommt nur ein

überschwängliches Krächzen heraus. Ich schreie lauter, und die Menschen unten recken die Fäuste und rufen zurück, aber sie sind so weit weg, dass ich sie kaum höre.

Unter mir verschwimmt alles in Grau und Weiß und Schwarz, Glas, Straßenpflaster, Stahl. Windranken, geschmeidig wie zarte Strähnen, schlingen sich um meine Finger und biegen meine Arme nach hinten. Ich will die Arme an die Brust ziehen, aber mir fehlt die Kraft dazu. Die Welt unter mir wird größer und größer.

Mindestens eine weitere Minute fliege ich wie ein Vogel auf gleicher Höhe über die Erde hinweg.

Als ich schließlich langsamer werde, fahre ich mir mit den Fingern durchs Haar. Der Wind hat es so zerzaust, dass es verknotet ist. Ich hänge ungefähr zwanzig Fuß über dem Boden, aber diese Höhe kommt mir jetzt ganz unbedeutend vor. Ich greife hinter mich und nestle an den Gurten herum. Meine Finger zittern, aber es gelingt mir trotzdem, die Gurte zu lockern. Unter mir hat sich eine Schar Ferox versammelt. Sie fassen sich gegenseitig an den Händen und spannen ein Netz aus Armen.

Wenn ich wieder sicheren Boden unter den Füßen haben will, muss ich darauf vertrauen, dass sie mich auffangen. Das schaffe ich nur, wenn ich mir eingestehe, dass sie jetzt meine Leute sind und ich zu ihnen gehöre. Und das erfordert mehr Mut, als an einer Seilrutsche in die Tiefe zu gleiten.

Ich winde mich aus der Schlinge und lasse mich fallen. Ich schlage hart auf. Handgelenke und Unterarme bohren sich in meinen Rücken, dann fassen Hände mich an den Armen und stellen mich auf die Beine. Ich weiß nicht, wessen Hände mich halten und wessen Hände nicht. Ich sehe die Leute grinsen und lachen.

»Und? Was sagst du jetzt?«, fragt Shauna und klopft mir auf die Schulter.

»Hm ...« Die Ferox schauen mich an. Sie alle sehen genauso durchgerüttelt aus, wie ich mich fühle, der Adrenalinkick spiegelt sich noch in ihren Blicken

und ihre Haare sind zerzaust. Jetzt weiß ich, warum mein Vater die Ferox immer als eine Bande von Verrückten bezeichnet hat. Er hat diese besondere Form des Zusammenhalts nicht verstanden – *konnte* ihn nicht verstehen –, der sich nur einstellt, wenn man gemeinsam sein Leben riskiert hat.

»Wann kann ich wieder rauf?« Ich grinse so breit, dass man meine Zähne sieht, und als sie lachen, lache ich mit. Ich denke daran, wie wir bei den Altruan die Treppen hinaufgestiegen sind, unsere Füße im Gleichtakt, einer wie der andere. Das hier ist etwas ganz anderes. Wir sind nicht einer wie der andere und doch sind wir eins.

Ich blicke zum Hancock Building hinüber, das jetzt so weit weg ist, dass ich die Leute auf dem Dach nicht sehen kann.

»Schaut! Da kommt er!«, ruft jemand und zeigt über meine Schulter. Ich folge der Richtung, in die der ausgestreckte Finger zeigt, zu einem kleinen, dunklen Flecken, der an dem Stahlseil entlangrutscht. Ein paar Sekunden später höre ich einen schrillen Schrei.

»Ich wette, er heult vor Angst.«

»Zekes Bruder und heulen? Niemals. Er würde sich eine Tracht Prügel einhandeln.«

»Er schlägt mit den Armen um sich!«

»Klingt, als ob man eine Katze würgt«, sage ich und alle lachen. Ich schäme mich ein bisschen, weil ich mich ausgerechnet jetzt über Uriah lustig mache, wo er mich nicht hören kann, aber ich hätte das Gleiche gesagt, wenn er neben mir stünde. Hoffe ich jedenfalls.

Als Uriah endlich angekommen ist, begleite ich die Ferox, die ihn in Empfang nehmen. Wir stellen uns unter ihm auf und strecken die Arme aus. Shauna fasst mit der Hand unter meinen Ellbogen. Ich fasse einen anderen Arm – ich weiß nicht, wessen Arm es ist, es sind so viele, die ineinander verschränkt sind – und blicke zu Uriah hoch.

»Jetzt können wir dich nicht mehr Stiff nennen, so viel steht fest«, sagt Shauna.

Sie nickt mir zu. »Hi, Tris.«

Ich rieche noch immer nach frischem Wind, als ich am Abend in die Cafeteria gehe. Sofort werde ich von einer Schar Ferox umringt und ich komme mir wie eine von ihnen vor. Dann verläuft sich die Menge, und ich gehe zu dem Tisch, an dem Christina, Al und Will sitzen und mich angaffen.

Als ich Uriahs Einladung angenommen habe, habe ich überhaupt nicht an sie gedacht. In gewisser Weise ist es befriedigend, ihre verblüfften Gesichter zu sehen. Aber ich will nicht, dass sie sich über mich ärgern.

»Wo bist du gewesen?«, fragt Christina. »Was hast du mit denen zu schaffen?«

»Erinnerst du dich an Uriah? Der Ferox-Anfänger, der bei *Capture the Flag* in unserer Mannschaft war? Er ist mit einigen älteren Ferox losgezogen und hat sie gebeten, mich mitzunehmen. Sie wollten mich eigentlich gar nicht dabeihaben. Ein Mädchen, Lynn, ist mir sogar auf den Fuß getreten.«

»Mag sein, dass sie dich anfangs nicht dabeihaben wollten«, sagt Will leise, »aber jetzt scheinen sie dich zu mögen.«

»Stimmt.« Ich kann es nicht abstreiten. »Aber ich bin froh, dass ich wieder hier bin.«

Hoffentlich merken sie nicht, dass ich lüge, aber ich vermute, sie merken es doch. Auf dem Weg hierher habe ich mein Spiegelbild in einem Fenster gesehen. Meine Wangen glühten, meine Augen leuchteten und mein Haar war zerzaust. Ich sah aus, als hätte ich gerade etwas Fantastisches erlebt.

»Tja, du hast verpasst, wie Christina fast einen Ken verprügelt hätte«, sagt Al eifrig. Man kann sich darauf verlassen, dass er immer alle angespannten Situationen entschärft. »Der Kerl war hier und erkundigte sich, was wir von der Führung der Altruans halten, woraufhin Christina ihm zu verstehen gab, dass er sich um wichtigere Dinge kümmern solle.«

»Womit sie voll und ganz recht hat«, fügt Will hinzu. »Und das hat ihm nicht gepasst. Was ein großer Fehler war.«

»Ein Riesenfehler«, sage ich und nicke. Wenn ich nur lange genug lächle, dann vergessen sie vielleicht ihre Eifersucht oder ihre Verletztheit oder was immer es ist, was sich hinter Christinas Stirn zusammenbraut.

»Ja«, sagt sie, »während du weg warst und dich vergnügt hast, habe ich die Drecksarbeit gemacht und deine frühere Fraktion verteidigt und mich dann auch noch als Streitschlichter betätigt ...«

»Komm schon, wenn du ehrlich bist, musst du zugeben, es hat dir Spaß gemacht.« Will versetzt ihr einen Stoß. »Wenn du es nicht erzählst, dann werde ich es tun. Er stand ...«

Will legt mit seiner Geschichte los, und ich nicke immerzu, als lauschte ich aufmerksam seinen Worten, während ich daran zurückdenke, wie ich vom Hancock Building hinuntergeschaut und mir das braune Sumpfland in seiner früheren Pracht als großen See vorgestellt habe. Ich blicke an Will vorbei auf die Ferox, die sich jetzt gerade gegenseitig mit Essen bewerfen.

Zum allerersten Mal bin ich ganz begierig darauf, eine von ihnen zu werden.

Und um das zu erreichen, muss ich nur die nächste Phase der Initiation überleben.

18. Kapitel

Offenbar gehört zum zweiten Teil der Initiation, dass man zusammen mit den anderen Anfängern in einem dunklen Gang hockt und sich fragt, was hinter einer verschlossenen Tür vor sich geht.

Mir gegenüber sitzt Uriah, links neben ihm Marlene, rechts Lynn. Bisher waren Ferox-Initianten und Fraktionswechsler voneinander getrennt, aber von jetzt an werden wir gemeinsam trainieren. Das hat uns Four gesagt, ehe er hinter der Tür verschwand.

»Also«, sagt Lynn und lässt die Füße über den Boden schleifen, »wer von euch war Erster?«

Zuerst herrscht Schweigen, dann räuspert sich Peter und sagt: »Ich.«

»Jede Wette, dass ich es mit dir aufnehmen kann«, sagt Lynn und dreht mit den Fingerspitzen an dem Ring an ihren Augenbrauen. »Ich bin Zweite, aber ich wette, jeder von uns könnte es mit einem von euch Fraktionswechslern aufnehmen.«

Ich muss beinahe lachen. Wenn ich noch bei den Altruan wäre, würde ich ihre Bemerkung unhöflich und unangemessen finden, aber bei den Ferox sind solche Provokationen nichts Ungewöhnliches. Im Grunde habe ich nichts anderes erwartet.

»Da wäre ich mir an deiner Stelle nicht so sicher«, entgegnet Peter mit blitzenden Augen. »Und wer war bei euch der Erste?«

»Uriah«, sagt sie. »Und ich bin mir meiner Sache sehr sicher. Ist dir eigentlich klar, wie viele Jahre wir uns auf das hier vorbereitet haben?«

Falls sie vorhatte, uns einzuschüchtern, dann ist ihr das gelungen. Mir wird mit einem Mal ganz kalt.

Ehe Peter etwas antworten kann, öffnet Four die Tür und ruft: »Lynn.« Er winkt sie zu sich, und sie geht den Gang entlang, in dem blauen Licht leuchtet

ihr kahl geschorener Kopf.

»Also, du bist Erster«, sagt Will zu Uriah.

Uriah zuckt die Schultern. »Ja. Und?«

»Und du meinst nicht, dass es ein bisschen unfair ist, dass du dich dein ganzes Leben lang auf diese Tests vorbereiten konntest, während wir das alles in wenigen Wochen lernen sollen?«, sagt Will und blickt Uriah mit zusammengekniffenen Augen an.

»Wieso denn? Zugegeben, im ersten Teil ging es um körperliche Geschicklichkeit, aber auf den zweiten kann sich niemand vorbereiten«, erwidert Uriah. »Wenigstens hat man mir das so gesagt.«

Keiner antwortet etwas darauf. Schweigend sitzen wir die nächsten zwanzig Minuten da. Ich blicke andauernd auf meine Uhr.

Dann geht die Tür wieder auf und Four ruft den Nächsten auf.

»Peter.«

Jede Minute, die verrinnt, strapaziert meine Nerven wie raues Sandpapier. Allmählich werden wir weniger, jetzt sind nur noch Uriah, Drew und ich übrig. Drew wackelt nervös mit den Beinen und Uriah trommelt mit den Fingern auf die Knie. Ich bemühe mich, ganz still zu sitzen. Aus dem Zimmer am Ende des Gangs höre ich nur ein leises Murmeln, und ich vermute, das ist wieder eines dieser Spielchen, die sie so gern mit uns treiben, um uns bei jeder Gelegenheit Angst einzujagen.

Schließlich kommen auch Uriah und Drew dran, und nach einer gefühlten Ewigkeit geht die Tür auf und Four winkt mich zu sich. »Komm, Tris.«

Ich stehe auf. Mein Rücken ist steif, weil ich mich so lange an die Wand gelehnt habe. Four fasst mich an der Schulter und führt mich in den Raum, dann schließt er die Tür. Als ich sehe, was dort ist, weiche ich unwillkürlich zurück und pralle gegen ihn.

In dem Zimmer steht ein Metallstuhl, der mich sofort an den Eignungstest erinnert. Daneben ist ein Apparat aufgebaut, der mir ebenfalls bekannt

vorkommt. In dem Raum gibt es keine Spiegel und nur wenig Licht. Auf einem Tisch in der Ecke steht ein Computermonitor.

»Setz dich.« Four packt mich an den Armen und schiebt mich weiter.

»Was ist das für eine Simulation?« Ich gebe mir Mühe, dass meine Stimme nicht zittert, allerdings ohne großen Erfolg.

»Hast du schon mal den Ausspruch gehört: *Blicke deinen Ängsten ins Auge?*«, fragt er. »Wir nehmen das wörtlich. In dieser Simulation wirst du lernen, wie man seine Gefühle in einer Furcht einflößenden Lage kontrolliert.«

Mit zittriger Hand streiche ich über meine Stirn. Simulationen sind nicht die Wirklichkeit und dementsprechend keine echte Gefahr, also brauche ich mich logischerweise nicht vor ihnen zu fürchten. Aber meine Angst kommt ganz tief aus dem Bauch, und ich muss meine ganze Willenskraft aufbieten, um zum Stuhl zu gehen, mich hinzusetzen und meinen Kopf auf die Kopfstütze zu legen. Die Kälte des Metalls dringt durch meine Kleider.

»Hast du jemals die Eignungstests durchgeführt?«, frage ich ihn. Er scheint das zu können.

»Nein. Ich gehe den Stiff möglichst aus dem Weg.«

Ich weiß nicht, weshalb man den Altruan aus dem Weg gehen müsste. Den Ferox oder den Candor vielleicht, denn Tapferkeit und Aufrichtigkeit lassen Menschen bisweilen merkwürdige Dinge tun, aber den Altruan?

»Warum?«

»Erwartest du ernsthaft eine Antwort darauf?«

»Warum machst du solche Andeutungen, wenn du nicht danach gefragt werden willst?«

Er fährt mit den Fingern an meinem Hals entlang und ich verkrampfe mich sofort. Eine zärtliche Geste? Nein – er muss mein Haar zur Seite streifen. Er klopft auf etwas, und ich drehe den Kopf, um zu sehen, was es ist. Four hält eine Spritze mit einer langen Injektionsnadel in der Hand, sein Daumen liegt auf dem Drücker. Die Flüssigkeit in der Spritze ist orange.

»Eine Injektion?« Mein Mund wird trocken. Spritzen machen mir sonst nichts aus, aber diese Nadel ist riesig.

»Wir führen hier eine ausgefeiltere Version der Simulation durch«, sagt er. »Ein anderes Serum und ohne dass du an Kabel oder Elektroden angeschlossen wirst.«

»Und wie funktioniert das so ganz ohne Kabel?«

»*Ich* bin sehr wohl angeschlossen. Auf diese Weise kann ich sehen, was vor sich geht«, sagt er. »Was dich betrifft: In dem Serum ist ein winziger Sender, der die Daten an den Computer weiterleitet.«

Er dreht meinen Arm zur Seite und drückt die Nadelspitze in die zarte Haut seitlich am Hals. Ein brennender Schmerz lässt mich zusammenzucken und ich versuche, mich ganz auf seinen ruhigen Gesichtsausdruck zu konzentrieren.

»Die Wirkung des Serums setzt in sechzig Sekunden ein. Diese Simulation ist anders als beim Eignungstest«, erklärt er. »Zusätzlich zu dem Sender, der in dem Serum enthalten ist, regt es die Amygdala an. Das ist der Teil des Gehirns, der unangenehme Gefühle wie zum Beispiel Angst verarbeitet und Halluzinationen hervorruft. Die elektrischen Ströme in deinem Gehirn werden auf den Computer übertragen, der deine Halluzinationen in ein bewegtes Bild verwandelt, das ich am Bildschirm sehen kann. Diese Aufzeichnung werde ich an unsere Ferox-Administratoren weiterleiten. Du verbleibst in dem Halluzinationszustand, bis du dich beruhigt hast – das heißt, bis deine Pulsfrequenz zurückgeht und du deine Atmung wieder kontrollieren kannst.«

Ich will seinen Ausführungen folgen, aber meine Gedanken spielen verrückt. Ich spüre die unverwechselbaren Anzeichen von Angst: nasse Hände, rasender Puls, Druck auf der Brust, trockener Mund, Knoten im Hals, Atemnot. Er legt die Hände rechts und links an meinen Kopf und beugt sich über mich.

»Sei tapfer, Tris«, flüstert er. »Das erste Mal ist immer am schwersten.«

Seine Augen sind das Letzte, was ich sehe.

Ich stehe in einem Feld, dürres Gras reicht mir bis zur Hüfte. Die Luft riecht nach Rauch und sticht mir in die Nase. Der Himmel über mir ist gelbgrün, es

sieht eklig aus, und wenn ich hinschaue, wird mir ganz flau im Magen.

Ich höre ein Rascheln. Es klingt, als blättere der Wind die Seiten eines Buches um, aber hier ist kein Wind. Abgesehen von dem Rascheln ist kein Laut zu hören. Die Luft steht, sie ist nicht warm und nicht kalt – eigentlich kommt sie mir gar nicht wie Luft vor, aber ich kann atmen.

Ein Schatten huscht über mich hinweg und etwas setzt sich auf meine Schulter. Ich spüre das Gewicht und das Kitzeln von Federn. Ich schüttle die Arme, um es abzustreifen, ich schlage mit den Händen danach und fühle etwas Weiches, Zartes. Eine Feder. Ich blicke zur Seite. Ein schwarzer Vogel, so groß wie mein Unterarm. Er dreht den Kopf und starrt mich aus einem runden, glänzenden Auge an.

Eine Krähe.

Ich beiße die Zähne zusammen und schlage erneut mit einer Hand nach der Krähe. Sie vergräbt den Kopf in den Federn und bewegt sich nicht. Ich schreie, mehr aus Wut als aus Schmerz, und schlage mit beiden Händen auf die Krähe ein, aber sie rührt sich nicht von der Stelle und starrt mich aus einem Auge an. Ihre Federn glänzen in dem fahlen Licht. Donner grollt, und ich höre, wie der Regen auf den Boden prasselt, aber kein Tropfen geht auf mich nieder.

Der Himmel verdunkelt sich, als schiebe sich eine Wolke vor die Sonne. Ich blicke nach oben. Eine Horde von Krähen kommt auf mich zu, eine Armee aus gespreizten Krallen und aufgerissenen Schnäbeln. Sie krächzen, die Luft ist erfüllt von ihrem Gekreische. Wie ein Geschwader stürzen sie auf mich herunter, Hunderte kugelrunde schwarze Augen blitzen.

Ich will weglaufen, doch meine Füße sind wie angewurzelt und verweigern jede Bewegung, genau wie die Krähe auf meiner Schulter. Ich schreie, als die Vögel mich umflattern, als Federn um meine Ohren schlagen, Schnäbel nach meinen Schultern hacken, Krallen sich in meine Kleider bohren. Ich schreie, bis mir die Tränen in die Augen schießen. Ich schlage um mich, meine Hände klatschen hart gegen ihre Körper, aber es nützt nichts, es sind zu viele, und ich bin allein.

Sie picken an meinen Fingern und stürzen sich immer wieder aufs Neue auf mich, Flügel streifen meinen Nacken, Klauen reißen an meinen Haaren.

Ich drehe und winde mich, stürze zu Boden, halte die Arme schützend über meinen Kopf. Sie krächzen mich an. Ich spüre eine Zappelbewegung im Gras, eine Krähe zwingt sich unter meinem Arm hindurch. Ich mache die Augen auf und sie pickt mir ins Gesicht, ihr Schnabel trifft mich an der Nase. Blut tropft ins Gras, und ich schluchze, schlage mit der flachen Hand nach ihr, aber nun windet sich eine andere Krähe unter meinem anderen Arm hindurch und ihre Klauen klammern sich an meiner Brust fest.

Ich fange an zu schreien, zu weinen.

»Hilfe!«, heule ich. »Hilfe!«

Die Krähen flattern noch wilder, es dröhnt laut in meinen Ohren. Mir tut alles weh, sie sind überall, ich kann keinen Gedanken mehr fassen, ich kann nicht mehr atmen. Ich ringe nach Luft und mein Mund ist voller Federn, die Federn stecken mir im Hals, in meiner Lunge, verstopfen sogar meine Adern.

»Hilfe«, schluchze ich halb besinnungslos. Ich sterbe, ich sterbe, ich sterbe.

Meine Haut brennt und ich blute und das Krächzen ist so laut, dass es in meinen Ohren hallt, aber ich sterbe *nicht*. Ich erinnere mich daran, dass dies alles nicht wirklich ist, obwohl es mir so vorkommt, es kommt mir so schrecklich wirklich vor.

Sei tapfer. Ich rufe mir Fours Stimme ins Gedächtnis. Ich schreie nach ihm, atme Federn ein und atme einen Hilferuf aus. Aber es kommt keine Hilfe, ich bin allein. *Du verbleibst in dem Halluzinationszustand, bis du dich beruhigt hast,* höre ich seine Stimme, und ich huste und mein Gesicht ist tränennass, und wieder hat sich eine Krähe unter meinem Arm hindurchgewunden und ich spüre ihren scharfen Schnabel an meinem Mund. Das Tier zwingt meine Lippen auseinander und kratzt an meinen Zähnen. Dann steckt es den Kopf in meinen Mund und ich beiße fest zu. Ich habe einen widerlichen Geschmack im Mund, spucke aus und beiße die Zähne fest aufeinander, damit nichts mehr in meinen

Mund gelangen kann, doch jetzt macht sich eine vierte Krähe an meinem Fuß zu schaffen, und eine fünfte pickt mich in die Rippen.

Beruhige dich. Ich kann nicht, ich kann nicht. Mein Kopf dröhnt.

Atme. Ich halte meinen Mund fest geschlossen und atme durch die Nase. Ich bin schon Stunden allein auf diesem Feld. Tage. Ich atme durch die Nase aus. Mein Herz klopft wie wild. Ich muss mich beruhigen. Ich atme wieder und Tränen strömen über mein Gesicht.

Laut schluchzend zwingen ich mich dazu, mich ins Gras zu legen. Es kitzelt auf meiner Haut. Ich breite die Arme aus und atme tief ein und aus. Krähen ziehen und zupfen an mir, kriechen unter mich, und ich lasse es zu. Ich lasse sie mit den Flügeln schlagen, lasse sie krächzen und picken und stochern, entspanne einen Muskel nach dem anderen, finde mich damit ab, dass ich bald ein zerpfückter Kadaver sein werde.

Der Schmerz ist überwältigend.

Ich öffne die Augen – und sitze wieder auf dem Metallstuhl.

Laut schreiend schlage ich mir Arme, Kopf und Beine an, weil ich die Vögel vertreiben will, aber sie sind weg, obwohl ich immer noch die Federn spüre, die über meinen Nacken streifen, und die Krallen, die sich in meine Schulter bohren, und meine Haut, die wie Feuer brennt. Aufstöhnend ziehe ich die Knie an und berge den Kopf zwischen ihnen.

Eine Hand berührt mich an der Schulter.

Ich schlage danach und treffe etwas Festes, zugleich Weiches. »Rühr mich nicht an!«

»Es ist vorbei«, sagt Four.

Seine Hand streicht mir unbeholfen übers Haar. Die Geste erinnert mich daran, wie mein Vater mir übers Haar strich, wenn er mir einen Gutenachtkuss gab, oder wie meine Mutter mein Haar berührte, wenn sie es mit der Schere schnitt, aber ich weiß, dass es keiner von beiden ist. Ich streiche mit den Handflächen über meine Arme, immer noch begierig, die Federn abzustreifen,

obwohl ich weiß, dass da gar keine sind.

»Tris.«

Ich wiege meinen Oberkörper vor und zurück.

»Tris, ich bringe dich in den Schlafsaal zurück, okay?«

»Nein!« Ich sehe ihn an, obwohl meine Augen voller Tränen sind und er vor mir verschwimmt. »Die anderen dürfen mich nicht so sehen ... nicht in diesem Zustand ...«

»Beruhige dich«, sagt er und verzieht das Gesicht. »Ich bringe dich zur Hintertür hinaus.«

»Du ... du brauchst mich nicht ...«, stammle ich und schüttele den Kopf. Ich bin zittrig und fühle mich schwach, ich weiß nicht, ob ich aufrecht stehen kann, aber ich muss es zumindest versuchen. Ich darf nicht die Einzige sein, die man in den Schlafsaal zurückbringen muss. Selbst wenn mich unterwegs niemand sieht, sie werden es irgendwie herausfinden, sie werden über mich herziehen ...

»Red nicht solchen Unsinn.«

Er packt mich am Arm und zerrt mich vom Stuhl hoch. Ich blinzele die Tränen weg, wische mir mit dem Handrücken über die Wangen und lasse es zu, dass er mich zur Hintertür führt.

Schweigend gehen wir den Gang entlang. Wir sind noch ein gutes Stück vom Schlafsaal entfernt, als ich mich aus seinem Griff befreie und stehen bleibe.

»Warum hast du das mit mir gemacht?«, frage ich ihn vorwurfsvoll. »Was für einen Sinn soll das haben? Ich wusste nicht, dass ich mich für wochenlange Quälereien entschied, als ich die Ferox wählte!«

»Hast du geglaubt, es sei einfach, seine Feigheit zu überwinden?«, fragt er ruhig.

»Das hatte nichts mit dem Überwinden von Feigheit zu tun. Wie man sich im wirklichen Leben verhält, das hat etwas mit Feigheit zu tun, aber im wirklichen Leben werde ich nicht von Krähen zu Tode gepickt!« Ich schlage die Hände vors Gesicht und fange an zu weinen.

Er sagt kein Wort, er steht einfach da und lässt mich weinen. Schon nach kurzer Zeit versiegen die Tränen und ich wische mein Gesicht trocken.

»Ich will nach Hause!«, sage ich tonlos.

Aber mein Zuhause gibt es für mich nicht mehr. Ich habe nur noch die Wahl zwischen den Ferox und den Elendsvierteln der Fraktionslosen.

Sein Blick ist nicht mitfühlend, er schaut mich einfach nur an. In dem düsteren Licht des Korridors sind seine Augen schwarz und sein Mund ist ein schmaler Strich.

»Wie man trotz großer Angst klar denkt, ist eine Lektion, die jeder, sogar deine Stiff-Familie, lernen muss«, erwidert er. »Und genau das versuchen wir dir beizubringen. Wenn du das nicht willst, dann sieh zu, dass du schleunigst von hier verschwindest, denn dann können wir dich nicht gebrauchen.«

»Ich *versuche* es ja.« Meine Unterlippe zittert. »Aber ich habe versagt. Ich versage immer.«

Er seufzt. »Wie lange, glaubst du, hat die Halluzination gedauert, Tris?«

»Keine Ahnung.« Ich schüttele den Kopf. »Vielleicht eine halbe Stunde?«

»Drei Minuten«, antwortet er. »Du warst dreimal so schnell wie die anderen. Was immer du auch sein magst, eine Versagerin bist du nicht.«

Drei Minuten?

Er lächelt ein bisschen. »Morgen wirst du noch besser sein. Du wirst schon sehen.«

»Morgen?«

Er legt mir die Hand auf den Rücken und führt mich zum Schlafsaal zurück. Durch mein T-Shirt fühle ich seine Fingerspitzen. Ihr sanfter Druck lässt mich einen Augenblick lang die Vögel vergessen.

»Was hast du in deiner ersten Halluzination gesehen?«, frage ich und schaue ihn dabei an.

»Es war ein Wer und kein Was«, sagt er achselzuckend. »Ist nicht weiter wichtig.«

»Und hast du diese Angst inzwischen überwunden?«

»Noch nicht ganz.« Wir sind an der Tür des Schlafsaals angelangt. Er lehnt sich an die Wand und vergräbt die Hände in den Hosentaschen. »Vielleicht gelingt mir das nie.«

»Die Ängste verschwinden also nicht?«

»Manche verschwinden, manche werden durch neue Ängste ersetzt.« Er hakt seine Daumen in die Gürtelschlaufen. »Aber es geht nicht darum, all seine Ängste loszuwerden. Das ist unmöglich. Es geht darum zu lernen, seine Ängste zu beherrschen und sich von ihnen unabhängig zu machen. *Das* ist der springende Punkt.«

Ich nicke. Bisher habe ich immer gedacht, die Ferox hätten vor nichts Angst. So kommen sie einem jedenfalls vor. Aber vielleicht war das, was ich für Furchtlosigkeit hielt, in Wahrheit eine kontrollierte Furcht.

»Wie auch immer, deine Ängste sind selten das, als was sie dir in den Simulationen erscheinen«, erklärt er.

»Was meinst du damit?«

»Na ja, fürchtest du dich tatsächlich vor Krähen?«, fragt er mit einem leisen Lächeln. Seine Augen blicken jetzt so warm, dass ich glatt vergesse, dass er mein Ausbilder ist. In diesem Moment ist er nur ein Junge, der mit mir redet und mich nach Hause bringt. »Wenn du eine siehst, läufst du dann schreiend davon?«

»Nein, eigentlich nicht.« Ich verspüre den unwiderstehlichen Drang, ihm noch näher zu sein, ohne einen bestimmten Grund, ich will nur wissen, wie es ist, ihm so richtig nahe zu sein, einfach so. Mehr nicht.

Dummkopf, foppt mich eine innere Stimme.

Ich lehne mich neben ihn an die Wand und lege den Kopf schräg, damit ich ihn sehen kann. So wie schon am Riesenrad weiß ich ganz genau, wie viel Platz zwischen uns beiden ist. Eine Handbreit. Ich rücke ein Stückchen dichter an ihn heran. Weniger als eine Handbreit. Mir wird ganz warm. Von ihm scheint eine

Energie auszugehen, die ich nur jetzt, so nah bei ihm, spüren kann.

»Wovor fürchte ich mich also wirklich?«, frage ich ihn.

»Das weiß ich nicht«, antwortet er. »Das weißt nur du allein.«

Ich nicke. Es kommen so viele Dinge infrage, aber ich bin mir nicht sicher, was davon das Richtige ist oder ob es überhaupt ein Richtiges gibt.

»Ich wusste gar nicht, dass es so schwierig ist, eine Ferox zu werden.« Ich bin selbst überrascht über meine Worte und über das Eingeständnis, das sie beinhalten. Auf meiner Lippe kauend beobachte ich aufmerksam Fours Reaktion. War es ein Fehler, so offen zu sein?

»Man sagt, es war nicht immer so.« Er zieht die Schultern hoch. Mein Eingeständnis scheint ihn nicht sonderlich zu stören. »Ein Ferox zu sein, meine ich.«

»Was hat sich geändert?«

»Die Führung.« Seine Antwort kommt prompt. »Wer die Ausbildung leitet, legt fest, wie man sich als Ferox zu verhalten hat. Vor einigen Jahren haben Max und die anderen Anführer die Ausbildungsmethoden geändert, damit mehr Wettbewerb unter den Initianten herrscht und sie gewaltbereiter werden. Damit wollen sie angeblich die Stärken und Schwächen der Leute besser erkennen. Aber das hat die Werte der Ferox von Grund auf verändert. Du kannst dir vielleicht denken, wer der besondere Günstling unserer älteren Anführer ist.«

Die Antwort liegt auf der Hand: Eric. Sie haben ihn darauf gedrillt, grausam zu sein, und jetzt drillt er uns, grausam zu sein.

Ich blicke Four nachdenklich an. Bei ihm hat diese Ausbildung nicht gefruchtet.

»Wenn du bei deiner Initiation Erster warst, was war dann Eric?«

»Er war Zweiter.«

»Das heißt aber auch, er war nur ihre zweite Wahl als Anführer.« Ich nicke langsam. »Und du warst die erste. Das hab ich mir schon gedacht.«

»Wieso?«

»Wegen der Art, wie Eric sich am ersten Abend beim Essen benommen hat. Er wirkte eifersüchtig auf dich, obwohl er ja bekommen hat, was er wollte.«

Four widerspricht mir nicht. Also habe ich recht. Ich will ihn fragen, weshalb er den Posten ausgeschlagen hat, wieso er auf keinen Fall ein Anführer sein will, wo ihm das Führen doch anscheinend in die Wiege gelegt worden ist. Aber ich weiß, wie Four auf persönliche Fragen reagiert. Schniefend wische ich mir noch mal übers Gesicht und streiche mein Haar glatt.

»Sehe ich aus, als hätte ich geweint?«

»Hmm.« Er beugt sich dicht zu mir, kneift die Augen zusammen und erforscht mein Gesicht. Ein Lächeln spielt um seine Mundwinkel. Wenn er noch näher kommt, atmen wir dieselbe Luft ein – falls ich dann noch weiß, wie man atmet.

»Nein, Tris«, sagt er. Ein ernsterer Blick tritt an die Stelle des Lächelns. »Du siehst knallhart aus.«

I 9. Kapitel

Ich platze mitten in eine Versammlung. Fast alle Initianten – sowohl die gebürtigen Ferox als auch die anderen – stehen zwischen den Betten und umringen Peter. Mit beiden Händen hält er ein Blatt Papier fest.

»Die Massenflucht unter den Kindern der Altruan-Anführer ist auffällig und kann nicht bloßem Zufall zugeschrieben werden«, liest er vor. »Der erst vor Kurzem erfolgte Wechsel von Beatrice und Caleb Prior, den Kindern von Andrew Prior, lässt Zweifel aufkommen an der Seriosität der Werte und Lehren der Altruan.«

Mich überläuft es kalt. Christina, die am Rand der Gruppe steht, dreht sich um und sieht mich. Als ich ihren besorgten Blick bemerke, bleibe ich abrupt stehen. Mein Vater. Jetzt greifen die Ken schon meinen Vater an.

»Aus welchem anderen Grund sollten die Kinder eines so einflussreichen Mannes sich entscheiden, die Lebensweise, die er ihnen vorgelebt hat, nicht mehr für die vortrefflichste zu halten?«, fährt Peter fort. »Molly Atwood, die ebenfalls zu den Ferox übergetreten ist, vermutet, dass möglicherweise Verhaltensstörungen und Missbrauch in der Erziehung daran schuld seien. ›Einmal habe ich gehört, wie sie im Schlaf gesprochen hat, erzählt Molly. ›Sie hat gesagt, ihr Vater solle aufhören, etwas zu tun. Ich weiß nicht, was es war, aber sie hatte Albträume davon.«

Das also ist Mollys Rache. Sie muss den Ken-Reportern Auskunft gegeben haben, mit denen Christina sich angelegt hat. Wenn ich ihr die krummen Zähne ausschlage, tue ich ihr womöglich sogar noch einen Gefallen.

»Was ist hier los?«, frage ich. Jedenfalls will ich es fragen, aber meine Stimme klingt erstickt und heiser. Ich muss mich räuspern, ehe ich es wiederholen kann. »Was ist hier los?«

Peter hört auf zu lesen und einige Leute drehen sich um. Manche sehen mich wie Christina bedauernd an, aber die meisten feixen und werfen sich vielsagende Blicke zu. Peter ist der Letzte, der sich mit einem breiten Grinsen im Gesicht zu

mir umdreht.

»Gib das her«, sage ich und strecke die Hand aus. Mein Gesicht glüht.

»Ich bin noch nicht fertig mit dem Lesen«, antwortet er hämisch. Er überfliegt das Blatt wieder. *»Aber vielleicht ist die Antwort nicht bei einem moralisch verderbten Mann zu suchen, sondern in den überkommenen Wertvorstellungen einer ganzen Fraktion. Vielleicht lautet die Antwort darauf, dass wir unsere Stadt allzu leichtfertig frömmelnden Tyrannen anvertraut haben, die nicht wissen, wie sie uns aus der Armut in den Wohlstand führen können.«*

Ich renne hin und will ihm das Papier aus der Hand reißen, doch er hält es so hoch über meinen Kopf, dass ich es nicht zu fassen kriege, es sei denn, ich springe danach. Aber ich werde nicht springen. Stattdessen trete ich mit dem Absatz, so fest ich kann, auf seine Zehenwurzeln. Er beißt die Zähne zusammen, um nicht aufzustöhnen.

Dann stürze ich mich auf Molly. Ich hoffe, sie mit der schieren Wucht meines Angriffs umzuwerfen, aber ehe ich ihr etwas tun kann, legen sich kalte Hände um meine Taille.

»Das ist mein Vater!«, schreie ich. »Mein Vater, du Feigling!«

Will zieht mich von ihr weg und hebt mich hoch. Ich atme stoßweise, ich muss das Blatt Papier zu fassen kriegen, ehe jemand noch ein Wort davon liest. Ich muss es verbrennen! Ich muss es vernichten! Ich muss es!

Will schleppt mich hinaus in den Gang, seine Fingernägel graben sich in meine Haut. Sobald die Tür hinter uns zufällt, lässt er mich los.

Ich versetze ihm einen Stoß, so fest ich kann.

»Was soll das? Hast du gedacht, ich könnte mich nicht selbst gegen dieses Candor-Gesinde verteidigen?«

»Nein.« Will stellt sich vor die Tür. »Ich wollte dich nur vor einer Schlägerei im Schlafsaal bewahren. Beruhige dich.«

Ich lache bitter. »Ich soll mich beruhigen? *Beruhigen?* Das ist meine *Familie*, über die sie geredet haben. Meine *Fraktion!*«

»Nein, ist es nicht.« Unter seinen Augen sind dunkle Ringe, er sieht erschöpft aus. »Es ist deine alte Fraktion, und es gibt nichts, womit du die da drin zum Schweigen bringst, also kannst du sie auch genauso gut ignorieren.«

»Hast du überhaupt zugehört?« Meine Wangen glühen nicht mehr und mein Atem geht jetzt ruhiger. »Deine blöde alte Fraktion beleidigt die Altruan nicht nur, sie wollen den Sturz der gesamten Regierung.«

Will lacht. »Nein, das wollen sie nicht. Sie sind arrogant und engstirnig, deshalb habe ich ihnen den Rücken gekehrt, aber sie sind keine Revoluzzer. Sie wollen einfach mehr Mitsprache haben, das ist alles, und sie verübeln es den Altruan, dass die nicht auf sie hören.«

»Sie wollen nicht, dass die Leute ihnen zuhören, sie wollen, dass die Leute ihrer Meinung sind«, widerspreche ich ihm. »Es ist falsch, andere zu nötigen, der gleichen Meinung zu sein.« Ich wische mir über die Wangen. »Ich kann es immer noch nicht fassen, dass mein Bruder ausgerechnet zu den Ken gegangen ist.«

»Hey. Sie sind nicht alle schlecht«, sagt er scharf.

Ich nicke, aber ich glaube ihm nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand ohne Schaden bei den Ken aufwächst, auch wenn Will allem Anschein nach in Ordnung ist.

Die Tür geht auf und Christina und Al kommen heraus.

»Ich lasse mir ein Tattoo stechen«, verkündet Christina. »Willst du mitkommen?«

Ich streiche meine Haare aus dem Gesicht. Ich kann jetzt nicht in den Schlafsaal zurück. Selbst wenn Will mich dorthin gehen lässt, ich kann gegen die Überzahl nichts ausrichten. Mir bleibt nichts anderes übrig, als mitzugehen und nicht mehr an das zu denken, was sich außerhalb des Geländes der Ferox abspielt. Ich hab so schon genug Probleme, auch ohne mich um meine Familie sorgen zu müssen.

Al trägt Christina huckepack vor mir her. Sie kreischt, als er sich mitten durch

die Leute drängt, und alle versuchen, einen möglichst weiten Bogen um die beiden zu machen.

Meine Schulter brennt immer noch. Christina hat mich überredet, mir, genau wie sie, das Zeichen der Ferox eintätowieren zu lassen. Ein Kreis mit einer Flamme. Seit meine Mutter beim Anblick des Tattoos auf meinem Schlüsselbein keine Miene verzogen hat, habe ich meine Vorbehalte abgelegt. Tätowierungen gehören hier zum Alltag, genau wie das Kampftraining.

Christina hat mich auch dazu überredet, ein schulterfreies Top zu erstehen und meine Augen wieder mit einem schwarzen Stift nachzufahren. Ich habe es aufgegeben, mich ihren Stylingversuchen zu widersetzen, nicht zuletzt, weil ich festgestellt habe, dass sie mir Spaß machen.

Will und ich gehen hinter Christina und Al her.

»Ich kann es nicht fassen, dass du dir noch ein weiteres Tattoo hast stechen lassen«, sagt er kopfschüttelnd.

»Wieso? Weil ich eine Stiff bin?«

»Nein, weil du so ... vernünftig bist.« Er lächelt. Seine Zähne sind weiß und gerade. »Und wovor hattest du heute Angst, Tris?«

»Zu viele Krähen um mich herum«, antworte ich. »Und du?«

Er lacht. »Zu viel Säure.«

Ich verzichte darauf, genauer nachzufragen.

»Es ist wirklich faszinierend, wie das funktioniert«, sagt er. »Im Grunde genommen ist es ein Kampf zwischen dem Thalamus, der die Ängste hervorbringt, und den Stirnlappen, in denen die rationalen Entscheidungen getroffen werden. Es spielt sich alles nur im Kopf ab. Man glaubt zwar, ein anderer füge einem all dies zu, aber tatsächlich tut man es selber ...« Er verstummt. »Tut mir leid. Jetzt rede ich wie ein Ken. Eine lästige Angewohnheit von mir.«

Ich zucke die Achseln. »Es ist aber interessant.«

Al lässt Christina beinahe fallen, aber sie klammert sich am Erstbesten fest, was

sie zu fassen kriegt, und das ist zufälligerweise sein Gesicht. Er krümmt sich und hält ihre Beine noch fester. Auf den ersten Blick wirkt Al unbeschwert, aber irgendetwas lastet schwer auf ihm. Sogar sein Lächeln ist überschattet. Ich mache mir Sorgen um ihn.

Plötzlich werde ich auf Four aufmerksam, er steht an der Schlucht, umringt von einer Menge Leute. Er lacht schallend, und zwar so sehr, dass er sich am Geländer festhalten muss, um sein Gleichgewicht nicht zu verlieren. Seinem rötlichen Gesicht und der Flasche in seiner Hand nach zu urteilen, ist er betrunken oder auf dem besten Wege dahin. Four strahlt sonst eine so eiserne, ja soldatische Disziplin aus, dass man manchmal ganz vergisst, dass er erst achtzehn ist.

»Oh-oh«, sagt Will. »Achtung, das wachsame Auge des Ausbilders fällt gleich auf uns.«

»Wenigstens ist es nicht Eric«, sage ich. »Bei ihm müssten wir garantiert gleich wieder Kopf und Kragen riskieren.«

»Stimmt, aber Four ist genauso einschüchternd. Erinnerst du dich, wie er Peter die Pistole an den Kopf gesetzt hat? Ich glaube, Peter hat sich vor Angst in die Hose gemacht.«

»Das hat er verdient«, sage ich unbarmherzig.

Will widerspricht mir nicht. Vor ein paar Wochen hätte er es wahrscheinlich getan, aber inzwischen haben wir ja alle gesehen, wozu Peter fähig ist.

»Tris!«, ruft Four in diesem Moment. Will und ich schauen uns an, halb überrascht, halb besorgt. Four lässt das Geländer los und kommt auf mich zu. Al und Christina bleiben stehen und Christina rutscht von Als Rücken. Sie starren uns überrascht an, was ich ihnen nicht verdenken kann. Immerhin sind wir zu viert, aber Four tut so, als wären die anderen nicht da. Er spricht nur mit mir.

»Du siehst ganz verändert aus.« Seine Stimme, die sonst immer knapp klingt, ist schleppend.

»Du auch.« Und das stimmt – er wirkt entspannter, jünger. »Was tust du hier?«

»Ich flirte mit dem Tod«, antwortet er lachend. »Ich trinke am Abgrund. Wahrscheinlich keine gute Idee.«

»Nein, ganz sicher nicht.« Ich weiß nicht, ob es mir gefällt, wenn Four in diesem Zustand ist. Es hat etwas Beunruhigendes.

»Ich wusste gar nicht, dass du ein Tattoo hast«, sagt er und starrt auf mein Schulterblatt.

Er nimmt einen Zug aus der Flasche. Sein Atem riecht dumpf und schlecht und erinnert mich an den fraktionslosen Mann auf der Straße.

»Richtig, die Krähen«, sagt er und blickt zurück zu seinen Freunden, die ihn nicht weiter beachten, anders als meine Freunde. »Ich würde dich ja gerne fragen, ob du nicht ein bisschen mit mir abhängen willst, aber du solltest mich in diesem Zustand eigentlich gar nicht sehen.«

Ich bin versucht, ihn zu fragen, warum ich mit ihm abhängen soll, aber ich vermute, die Antwort hat etwas mit der Flasche zu tun, die er in der Hand hält.

»In welchem Zustand?«, frage ich. »Betrunken?«

»Ja ... oder nein.« Seine Stimme wird sanfter. »So wie ich wirklich bin, vielleicht.«

»Ich kann ja so tun, als wüsste ich von nichts.«

»Nett von dir.« Er beugt sich vor und flüstert mir ins Ohr: »Du siehst gut aus, Tris.«

Seine Worte überraschen mich und mein Herz klopft schneller. Ich wünschte, es würde nicht so heftig pochen, denn nach der Art zu urteilen, wie er mich ansieht, weiß er selbst nicht, was er da sagt. Ich lache. »Tu mir einen Gefallen und halte dich von der Schlucht fern, okay?«

»Klar doch.« Er zwinkert mir zu.

Ich kann nicht anders, ich lächle zurück. Will räuspert sich, aber ich muss Four nachschauen, auch noch, als er sich wieder zu seinen Freunden gesellt.

Da stürzt Al sich auf mich und wirft mich wie einen Sack über die Schulter. Ich kreische los und kriege ein rotes Gesicht.

»Komm schon, kleines Mädchen. Ich trage dich zum Abendessen.« Ich stütze mich mit den Ellenbogen auf Als Rücken ab und winke Four zu, während Al mich wegträgt.

»Ich dachte, ich rette dich mal lieber aus dieser Situation«, sagt Al, als er mich schließlich absetzt. »Was ging denn da gerade ab?«

Er versucht, unbeschwert zu klingen, aber so, wie er fragt, klingt es eher traurig. Er hat immer noch Gefühle für mich.

»Ja, das wüssten wir alle gerne«, sagt Christina fast trällernd. »Was hat er denn zu dir gesagt?«

»Nichts weiter.« Ich schüttele den Kopf. »Er war betrunken. Er wusste nicht, was er sagt.« Ich räuspere mich. »Deshalb habe ich auch gegrinst. Es ist ... lustig, ihn so zu sehen.«

»Richtig«, sagt Will. »Aber vielleicht liegt es auch daran, dass ...«

Ich versetze Will einen kräftigen Stoß zwischen die Rippen, damit er nicht widerspricht. Er stand nahe genug bei mir, bestimmt hat er gehört, was Four über mein Aussehen gesagt hat. Ich will nicht, dass er das allen weitererzählt, am allerwenigsten Al. Ich möchte nicht, dass Al noch mehr den Kopf hängen lässt.

Zu Hause habe ich immer ruhige, schöne Abende mit meiner Familie verbracht. Meine Mutter hat Schals für die Nachbarskinder gestrickt, mein Vater half Caleb bei den Hausaufgaben, im Ofen brannte ein Feuer, und in meinem Herzen herrschte Frieden, weil ich genau das tat, was man von mir erwartete. Und alles war ruhig.

Ich bin nie von einem kräftigen Jungen durch die Gegend getragen worden, ich habe nie am Esstisch so gelacht, dass mir der Bauch wehtat. Ich habe nie den Lärm gehört, den hundert Leute machen, wenn sie alle auf einmal reden.

Frieden bedeutet Einschränkung. Das hier ist Freiheit.

20. Kapitel

Ich atme durch die Nase. Ein, aus, ein.

»Es ist nur eine Simulation«, sagt Four ruhig.

Er irrt. Die letzte Simulation hat mich nicht losgelassen, weder am Tag noch in der Nacht. Albträume, in denen ich mich nicht nur vor den Krähen fürchtete, sondern vor allem vor den Gefühlen, die sie bei mir ausgelöst haben – Entsetzen und Hilflosigkeit. Ich glaube, vor diesen Gefühlen fürchte ich mich am meisten. Plötzliche Anfälle von Angst unter der Dusche, beim Frühstück, auf meinem Weg hierher. Nägel, die so abgebissen sind, dass das Nagelbett wehtut. Und ich bin nicht die Einzige, der es so geht, das weiß ich genau.

Trotzdem nicke ich und schließe die Augen.

Um mich herum ist es dunkel. Das Letzte, woran ich mich erinnere, ist der Metallstuhl und die Nadel in meinem Arm. Diesmal bin ich nicht auf einem Feld und es sind auch keine Krähen da. Mein Herz pocht ahnungsvoll. Welche Ungeheuer werden diesmal aus dem Dunkeln gekrochen kommen und mir Sinn und Verstand rauben? Wie lange werde ich diesmal auf sie warten müssen?

Vor mir leuchtet eine blaue Kugel auf, dann noch eine, sie erhellen den ganzen Raum. Ich bin in der Grube, direkt neben der Schlucht, die anderen Initianten stehen mit verschränkten Armen und ausdruckslosen Gesichtern um mich herum. Auch Christina ist unter ihnen. Keiner bewegt sich. Die Lautlosigkeit ist beklemmend und schnürt mir die Kehle zu.

Ich sehe etwas vor mir – mein eigenes verschwommenes Spiegelbild. Als ich es berühre, stoßen meine Finger an kaltes, glattes Glas. Ich blicke nach oben. Über mir ist eine Glasscheibe; ich befinde mich in einer gläsernen Box. Ich drücke an die obere Scheibe, um zu prüfen, ob ich den Behälter gewaltsam öffnen kann. Ohne Erfolg.

Ich bin eingesperrt.

Mein Herz hämmert. Ich will nicht gefangen sein. Jemand klopft von außen an die Scheibe. Four. Er zeigt feixend auf meine Füße.

Gerade waren meine Füße noch trocken, aber jetzt steht da Wasser. Meine Strümpfe sind nass. Ich bücke mich, um zu sehen, woher das Wasser kommt, aber es scheint von nirgendwoher zu kommen, es steigt einfach vom gläsernen Boden auf. Ich blicke Four an, doch er zuckt die Schultern und schlendert zu den anderen.

Das Wasser steigt schnell, es reicht mir schon bis zu den Knöcheln. Ich hämmere mit den Fäusten gegen das Glas.

»Hey!«, rufe ich. »Lasst mich hier raus!«

Das Wasser steigt an meinen nackten Waden hoch, kühl und weich. Ich klopfe energischer gegen die Scheibe.

»Holt mich hier raus!«

Ich schaue Christina an. Sie beugt sich zu Peter, der neben ihr steht, und flüstert ihm etwas ins Ohr. Beide lachen.

Das Wasser reicht mir nun schon bis zu den Oberschenkeln. Ich trommle mit beiden Fäusten gegen die Glasscheibe. Mittlerweile will ich die da draußen nicht mehr auf mich aufmerksam machen, ich will einfach nur hier raus, will ausbrechen, und zwar aus eigener Kraft. Verzweifelt schlage ich gegen das Glas. Ich trete einen Schritt zurück und werfe mich mit der Schulter gegen die Glaswand, einmal, zweimal, dreimal, viermal. Wieder und wieder werfe ich mich dagegen, meine Schulter tut schon weh. Ich schreie um Hilfe, denn das Wasser steigt mir bis zur Taille, zu den Rippen, bis zur Brust.

»Hilfe!«, schreie ich. »Bitte! Bitte helft mir!«

Ich trommle gegen das Glas. Ich werde in diesem Tank sterben. Mit zittrigen Händen fahre ich durchs Haar.

Draußen bei den anderen steht Will und bei seinem Anblick steigt etwas aus den Tiefen meines Gedächtnisses zutage. Etwas, was er zu mir gesagt hat. *Los, denk nach*. Ich gebe es auf, das Glas zerschmettern zu wollen. Es ist schwer

weiterzuatmen, aber ich muss es versuchen. Ich muss mich mit so viel Luft vollpumpen, wie ich in diesen wenigen Sekunden noch bekommen kann.

Mein Körper steigt nach oben, er treibt im Wasser. Ich komme der Decke immer näher, und als das Wasser mein Kinn umspült, lege ich den Kopf in den Nacken. Keuchend drücke ich mein Gesicht an das Glas über mir und atme so viel Luft wie möglich ein. Dann bedeckt mich das Wasser ganz, ich bin eingeschlossen.

Jetzt bloß keine Panik. Aber es hilft alles nichts – mein Herz rast und meine Gedanken wirbeln durcheinander. Ich schlage im Wasser um mich, schlage gegen die Wände. Ich trete, so fest ich kann, gegen die Scheiben, aber das Wasser bremst mich. Noch einmal schreie ich und spüre, wie das Wasser in meinen Mund strömt.

Die Simulation spielt sich nur im Kopf ab. Wenn sie sich aber in meinem Kopf abspielt, dann kann ich sie auch kontrollieren. Das Wasser brennt in meinen Augen. Teilnahmslose Gesichter starren mich an. Denen da draußen ist alles egal.

Ich schreie wieder und schlage mit der Handfläche gegen die Wand. Plötzlich höre ich ein Knacken. Als ich meine Hand wegnehme, ist im Glas ein dünner Riss. Ich schlage mit der anderen Hand zu und in dem Glas bildet sich ein Sprung. Er breitet sich von meiner Hand fächerartig in langen, zackigen Linien aus. Meine Lungen brennen, als hätte ich Feuer geschluckt. Ich trete gegen die Wand. Mein Zeh tut höllisch weh und ich höre ein langes, tiefes Stöhnen.

Die Scheibe zersplittert und die Wucht des Wassers spült mich nach vorne. Ich bekomme wieder Luft.

Keuchend setze ich mich auf. Ich bin wieder auf dem Stuhl. Ich schlucke und schüttle die Hände aus. Rechts neben mir steht Four, aber statt mir aufzuhelfen, starrt er mich an.

»Was ist?«, frage ich.

»Wie hast du das gemacht?«

»Was gemacht?«

»Das Glas zerschmettert.«

»Ich weiß es nicht.«

Four reicht mir die Hand. Ich schwinge die Beine über die Stuhlkante, und als ich stehe, fühle ich mich sicher auf den Füßen. Sicher und ruhig.

Seufzend fasst er mich am Ellbogen. Halb führt, halb zieht er mich aus dem Raum. Wir gehen schnell, aber dann bleibe ich stehen und entziehe ihm meinen Arm. Schweigend blickt er mich an. Ungefragt wird er mir nichts sagen.

»Was ist?«, frage ich ihn.

»Du bist eine Unbestimmte.«

Die Angst strömt durch mich hindurch wie ein Stromschlag. Er weiß Bescheid. Die Frage ist nur, wieso. Ich muss mich verraten haben. Ich muss etwas Falsches gesagt haben.

Jetzt heißt es locker bleiben. Ich lehne mich mit der Schulter an die Wand und frage: »Eine Unbestimmte? Was ist das denn?«

»Stell dich nicht dumm«, sagt er unwirsch. »Ich habe es schon beim letzten Mal vermutet, aber diesmal gibt es keinen Zweifel. Du hast die Simulation gesteuert, also musst du eine Unbestimmte sein. Ich werde diese Aufzeichnungen hier vernichten, aber wenn du nicht als Leiche in der Schlucht enden willst, solltest du dir überlegen, wie du das bei den Simulationen verheimlichst. Wenn du mich jetzt entschuldigen würdest.«

Er geht in den Simulationsraum zurück und knallt die Tür hinter sich zu.

Mein Herz schlägt mir bis zum Hals. Ich habe die Simulation gesteuert, indem ich die Glasscheibe zerbrochen habe. Ich wusste ja nicht, dass das nur Unbestimmte können.

Wieso wusste er es?

Ich stoße mich von der Wand ab und gehe entschlossen den Gang entlang. Ich brauche Antworten, und ich weiß auch schon, wer sie mir geben kann.

Ich marschiere schnurstracks zum Tattoo-Studio, wo ich Tori zum letzten Mal

gesehen habe.

Jetzt, mitten am Nachmittag, laufen hier nicht sehr viele Leute herum, die meisten arbeiten oder sind in der Schule. Im Tattoo-Studio sind drei Leute, der Tätowierer, der gerade einem Mann einen Löwen auf den Arm sticht, und Tori, die einen Stapel Papier auf der Theke durchblättert. Sie blickt auf, als ich hereinkomme.

»Hallo, Tris«, sagt sie mit einem raschen Seitenblick auf den Tätowierer, der jedoch viel zu sehr in seine Arbeit vertieft ist, um uns zu bemerken. »Lass uns nach hinten gehen.«

Ich folge ihr hinter den Vorhang, der den Raum zweiteilt. Im hinteren Teil stehen ein paar Stühle, ungebrauchte Tattoonadeln liegen herum, Tinte, Papierblöcke, gerahmte Bilder. Tori zieht den Vorhang zu und setzt sich auf einen Stuhl. Ich setze mich neben sie und tappe ungeduldig mit den Füßen.

»Was gibt's?«, fragt sie. »Wie geht's bei den Simulationen?«

»Gut.« Ich nicke mehrmals bekräftigend. »Ein bisschen zu gut, wie man mir sagt.«

»Ah.«

»Bitte hilf mir, es zu verstehen«, sage ich leise. »Was genau bedeutet es, wenn man ...« Ich zögere. Ich sollte das Wort hier nicht aussprechen. »Was zum Teufel bin ich? Und was hat das mit den Simulationen zu tun?«

Toris Verhalten ändert sich schlagartig. Sie lehnt sich zurück und verschränkt die Arme. Ihr Blick ist wachsam.

»Zum einen bist du jemand ... der sich selbst während der Simulation bewusst ist, dass das, was du da gerade erlebst, nicht die Wirklichkeit ist«, sagt sie gedämpft. »Jemand, der aus diesem Grund den Verlauf der Simulation beeinflussen oder sie ganz beenden kann.« Sie beugt sich zu mir. »Und weil du dich für die Ferox entschieden hast, bist du jemand, der mit dem, was er tut, sehr leicht sein eigenes Todesurteil unterschreibt.«

Mit jedem Satz, den sie spricht, nimmt der Druck auf meiner Brust zu. Meine

innere Anspannung ist so groß, dass ich es nicht länger aushalte – ich muss weinen oder schreien oder ...

Ich lache trocken, aber das Lachen erstickt mir auf den Lippen. »Dann werde ich also sterben?«

»Nicht unbedingt«, sagt sie. »Die Anführer der Ferox wissen noch nichts von dir. Ich habe die Ergebnisse deines Eignungstests sofort aus dem System gelöscht und von Hand ›Altruist‹ eingegeben. Aber pass gut auf – wenn sie herausbekommen, was du wirklich bist, dann werden sie dich töten.«

Ich blicke sie forschend an. Sie wirkt kein bisschen verrückt. Sie spricht überzeugend, wenn auch etwas übereifrig, und bisher dachte ich auch nicht, dass sie jemand ist, der maßlos übertreibt, aber genau das tut sie. Solange ich lebe, hat es in unserer Stadt keinen Mord mehr gegeben. Selbst wenn Einzelne dazu fähig sein sollten, so gilt das nicht für die Anführer einer Fraktion.

»Du leidest unter Verfolgungswahn«, sage ich. »Die Anführer der Ferox würden mich nie töten. So etwas macht niemand. Nicht mehr. Genau aus diesem Grund wurden doch die verschiedenen Fraktionen gegründet.«

»Ach ja?« Sie legt die Hände auf die Knie und ihr Gesicht ist plötzlich grimmig. »Sie haben meinen Bruder geschnappt, weshalb nicht auch dich? Was ist so besonders an dir, dass dir nicht dasselbe passieren kann?«

»Deinen Bruder?«, frage ich verdattert.

»Ja. Meinen Bruder. Wir sind beide von den Ken hierhergewechselt. Bei ihm waren die Ergebnisse des Eignungstests allerdings nicht eindeutig. Am letzten Tag der Simulationen fand man seinen Leichnam in der Schlucht. Es hieß, er habe Selbstmord begangen. Die Sache hat nur einen Haken. Mein Bruder war bei der Initiation richtig gut, er war fest mit einer der Initiantinnen zusammen, die auch neu hier war, und er war *glücklich*.« Sie schüttelt den Kopf. »Du hast doch auch einen Bruder. Meinst du nicht, du wüsstest es, wenn er Selbstmordabsichten hegte?«

Ich versuche mir vorzustellen, dass Caleb sich umbringen wollte. Allein der

Gedanke ist lächerlich. Egal wie schlecht es Caleb ginge, Selbstmord wäre kein Ausweg für ihn.

Toris Ärmel sind hochgekrempelt, und mir fällt ein Tattoo auf, das einen Fluss darstellt. Hat sie es sich nach dem Tod ihres Bruders machen lassen? Gehört der Fluss zu den Ängsten, die sie überwunden hat?

Sie senkt die Stimme. »In der zweiten Phase des Trainings war Georgie besonders gut. Und besonders schnell. Er sagte, die Simulationen jagten ihm überhaupt keine Angst ein ... sie kämen ihm wie ein Spiel vor. Das hat die Aufmerksamkeit der Ausbilder auf ihn gelenkt. Anstatt sich die Ergebnisse berichten zu lassen, haben sie bei seinen Simulationen alle zugeschaut und sich ständig im Flüsterton über ihn unterhalten. Zu seiner letzten Simulation erschienen sogar die Anführer der Ferox, um sich selbst davon zu überzeugen. Und am nächsten Tag war Georgie tot.«

Ich könnte bei den Simulationen auch besonders gut abschneiden, wenn ich es schaffe, die Kraft zu steuern, die es mir ermöglichte, das Glas zu zerbrechen. Ich kann so gut sein, dass alle Ausbilder es merken. Ich könnte es. Aber will ich das?

»Ist das alles?«, frage ich. »Heißt das, man ist unbestimmt, nur weil man den Verlauf der Simulation beeinflussen kann?«

»Ich bezweifle es«, sagt sie. »Aber mehr weiß ich auch nicht.«

»Wie viele Leute wissen davon, dass man die Simulationen beeinflussen kann?«, frage ich und denke dabei an Four.

»Zwei Gruppen von Leuten«, sagt sie. »Die einen, die dich am liebsten tot sähen. Und die anderen, die es am eigenen Leib erfahren haben oder aus zweiter Hand, wie ich.«

Four hat angedeutet, er werde die Aufzeichnungen darüber, wie ich das Glas zerbrochen habe, vernichten. Er will nicht, dass ich sterbe. Ist er auch ein Unbestimmter? Hatte er einen in der Familie? Einen Freund? Eine Freundin?

Ich schiebe den Gedanken beiseite. Ich darf mich nicht von Four ablenken lassen.

»Ich verstehe nicht«, sage ich langsam, »warum es die Anführer der Ferox überhaupt interessiert, ob jemand die Simulationen steuern kann.«

»Wenn ich das wüsste, hätte ich es dir gesagt.« Sie presst die Lippen zusammen. »Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass nicht das Manipulieren der Simulation an sich ihr Interesse weckt; es ist nur eine Begleiterscheinung von etwas anderem. Von etwas, was für sie von großer Bedeutung ist.«

Tori nimmt meine Hand und hält sie fest zwischen ihren Händen.

»Sieh es mal so: Diese Leute haben dir beigebracht, wie man mit einer Waffe umgeht. Sie haben dir beigebracht zu kämpfen. Glaubst du allen Ernstes, sie würden zögern, dir wehzutun? Dich zu töten?«

Sie lässt meine Hand los und steht auf.

»Ich muss gehen, sonst wird Bud neugierig und stellt Fragen. Sei vorsichtig, Tris.«

21. Kapitel

Die Tür zur Grube schließt sich hinter mir und ich bin ganz allein. Seit der Zeremonie der Bestimmung war ich nicht mehr in dem langen Tunnel. Ich erinnere mich noch genau daran, wie unsicher meine Schritte in dem schummrigen Licht damals waren. Jetzt setze ich selbstbewusst einen Fuß vor den anderen. Licht brauche ich dazu nicht.

Vier Tage sind seit meinem Gespräch mit Tori vergangen. Seither haben die Ken zwei Artikel veröffentlicht, die sich gegen die Altruan richten. Im ersten beschuldigen sie die Altruan, sie würden den anderen Fraktionen Luxusgegenstände wie zum Beispiel Autos und frisches Obst vorenthalten, um allen ihre eigene Lebensweise der völligen Selbstverleugnung aufzuzwingen. Als ich ihn gelesen habe, ist mir sofort Wills Schwester Cara eingefallen, die meiner Mutter vorgeworfen hat, Waren zu horten.

Der zweite Artikel wirft die Frage nach den Auswahlkriterien für Regierungsmitglieder auf. Es gebe keinen Grund, heißt es, dass einzig und allein jene Fraktion berücksichtigt werde, die von sich behauptet, selbstlos zu sein. Stattdessen wird eine Rückkehr zu den demokratisch gewählten politischen Systemen befürwortet, die man aus der Vergangenheit kennt. Die Ausführungen klingen sehr vernünftig, aber gerade deshalb habe ich den Verdacht, dass es in Wahrheit ein Aufruf zur Revolution unter dem Deckmantel der Vernunft ist.

Ich bin am Ende des Tunnels angekommen. Das Netz erstreckt sich über das klaffende Loch, so wie schon beim letzten Mal. Ich klettere die Stufen zu der Holzplattform hinauf, wo Four mich seinerzeit auf festen Grund und Boden gezogen hat, und umklammere die Strebe, an der das Netz befestigt ist. Bei meiner Ankunft hatte ich nicht die Kraft, mich mit den Armen hochzustemmen, aber jetzt mache ich es, ohne viel nachzudenken, und lasse mich in die Mitte des Netzes abrollen.

Über mir sind die verwaisten Gebäude am Kraterrand zu sehen und auch der Himmel. Er ist dunkelblau und sternenlos. Vom Mond keine Spur.

Der Zeitungsartikel hat mich beunruhigt, aber zum Glück habe ich Freunde, die mich aufmuntern, und das ist ja schon etwas. Als der erste Bericht erschien, hat Christina einen unserer Köche mit ihrem Charme bezirzt, woraufhin wir von seinem Kuchenteig probieren durften. Nach dem zweiten Zeitungsbericht haben mir Uriah und Marlene zur Ablenkung ein Kartenspiel beigebracht und wir spielten zwei Stunden lang im Speisesaal.

Heute Abend bin ich allerdings lieber allein. Ich will darüber nachdenken, wieso ich hierherkam und wieso ich von Anfang an so wild entschlossen war, hierzubleiben, dass ich sogar von einem Gebäude gesprungen bin, ohne den leisesten Schimmer zu haben, was es bedeutet, eine Ferox zu sein.

Ich bohre meine Finger durch die Löcher des Netzes. Ich wollte wie die Ferox sein, die ich von der Schule her kannte. Ich wollte so laut und wagemutig und frei sein wie sie. Aber sie alle waren noch keine richtigen Mitglieder der Fraktion, sie taten nur so. Für sie war es ein Spiel, genauso wie es für mich nur ein Spiel war, als ich vom Dach sprang. Damals wusste ich noch nicht, was Angst ist.

In den vergangenen vier Tagen habe ich vier meiner Ängste kennengelernt. In einem der Angstzustände war ich an einen Pfahl gebunden und Peter hat ein Feuer unter mir entfacht. In einem anderen war ich wieder am Ertrinken, diesmal mitten in einem aufgewühlten Ozean. Im dritten habe ich mit angesehen, wie meine Familie langsam verblutete. Und im vierten haben Leute mich mit einer Schusswaffe bedroht und ich musste sie erschießen. Ich weiß jetzt, was Angst ist.

Der Wind pfeift über den Kraterrand und ich schließe die Augen. Im Geiste stehe ich wieder an der Dachkante. Ich öffne die Knöpfe meiner grauen Altruankluft, mache meine Arme frei, zeige mehr von meinem Körper als je zuvor. Ich knülle das Hemd zusammen und werfe es Peter an die Brust.

Ich mache die Augen wieder auf. Nein, ich habe mich getäuscht. Ich bin nicht vom Dach gesprungen, weil ich so sein wollte wie die Ferox. Ich bin gesprungen, weil ich schon so war wie sie und weil ich wollte, dass sie es alle sehen. Ich wollte zu einem Teil meines Ichs stehen, den ich bei den Altruan verleugnen musste.

Ich lege mich ausgestreckt hin, hebe die Hände über den Kopf und bohre meine Finger in die Löcher des Netzes. Ich mache mich so lang wie möglich und vergrabe meine Fußspitzen im Netz. Die Nacht ist sternenlos und ruhig, und zum ersten Mal seit vier Tagen sind auch meine Gedanken ruhig.

Ich stütze den Kopf in beide Hände und atme tief aus und ein. Die Simulation heute war die gleiche wie gestern. Jemand hielt mir die Waffe hin und befahl mir, meine Eltern zu erschießen. Als ich den Kopf hebe, bemerke ich, dass Four mich beobachtet.

»Ich weiß, dass das, was man in den Simulationen erlebt, nicht die Wirklichkeit ist«, sage ich.

»Das brauchst du mir nicht zu erklären«, erwidert er. »Du liebst deine Familie. Du willst sie nicht erschießen. Es gibt wahrhaftig Unvernünftigeres auf der Welt.«

»Die Simulation ist die einzige Gelegenheit, bei der ich sie zu sehen bekomme.« Auch wenn er sagt, ich müsse es nicht, habe ich doch das Bedürfnis, ihm zu erklären, warum es mir so schwerfällt, mich dieser Angst zu stellen. Ich verschränke die Finger ineinander und lasse sie wieder los. Meine Fingernägel sind abgebissen – ich habe wieder im Schlaf an ihnen gekaut. Jeden Morgen wache ich auf und habe blutige Hände. »Sie fehlen mir. Hast du nie deine Familie vermisst?«

Four senkt den Kopf. »Nein. Hab ich nicht. Aber das ist eher ungewöhnlich.«

Ja, es ist ungewöhnlich, so ungewöhnlich, dass es die Erinnerung daran vertreibt, wie ich Caleb eine Waffe an die Brust drücke. Wie wohl seine Familie gewesen sein muss, dass sie ihm jetzt so völlig gleichgültig ist?

Mit der Hand auf der Türklinke bleibe ich stehen und drehe mich zu ihm um.

Bist du wie ich?, frage ich ihn stumm. *Bist du ein Unbestimmter?*

Das Wort nur zu denken, erscheint mir schon gefährlich. Er weicht meinem Blick nicht aus, und während die Sekunden still verstreichen, schwindet die Härte in seinem Blick. Ich höre, wie mein Herz schlägt. Ich habe ihn schon zu lange angeblickt, aber er erwidert meinen Blick, und es kommt mir so vor, als würden wir alle beide etwas sagen, was der andere nicht hören kann, aber vielleicht bilde ich es mir auch nur ein. Zu lange – und jetzt noch länger. Mein Herz schlägt noch lauter und seine unergründlichen Augen verschlingen mich.

Ich stoße die Tür auf und renne den Gang entlang.

Ich sollte mich von ihm nicht so leicht aus der Fassung bringen lassen. Ich sollte an nichts anderes denken als an meine Initiation, an die Simulationen, die mich viel mehr verstören müssten, als sie es tun, die dazu gedacht sind, meinen Willen zu brechen, so wie es bei den meisten anderen auch der Fall ist. Drew kann nicht mehr schlafen – er starrt an die Wand, zusammengerollt wie ein Ball. Al schreit jede Nacht, weil er Alpträume hat, und weint in sein Kissen. Meine Alpträume und meine zerkauten Fingernägel sind nichts dagegen.

Jedes Mal, wenn Al schreit, wache ich auf und starre auf die Spiralfedern im oberen Bett, und ich frage mich, was um alles in der Welt nicht stimmt bei mir, weil ich mich immer noch stark und voller Kraft fühle, während alle um mich herum zusammenbrechen. Ist es, weil ich eine Unbestimmte bin? Macht es mir deshalb so wenig aus oder liegt es an etwas anderem?

Als ich in den Schlafsaal zurückkomme, erwarte ich, dass alles genauso ist wie am Tag zuvor, nämlich dass ein paar von uns im Bett liegen oder ins Leere starren. Stattdessen stehen sie in einer Ecke beieinander. Sie umringen Eric, der eine Tafel in der Hand hat, die er so hält, dass ich nicht lesen kann, was darauf geschrieben steht. Ich stelle mich neben Will.

»Was ist hier los?«, frage ich ihn leise. Hoffentlich ist es nicht schon wieder ein Schmähartikel, ich weiß nicht, ob ich noch mehr Feindschaft ertragen kann.

»Die Bewertungen für die zweite Phase«, antwortet er.

»Ich dachte, nach Teil zwei wird niemand weggeschickt.«

»Das stimmt auch. Es ist so eine Art Zwischenbericht.«

Ich nicke, aber beim Anblick der Tafel überkommt mich ein ungutes Gefühl. In meinem Magen schwimmt ein dicker Klumpen. Eric hält die Tafel hoch und hängt sie an die Wand. Als er zur Seite geht, ist es plötzlich mucksmäuschenstill, und ich recke den Hals, um zu sehen, was darauf zu lesen ist.

Mein Name steht an erster Stelle.

Alle Blicke richten sich auf mich. Ich lese weiter. Christina und Will stehen an dritter und vierter Stelle. Peter ist Zweiter, aber ein Blick auf die Zeit, die neben seinem Namen angegeben ist, macht deutlich, wie beträchtlich der Unterschied zwischen uns beiden ist. Die durchschnittliche Zeit, die Peter in den Simulationen zugebracht hat, ist acht Minuten. Meine ist zwei Minuten und fünfundvierzig Sekunden.

»Gut gemacht, Tris«, sagt Will leise.

Ich nicke und kann meinen Blick nicht von der Tafel wenden. Ich sollte mich eigentlich darüber freuen, dass ich den ersten Platz belege, aber ich weiß auch, was für Folgen das haben kann. Wenn Peter und seine Freunde mich vorher verachtet haben, dann werden sie mich jetzt abgrundtief hassen. Jetzt nehme ich für sie Edwards Stelle ein. Das nächste Auge könnte meines sein. Oder sogar noch Schlimmeres.

Als Name steht an letzter Stelle.

Die Leute verlaufen sich langsam, nur Peter, Will, Christina, Al und ich bleiben stehen. Ich will Al trösten. Ich will ihm sagen, dass ich nur deshalb so gut bin, weil mein Gehirn anders funktioniert.

Peter dreht sich langsam um, seine Körperhaltung verrät, wie angespannt er ist. Ein noch so finsterer Blick von ihm hätte mir weniger Angst eingejagt als das, was jetzt aus seinen Augen spricht – purer Hass. Er steuert Richtung Bett, aber im letzten Augenblick wirbelt er herum, stößt mich gegen die Wand und hält mich an beiden Schultern fest.

»Ich lasse mich nicht von einer Stiff überholen«, zischt er. Sein Gesicht ist so dicht vor meinem, dass ich seinen schlechten Atem rieche. »Wie hast du das gemacht, he? Wie zum Teufel hast du das gemacht?«

Er zerrt mich zu sich und schleudert mich dann gegen die Wand. Ich beiße die Zähne zusammen, damit ich nicht laut aufschreie, denn der Schmerz schießt bis in meine Zehenspitzen. Will packt Peter am Kragen und zieht ihn von mir weg.

»Lass sie in Frieden«, sagt er. »Nur Feiglinge schikanieren kleine Mädchen.«

»Kleine Mädchen?«, schnaubt Peter und schiebt Wills Hand beiseite. »Bist du blind oder nur blöd? Sie wird dich aus der Wertungsliste und damit aus der Fraktion drängen, dann stehst du mit leeren Händen da. Denn sie weiß, wie man andere Leute manipuliert, und du nicht. Wenn du kapiert hast, dass sie darauf aus ist, uns alle niederzumachen, dann sag mir Bescheid.«

Er stürmt aus dem Schlafsaal. »Danke«, nicke ich Will zu.

»Hat er recht?«, fragt Will leise. »Hast du vor, uns alle zu manipulieren?«

»Wie um alles in der Welt sollte ich das anstellen?«, frage ich ihn wütend. »Ich versuche, alles so gut wie möglich zu machen, wie jeder andere auch.«

»Ich weiß nicht.« Er zieht die Schultern hoch. »Erst tust du, als wärst du schwach, damit wir dich alle bedauern, und dann bist du knallhart und machst uns alle fertig. Wäre doch denkbar.«

»Euch fertigmachen?«, wiederhole ich. »Ich bin deine *Freundin*. Das würde ich niemals tun.«

Er antwortet nichts darauf. Ich sehe ihm an, dass er mir nicht glaubt – jedenfalls nicht ganz.

»Sei kein Idiot, Will.« Christina springt von ihrem Bett herunter. Sie mustert mich ohne jedes Mitleid und sagt ganz sachlich: »Sie schauspielert nicht.«

Dann dreht sie sich um und geht, ohne die Tür hinter sich zuzuwerfen. Will folgt ihr. Ich bin mit Al alleine im Raum. Die Erste und der Letzte.

Al hat noch nie mickrig gewirkt, jetzt aber schon. Er lässt seine Schultern hängen und sieht zerknittert aus wie ein altes Stück Papier. Er setzt sich auf seine

Bettkante.

»Geht's dir gut?«, frage ich.

»Klar«, antwortet er.

Sein Gesicht ist puterrot. Ich schaue weg. Die Frage war reine Höflichkeit. Jeder, der Augen im Kopf hat, sieht, dass es Al nicht gut geht.

»Es ist ja noch nicht vorbei«, sage ich. »Du kannst dein Ergebnis noch verbessern, wenn du ...«

Als er zu mir hochblickt, verstumme ich. Ich weiß ohnehin nicht, was ich ihm noch hätte sagen können. Für Teil zwei der Initiation gibt es keine Strategie. Sie reicht tief in unser Ich hinein und prüft, wie viel Courage dort wirklich vorhanden ist.

»So einfach ist es nicht«, sagt er.

»Ich weiß, dass es nicht einfach ist.«

»Ich glaube nicht, dass du es wirklich weißt.« Er schüttelt den Kopf. Sein Kinn bebt. »Für dich ist es einfach. Das alles ist furchtbar einfach für dich.«

»Das stimmt nicht.«

»Doch, das tut es.« Er schließt die Augen. »Wenn du mir etwas vormachst, hilfst du mir nicht im Geringsten. Für mich ist es ... ich weiß nicht mal, ob du mir überhaupt helfen kannst.«

Ich komme mir vor, als sei ich gerade in einen Regenguss geraten und meine Kleider seien schwer vom Wasser. Als sei ich dick und plump und zu nichts nütze. Ich weiß nicht, ob er meint, niemand könne ihm helfen, oder ob er speziell *mich* damit meint, aber beides gefällt mir nicht. Ich möchte ihm beistehen, aber ich weiß nicht, wie.

»Es ...«, stammle ich und will mich entschuldigen. Doch wofür eigentlich? Dafür, dass ich furchtloser bin als er? Weil ich nicht die richtigen Worte finde?

»Ich ...«, die Tränen fangen an zu fließen und machen seine Wangen nass, »... ich möchte einfach nur alleine sein.«

Ich nicke und wende mich ab. Es ist keine gute Idee, ihn allein zu lassen, aber

ich tue es trotzdem. Die Tür schnappt hinter mir ins Schloss.

Ich gehe am Trinkbrunnen vorbei und durch die Tunnel, die mir am ersten Tag schier endlos vorkamen und die ich jetzt kaum noch wahrnehme. Es ist nicht das erste Mal, dass ich die Werte meiner Familie verraten habe, aber aus irgendeinem Grund ist es diesmal anders. Bisher wusste ich jedes Mal genau, was ich hätte tun sollen, und tat es absichtlich nicht. Diesmal ist das anders. Habe ich die Gabe verloren zu merken, was die Menschen brauchen? Habe ich einen Teil meiner selbst verloren?

Ich laufe immer weiter.

Irgendwie finde ich den Gang, in dem ich an dem Tag, an dem Edward uns verlassen hat, gesessen habe. Ich habe keine Lust, alleine zu sein, aber mir bleibt wohl nichts anderes übrig. Ich schließe die Augen, spüre den kalten Steinboden unter mir und atme die muffige Luft ein.

»Tris!«, ruft plötzlich jemand. Uriah kommt auf mich zugelaufen, Lynn und Marlene im Schlepptau. Lynn hält einen Muffin in der Hand.

»Ich dachte mir, dass ich dich hier finden würde.« Er kauert sich neben mir auf den Boden. »Ich habe gehört, du bist Erste.«

»Ach, und da wolltest du mir gratulieren?«, sage ich spöttisch. »Tja, vielen Dank.«

»*Irgendjemand* muss dir doch gratulieren«, sagt er. »Ich nehme an, deinen Freunden ist nicht nach Glückwünschen zumute, weil ihre Bewertungen nicht so gut sind. Also hör auf, Trübsal zu blasen, und komm mit. Ich werde den Muffin von Marlenes Kopf schießen.«

Diese Vorstellung ist so albern, dass ich lospruste. Ich stehe auf und folge Uriah zum Ende des Gangs, wo Lynn und Marlene warten. Lynn schaut mich aus zusammengekniffenen Augen an, aber Marlene lächelt.

»Warum bist du nicht zum Feiern gegangen?«, fragt sie. »Wenn du das jetzt nicht mehr komplett versemmelst, hast du deinen Platz in der Top Ten so gut wie sicher.«

»Für die anderen Fraktionswechsler ist sie viel zu furchtlos«, sagt Uriah.

»Und viel zu selbstlos, um zu feiern«, ergänzt Lynn.

Ich ignoriere ihre Kommentare. »Weshalb willst du Marlene den Muffin vom Kopf schießen?«

»Sie hat mit mir gewettet, dass ich es nicht schaffe, einen kleinen Gegenstand aus hundert Fuß Entfernung zu treffen«, erklärt Uriah. »Und ich habe mit ihr gewettet, dass sie nicht den Mumm hat, sich hinzustellen, wenn ich es probiere. Das passt doch prima zusammen.«

Der Trainingsraum, in dem ich zum ersten Mal mit einer Pistole geschossen habe, ist nicht weit weg. Wir brauchen keine Minute bis dorthin. Uriah legt einen Lichtschalter um. Alles sieht noch genauso aus wie beim letzten Mal: Zielscheiben lehnen an einer Wand, an der gegenüberliegenden Wand stehen Tische, auf denen sich Waffen stapeln.

»Lassen sie die einfach so herumliegen?«, frage ich.

»Ja, aber sie sind nicht geladen.« Uriah schiebt sein T-Shirt hoch. An seinem Hosengürtel, genau unter einem Tattoo, steckt eine Pistole. Ich starre auf das Tattoo und versuche herauszufinden, was es darstellt, doch da lässt er das T-Shirt schon wieder fallen. »Okay. Stell dich vor die Zielscheibe.«

Marlene hüpfte in Richtung Wand.

»Du willst doch nicht im Ernst auf sie schießen, oder?«, frage ich Uriah.

»Für wen hältst du uns? Es ist keine echte Waffe«, sagt Lynn leise. »Die Pistole schießt nur mit Plastikkugeln. Schlimmstenfalls stechen sie ein bisschen im Gesicht und Marlene kriegt eine Strieme ab.«

Marlene stellt sich vor eine der Zielscheiben und legt den Muffin auf ihren Kopf. Uriah drückt ein Auge zu und zielt.

»Warte!«, ruft Marlene. Sie bricht ein Stück von dem Muffin ab und stopft es sich in den Mund. »Mmkay!«, ruft sie mit vollem Mund und streckt den Daumen nach oben.

»Deine Wertung ist bestimmt gut«, sage ich zu Lynn.

Sie nickt. »Uriah ist Zweiter. Ich bin Erste. Marlene ist Vierte.«

»Du bist nur um *Haaresbreite* Erste geworden«, sagt Uriah, der immer noch zielt. Dann drückt er ab. Der Muffin fällt Marlene vom Kopf. Sie hat nicht einmal geblinzelt.

»Wir haben beide gewonnen!«, ruft sie.

»Vermisst du deine alte Fraktion?«, fragt mich Lynn.

»Manchmal. Es ging ruhiger zu. Nicht so anstrengend.«

Marlene hebt den Muffin vom Boden auf und beißt hinein. Uriah ruft: »Das ist ja widerlich!«

»Die Initiation dient dazu, uns auf das zurückzuführen, was wir wirklich sind. Behauptet jedenfalls Eric«, sagt Lynn und zieht die Augenbraue hoch.

»Four sagt, sie dient dazu, uns vorzubereiten.«

»Tja, die beiden sind selten einer Meinung.«

Ich nicke. Four ist der Ansicht, dass Eric eine völlig falsche Vorstellung von den Ferox hat, aber ich wünschte mir, er würde mir sagen, welche er für die richtige hält. Mir scheint immer wieder etwas davon aufzublitzen – die Ferox, die jubeln, als ich vom Dach springe; das Geflecht von Armen, das mich auffängt, nachdem ich am Stahlseil hinuntergerutscht bin –, aber das genügt mir nicht. Hat er das Manifest der Ferox gelesen? Ist es das, woran er glaubt – an den Mut, der die Menschen bewegt, sich für andere einzusetzen?

Die Tür geht auf. Shauna, Zeke und Four kommen in dem Augenblick herein, als Uriah auf ein anderes Ziel schießt. Die Plastikkugel prallt von der Mitte der Zielscheibe ab und rollt über den Boden.

»Mir war so, als hätte ich hier drinnen etwas gehört«, sagt Four.

»Mal wieder mein dämlicher Bruder«, seufzt Zeke. »Du hast nach dem Unterricht hier nichts verloren. Sei vorsichtig, sonst meldet Four es Eric, und dann bist du so gut wie tot.«

Uriah schneidet seinem Bruder eine Grimasse und steckt die Pistole weg. Marlene kommt herbeigeschlendert und beißt im Gehen in ihren Muffin. Four

tritt zur Seite, um uns durchzulassen.

»Du verrätst uns doch nicht etwa an Eric?«, sagt Lynn und blickt Four misstrauisch an.

»Nein, tue ich nicht«, sagt er knapp. Als ich an ihm vorbeigehe, legt er mir die Hand auf den Rücken, um mich hinauszukomplimentieren. Dabei verharret seine Hand einen Augenblick auf meinen Schulterblättern. Mich durchläuft ein Schauer. Hoffentlich merkt er es nicht.

Die anderen laufen den Gang hinunter, Zeke und Uriah einander schubsend, während Marlene ihren Muffin mit Shauna teilt. Lynn geht voran. Ich mache Anstalten, ihnen zu folgen.

»Warte mal kurz«, sagt Four.

Ich drehe mich zu ihm um, neugierig, welchen Four ich jetzt wohl zu sehen bekomme – den, der mich tadelt, oder den, der mit mir auf Riesenräder klettert. Er lächelt ein wenig, aber das Lächeln reicht nicht bis zu seinen Augen. Sein Blick ist ernst und voller Sorge.

»Du gehörst wirklich hierher, weißt du das?«, sagt er. »Du gehörst zu uns. Bald ist alles vorbei, also halte durch, okay?«

Er kratzt sich hinterm Ohr und schaut weg, als mache ihn das, was er eben gesagt hat, verlegen.

Ich spüre meinen Herzschlag im ganzen Körper, sogar in den Zehen. Ich kann jetzt etwas Verwegenes tun oder ganz einfach weggehen. Ich weiß nicht, was schlauer oder besser wäre, aber irgendwie ist es mir egal.

Ich strecke die Hand aus und ergreife seine. Seine Finger verschränken sich in meinen. Mein Atem stockt.

Eine Weile bleiben wir beide so stehen und schauen uns an. Dann ziehe ich die Hand weg und laufe hinter Uriah, Lynn und Marlene her. Vielleicht hält er mich jetzt für dumm oder durchgeknallt.

Vielleicht war es das aber auch wert.

Lange vor den anderen bin ich im Schlafsaal, und als sie nacheinander

eintrudeln, liege ich im Bett und tue so, als ob ich schlief. Ich brauche keinen von ihnen, erst recht nicht, wenn sie mir meinen Erfolg nicht gönnen. Wenn ich die Initiation schaffe, bin ich eine Ferox und muss nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben.

Ich brauche sie nicht – aber will ich nicht doch mit ihnen zusammen sein? Jedes meiner Tattoos ist ein Zeichen meiner Freundschaft mit ihnen, und beinahe jedes Mal, wenn mich hier an diesem düsteren Ort etwas zum Lachen brachte, geschah das ihretwegen. Ich will sie nicht verlieren. Aber vielleicht habe ich das schon längst.

Nachdem mir eine lange Zeit alles Mögliche durch den Kopf gegangen ist, rolle ich mich auf den Rücken und mache die Augen auf. Im Raum ist es jetzt dunkel – alle haben sich schlafen gelegt. Wahrscheinlich hat der Hass auf mich sie so erschöpft, denke ich mit einem bitteren Lächeln. Als wäre es nicht genug, dass ich aus der meistgehassten Fraktion komme – jetzt führe ich sie auch noch vor.

Ich stehe auf, um einen Schluck Wasser zu trinken. Ich habe zwar keinen Durst, aber ich muss etwas tun. Meine nackten Füße machen schmatzende Geräusche beim Laufen, und ich taste mich an der Wand entlang, damit ich nicht stolpere. Über dem Trinkbrunnen gibt eine Glühbirne blaues Licht ab.

Ich streiche meine Haare zurück und beuge mich hinunter. Doch gerade als ich das Wasser auf den Lippen spüre, höre ich am Ende des Gangs Stimmen. Ich ducke mich tiefer und vertraue darauf, in der Dunkelheit nicht gesehen zu werden.

»Bis jetzt gibt es keinerlei Anzeichen dafür.« Erics Stimme. Anzeichen wofür?

»Das wundert mich nicht«, antwortet jemand. Es ist die Stimme einer Frau, kalt und vertraut, aber so vertraut wie aus einem Traum, nicht wie von einer realen Person. »Das Kampftraining beweist gar nichts. Erst die Gesamtheit der Simulationen entlarvt, wer zu den unbestimmten Abtrünnigen gehört, und falls dies der Fall sein sollte, werden wir die Protokolle sorgfältig überprüfen, um absolut sicherzugehen.«

Bei dem Wort »unbestimmt« läuft es mir kalt den Rücken hinunter. Den Rücken an die Wand gedrückt, strecke ich den Kopf vor, um zu sehen, wem die mir so vertraut erscheinende Stimme gehört.

»Vergiss nicht, aus welchem Grund ich dich Max vorgeschlagen habe«, sagt die Stimme. »Deine Hauptaufgabe besteht vor allem darin, sie aufzuspüren. Das hat absoluten Vorrang.«

»Keine Sorge, ich denke daran.«

Ich beuge mich ein kleines Stück nach vorn, aber nur so viel, dass man mich hoffentlich weiterhin nicht sehen kann. Wessen Stimme es auch immer ist, diese Frau zieht hier die Fäden. Sie hat Eric zu einem der Ferox-Anführer gemacht, und sie ist diejenige, die mich am liebsten tot sähe. Ich strecke den Kopf vor, um möglichst noch einen Blick zu erhaschen, ehe sie um die nächste Ecke biegen.

Plötzlich packt mich jemand von hinten.

Ich will schreien, aber eine Hand legt sich auf meinen Mund. Sie riecht nach Seife, und sie ist so groß, dass sie die gesamte untere Hälfte meines Gesichts bedeckt. Ich versuche mich zu wehren, aber die Arme, die mich festhalten, sind zu stark. Ich beiße in einen der Finger, die auf meinem Mund liegen.

»Au!«, schreit eine raue Stimme auf.

»Halt die Klappe und drücke ihr den Mund zu.« Diese Stimme ist ungewöhnlich hoch und hell für einen Mann. Peter.

Jemand presst einen dunklen Stofffetzen an meine Augen und nimmt mir die Sicht, wieder andere Hände verknoten das Tuch an meinem Kopf. Ich habe Mühe zu atmen. Mindestens zwei Hände halten mich an den Armen fest, zerren mich nach oben, eine andere liegt auf meinem Rücken und drückt mich in dieselbe Richtung, eine vierte ist auf meinem Mund und hindert mich am Schreien. Drei Leute. Meine Brust tut weh. Gegen drei kann ich nicht viel ausrichten.

»Bin gespannt, wie es sich anhört, wenn eine Stiff um Gnade winselt«, sagt Peter glucksend. »Beeilt euch.«

Ich versuche, mich auf die Hand zu konzentrieren, die mir den Mund zuhält. Herauszufinden, zu wem die Hand gehört, ist das Problem, das ich lösen muss – und zwar jetzt, sofort, um zu verhindern, dass mich die Panik überrollt.

Die Hand ist weich und verschwitzt. Ich beiße die Zähne zusammen und atme durch die Nase. Der Seifengeruch kommt mir irgendwie vertraut vor. Zitronengras und Salbei. Der gleiche Duft umweht auch Als Bett. Mein Herz wird bleischwer.

Ich höre Wasser, das gegen Felsen brandet. Wir sind in der Nähe der Schlucht – der Lautstärke nach zu urteilen, sogar direkt darüber. Ich presse die Lippen zusammen, damit ich nicht schreie. Denn jetzt weiß ich, was sie mit mir vorhaben.

»Hebt sie hoch, kommt schon.«

Ich schlage um mich und ihre raue Haut kratzt auf meiner, aber ich weiß, es hat keinen Sinn. Ich schreie, aber ich weiß, mich hört niemand.

Ich werde den morgigen Tag erleben. Ich werde überleben.

Die Hände stoßen mich herum, heben mich hoch, mein Rücken stößt gegen etwas Hartes, Kaltes. Der Größe und Form nach ist es ein Eisengeländer. Es ist das Eisengeländer über der Schlucht. Mein Atem geht pfeifend, schon spüre ich die Gischt auf meinem Rücken. Die Hände schieben meinen Oberkörper über das Geländer und meine Füße verlieren den Kontakt zum Boden. Meine Angreifer sind das Einzige, was mich im Augenblick vor dem Sturz ins Wasser bewahrt.

Eine kräftige Hand begrapscht mich an der Brust. »Bist du sicher, dass du schon sechzehn bist, Stiff? Fühlt sich an, als wärst du höchstens zwölf.« Die anderen Jungs lachen.

Mir kommt es hoch und ich schlucke den bitteren Geschmack hinunter.

»Moment mal, ich glaube, ich habe etwas gefunden!« Seine Hand drückt meine Brust. Ich beiße mir auf die Zunge, damit ich nicht schreie. Noch mehr Gelächter.

Al nimmt die Hand von meinem Mund und zieht mich ein Stück vom Geländer zurück. »Hör auf damit«, fährt er den anderen an. Ich erkenne seine tiefe, unverwechselbare Stimme.

Kaum hat Al den Griff gelockert, da schlage ich blind in alle Richtungen und lasse mich nach unten gleiten. Diesmal beiße ich, so fest ich kann, in den erstbesten Arm, den ich zu fassen kriege. Ich höre einen Schmerzensschrei und beiße noch fester zu. Ich schmecke Blut. Jemand schlägt mir brutal ins Gesicht. Vielleicht würde ich sogar Schmerz verspüren, wenn nicht das Adrenalin wie Säure durch meine Adern schießen und meine Wut bis zur Weißglut steigern würde.

Der Junge entreißt mir seinen Arm und stößt mich zu Boden. Ich schlage mit dem Ellbogen auf den harten Stein, fasse aber sofort an meinen Kopf, um mir die Binde von den Augen zu reißen, doch bevor ich sie lösen kann, knallt ein Fuß mir in die Rippen. Ich japse stöhnend nach Luft und taste weiter meinen Hinterkopf ab. Jemand packt mich an den Haaren und schlägt meinen Kopf gegen etwas Hartes. Ich schreie auf vor Schmerz. Mir wird schwindelig.

Unbeholfen versuche ich, die Augenbinde aufzuknoten. Es gelingt mir nicht sofort, aber dann nehme ich sie ab. Ich blinzele. Das Bild vor mir verrutscht, es hüpfte auf und ab, in meinem Kopf rauscht es. Ich sehe jemanden, der auf uns zurennt, und einen anderen, der von uns wegrennt, jemand, der so groß ist wie Al. Peter packt mich am Hals, sein Daumen bohrt sich unter mein Kinn. Seine Haare, sonst glänzend und weich, sind wirr und kleben auf der Stirn. Sein blasses Gesicht ist verzerrt, als er mich hochhebt. Er fletscht die Zähne vor Anstrengung, aber er hält mich über den Abgrund. Am Rand meines Sichtfelds erscheinen Flecken, sie verdecken sein Gesicht, grüne, hellrote, blaue. Er sagt kein Wort. Ich will nach ihm treten, aber meine Beine sind zu kurz. Meine Lungen brennen wie Feuer.

Da höre ich einen Ruf und plötzlich lässt Peter mich los.

Im Fallen breite ich die Arme aus. Ich knalle gegen das Geländer und bleibe

mit den Achseln hängen. Stöhnend versuche ich, diesen Halt nicht zu verlieren und mich auf die Ellbogen hochzustemmen. Die Gischt nebelt meine Füße ein. Die Welt um mich herum schwankt. Jemand liegt auf dem Boden und schreit. Es ist Drew.

Ich höre dumpfe Schläge. Tritte. Lautes Stöhnen.

Ich blinzele ein paarmal und versuche, das Gesicht, das vor mir auftaucht, zu erkennen. Es ist wutverzerrt. Die Augen sind tiefblau.

»Four«, stoße ich hervor.

Ich schließe die Augen. Seine Hände fassen unter meine Achseln. Er zieht mich übers Geländer und an seine Brust, nimmt mich hoch, schiebt mir einen Arm unter die Knie. Ich drücke mein Gesicht an seine Schulter und mit einem Mal ist es leer und still um mich.

22. Kapitel

Ich schlage die Augen auf und sehe als Erstes die Worte »Fürchte Gott allein« auf einer weißen Wand. Ich höre wieder das Geräusch von fließendem Wasser, aber diesmal kommt es von einem Wasserhahn und nicht aus der Schlucht. Sekunden verstreichen, bis ich klare Umrisse in meiner Umgebung wahrnehme – einen Türrahmen, eine Arbeitsplatte, eine Zimmerdecke.

In meinem Kopf pocht es dumpf und auch meine Wangen und meine Rippen tun weh. Ich sollte lieber still liegen bleiben, wenn ich mich bewege, wird alles nur noch schlimmer. Ich liege auf einer blauen Patchworkdecke. Als ich den Kopf zur Seite drehe, um zu sehen, wo das Geräusch herkommt, stöhne ich auf vor Schmerz.

Four steht im Bad und hält seine Hände in ein Waschbecken. Das Blut an seinen Fingerknöcheln färbt das Wasser hellrot. Er hat eine Wunde am Mundwinkel, aber sonst scheint er unverletzt zu sein. Gelassen betrachtet er seine Blessuren. Er dreht den Wasserhahn zu und trocknet sich mit einem Handtuch die Hände.

Ich habe nur eine ganz schwache Erinnerung daran, wie ich hierhergekommen bin, es ist praktisch nur ein einziges Bild: schwarze Linien, die sich an einer Seite des Halses entlangschlängeln, der Teil eines Tattoos, und ein sanftes Schwanken, das nur bedeuten kann, dass er mich getragen hat.

Er löscht das Licht im Bad und holt einen Eisbeutel aus dem Kühlschrank in der Zimmerecke. Als er auf mich zukommt, überlege ich, ob ich die Augen schließen und so tun soll, als schlief ich noch, aber dann treffen sich unsere Blicke und es ist zu spät.

»Deine Hände«, krächze ich heiser.

»Zerbrich dir deswegen nicht den Kopf.« Er kniet sich auf die Matratze, beugt sich über mich und schiebt mir den Eisbeutel unter den Kopf. Bevor er wieder

aufsteht, strecke ich die Hand aus, um die Platzwunde an seiner Lippe zu berühren, aber als mir bewusst wird, was ich vorhabe, halte ich mitten in der Bewegung inne.

Was hast du schon zu verlieren?, fragt mich eine innere Stimme.

Ich berühre seinen Mund sacht mit den Fingerspitzen.

»Tris«, sagt er durch meine Finger, »es ist alles okay.«

»Warum bist du dort gewesen?«, frage ich und lasse die Hand sinken.

»Ich kam gerade aus dem Kontrollraum, als ich einen Schrei hörte.«

»Was hast du mit ihnen angestellt?«

»Drew habe ich vor einer halben Stunde in der Krankenstation abgeliefert«, sagt er. »Peter und Al sind abgehauen. Drew hat behauptet, sie wollten dir nur ein bisschen Angst einjagen. Wenigstens glaube ich, dass er das sagen wollte.«

»Ist er übel zugerichtet?«

»Er wird es überleben«, sagt er knapp. In bitterem Ton fügt er dann hinzu: »Wie, das kann ich dir nicht sagen.«

Es ist unrecht, sich über anderer Leute Schmerz zu freuen, nur weil sie mir zuerst wehgetan haben. Aber bei dem Gedanken daran, dass Drew jetzt auf der Krankenstation liegt, verspüre ich ein siedend heißes Glücksgefühl und drücke Fours Arm.

»Gut so.« Meine Stimme klingt grimmig. Die aufgestaute Wut macht mein Blut zu bitterem Wasser, füllt mich aus, zehrt mich auf. Ich möchte am liebsten etwas zerschmettern, auf etwas einschlagen, aber ich habe Angst, mich zu bewegen. Stattdessen fange ich an zu weinen.

Four kauert sich neben das Bett. In seinen Augen ist keine Spur von Mitleid. Alles andere hätte mich auch enttäuscht. Er befreit sich aus meinem Griff, aber dann legt er zu meiner Überraschung die Hand auf meine Wange und fährt mir behutsam mit dem Daumen über den Wangenknochen.

»Ich könnte den Vorfall melden«, sagt er.

»Nein«, wehre ich ab. »Ich möchte nicht, dass sie glauben, ich würde mich vor

ihnen fürchten.«

Er nickt. Geistesabwesend streichelt er meine Wangenknochen. »Ich dachte mir schon, dass du das sagen würdest.«

»Glaubst du, es wäre eine dumme Idee, wenn ich mich aufsetze?«

»Ich helfe dir.«

Four stützt mich an der Schulter und hält mit der anderen Hand meinen Kopf, während ich mich aufrichte. Der Schmerz jagt in heftigen Wellen durch mich hindurch, aber ich bemühe mich, ihn zu ignorieren, und unterdrücke ein Stöhnen.

Er gibt mir den Eisbeutel. »Du musst dich nicht zusammenreißen. Außer mir ist niemand hier.«

Ich beiße mir auf die Lippe, und als weitere Tränen kullern, tun wir beide so, als würden wir es nicht bemerken.

»Ich rate dir, von jetzt an darauf zu vertrauen, dass deine Freunde aus den anderen Fraktionen dich beschützen«, sagt er.

»Das habe ich ja«, sage ich. Wieder spüre ich Als Hand auf meinem Mund und ein Schluchzen schüttelt mich. Ich presse meine Hände an die Stirn und wiege mich vor und zurück. »Aber Al ...«

»Er will, dass du das kleine, stille Mädchen von den Altruan bist«, sagt Four leise. »Er hat dir wehgetan, weil er sich wegen deiner Stärke schwach fühlte. Das war der einzige Grund.«

Ich nicke und würde ihm gern glauben.

»Die anderen werden nicht mehr so neidisch auf dich sein, wenn sie sehen, dass du verletzlich bist. Auch wenn du nur zum Schein so tust.«

»Du meinst, ich soll mich schwächer geben, als ich bin?«, frage ich und ziehe die Augenbrauen hoch.

»Ja genau.« Er nimmt mir den Eisbeutel ab, seine Finger streifen dabei meine Hand, und hält ihn mir dann selbst an den Kopf. Ich lasse brav die Hand sinken. Den Arm zu entspannen, tut gut.

Four steht auf. Meine Augen sind auf den Saum seines T-Shirts gerichtet. Manchmal ist er für mich einfach ein Mensch wie jeder andere, manchmal jedoch beginnt alles in meinem Magen zu flattern, wenn ich ihn sehe.

»Du wirst morgen beim Frühstück erscheinen und deinen Angreifern zeigen, dass sie dir nichts anhaben konnten«, sagt er. »Aber du solltest die Prellung an deiner Wange nicht verstecken und den Kopf hängen lassen.«

Allein die Vorstellung widert mich an. »Ich glaube nicht, dass ich das fertigbringe«, sage ich tonlos.

»Du musst.«

»Du weißt nicht, was wirklich passiert ist.« Mein Gesicht beginnt zu glühen. »Sie haben mich angefasst.«

Als ich das sage, durchläuft ihn ein Zucken und seine Hände umklammern den Eisbeutel.

»Dich angefasst?«, wiederholt er. Seine dunklen Augen blicken eiskalt.

»Nicht ... nicht so, wie du denkst.« Ich räuspere mich. Als ich damit anfang, ahnte ich nicht, wie schrecklich es ist, darüber zu sprechen. »Aber ... beinahe.«

Ich schaue weg.

Er rührt sich nicht und schweigt so lange, dass ich schließlich etwas sagen muss.

»Was ist?«

»Ich tue es nur ungern«, antwortet er, »aber ich fürchte, ich muss es dir sagen. Im Moment ist es wichtiger für dich, in Sicherheit zu sein, als recht zu haben. Hast du das verstanden?«

Seine geraden Brauen wölben sich über die tief liegenden Augen. Mein Magen verkrampft sich, teils, weil ich weiß, dass er recht hat, ich dies aber nicht zugeben will, teils, weil ich etwas möchte, was ich selbst nicht in Worte fassen kann. Ich möchte mich gegen den Raum drängen, der zwischen uns besteht, bis er nicht mehr da ist.

Ich nicke.

»Aber wenn sich die Gelegenheit bietet ...« Er legt seine Hand an meine Wange, sie ist kalt und kräftig. Er hebt meinen Kopf, sodass ich ihn anschauen muss. Seine Augen blitzen und ich muss unwillkürlich an ein Raubtier denken.

»Wenn sich die Gelegenheit bietet, dann mach sie fertig.«

Ich lache zittrig. »Du kannst einem ja direkt Angst einjagen, Four.«

»Tu mir einen Gefallen«, sagt er, »und nenn mich nicht so.«

»Was soll ich denn sonst zu dir sagen?«

»Gar nichts.« Er nimmt die Hand von meinem Gesicht. »Einstweilen.«

23. Kapitel

In dieser Nacht gehe ich nicht in den Schlaftsaal zurück. Mit Leuten in einem Raum zu schlafen, die mich so brutal angegriffen haben, nur um nicht feige dazustehen, wäre dumm. Four schläft auf dem Fußboden, und ich liege in seinem Bett auf einer Decke und atme den Geruch seines Bettzeugs ein. Es riecht nach Seife und etwas Schwerem, Süßem, unverkennbar Männlichem.

Seine Atemzüge werden ruhiger, und ich stütze mich auf, um zu sehen, ob er schläft. Er liegt auf dem Bauch, einen Arm hat er über den Kopf gelegt. Seine Augen sind geschlossen, seine Lippen leicht geöffnet. Zum ersten Mal sieht er so jung aus, wie er wirklich ist, und ich frage mich, wer er ist, wenn er kein Ferox ist, wenn er kein Ausbilder ist, wenn er nicht Four, wenn er ganz und gar nichts Besonderes, sondern nur er selbst ist.

Wer er auch sein mag, ich mag ihn sehr. Jetzt fällt es mir leicht, es einzugestehen, hier im Dunkeln, nach allem, was passiert ist. Er ist weder süß noch liebenswürdig und schon gar nicht besonders nett. Aber er ist klug und tapfer, und obwohl er mich gerettet hat, hat er mich behandelt, als wäre ich stark. Allein das reicht mir schon. Mehr brauche ich über ihn gar nicht zu wissen.

Ich schaue zu, wie sich seine Rückenmuskeln beim Ein- und Ausatmen spannen und wieder entspannen, bis ich schließlich einschlafe.

Mit Schmerzen wache ich auf. Beim Aufsetzen zucke ich zusammen und presse die Hand gegen die Rippen. Mühsam schlurfe ich zu dem kleinen Spiegel an der Wand. Er hängt zu hoch, als dass ich richtig hineinschauen könnte, aber wenn ich mich auf die Zehenspitzen stelle, sehe ich mein Gesicht. Wie nicht anders zu erwarten, prangt auf meiner Wange ein tiefblauer Fleck. Die Vorstellung, in diesem Zustand in den Speisesaal zu gehen, gefällt mir ganz und gar nicht, aber ich habe mir Fours Ermahnungen zu Herzen genommen. Ich muss das

Verhältnis zu meinen Freunden wieder ins Lot bringen. Ich muss mich schwach zeigen, um besser geschützt zu sein.

Ich binde die Haare im Nacken zu einem Knoten, als die Tür aufgeht und Four hereinkommt. In der Hand hält er ein Handtuch, seine Haare glänzen noch vom Duschen. Er hebt den Arm, um seine Haare zu trocknen, und beim Anblick der haarfeinen Linie über seinem Gürtel spüre ich ein Kribbeln im Bauch. Ich zwingen mich, ihm ins Gesicht zu schauen.

»Hi.« Meine Stimme klingt gepresst. Ich wünschte, sie klänge anders.

Er berührt meine zerschundene Wange vorsichtig mit den Fingerspitzen. »Nicht schlecht«, sagt er. »Wie geht es deinem Kopf?«

»Gut.« Das ist eine Lüge – mein Kopf dröhnt. Ich streiche mit den Fingern über die Beule. Der Schmerz zuckt durch meinen ganzen Schädel. Es könnte schlimmer sein. Ich könnte jetzt im Fluss treiben.

Als er die Seite berührt, die den brutalen Tritt abbekommen hat, verkrampfe ich mich vor Schmerz. Er tut das beiläufig, aber ich bin trotzdem ganz steif.

»Und deine Seite?«, fragt er leise.

»Tut nur weh, wenn ich atme.«

Er lächelt. »Darauf kannst du nicht gut verzichten.«

»Peter würde wahrscheinlich eine Party schmeißen, wenn ich mit dem Atmen aufhörte.«

»Tja«, sagt er, »ich würde nur hingehen, wenn es Kuchen gibt.«

Ich lache – und zucke im selben Moment zusammen. Ich presse seine Hand gegen meine Rippen, um die Schmerzen wegzudrücken. Als er sie fortnimmt, verspüre ich ein Stechen in der Brust. Wenn dieser kostbare Augenblick vorüber ist, werde ich wieder daran denken müssen, was letzte Nacht geschehen ist. Am liebsten würde ich mit ihm zusammen hierbleiben.

Er nickt kurz und führt mich hinaus.

Vor dem Speisesaal bleibt er stehen und sagt: »Ich gehe zuerst hinein. Bis gleich, Tris.«

Er geht durch die Tür und ich bin allein. Gestern hat er zu mir gesagt, ich solle so tun, als sei ich schwach, aber er hat sich geirrt: Ich *bin* schwach. Ich lehne mich an die Wand und stütze meine Stirn in die Hände. Es fällt mir schwer, Luft zu holen, deshalb atme ich kurz und flach.

Ich darf es nicht zulassen. Sie haben mich angegriffen, um mich schwach zu sehen. Nur um mich zu schützen, muss ich jetzt so tun, als hätten sie damit Erfolg gehabt. Aber ich darf es nicht wahr werden lassen.

Ich stoße mich von der Wand ab und gehe in den Speisesaal, ohne noch einmal darüber nachzudenken. Nach ein paar Schritten fällt mir ein, dass ich mich wie ein geprügelter Hund benehmen soll, also schleiche ich mit gesenktem Kopf langsam an der Wand entlang. Uriah, der am Tisch neben Will und Christina sitzt, hebt die Hand und winkt. Dann lässt er sie wieder sinken.

Ich setze mich neben Will.

Al ist nicht da, er ist nirgendwo zu sehen.

Uriah plumpst auf den Stuhl neben mir. Seinen halb gegessenen Muffin und sein halb volles Glas Wasser lässt er an dem anderen Tisch zurück. Alle drei starren mich an.

»Was ist passiert?«, fragt Will leise.

Ich schaue an ihm vorbei zu einem Tisch hinter uns. Peter sitzt da, er isst eine Scheibe Toast und unterhält sich flüsternd mit Molly. Ich umklammere die Tischkante. Ich möchte ihm am liebsten eine reinhauen. Aber jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt dafür.

Schadenfreude breitet sich in mir aus. Drew ist nicht da, das heißt, er liegt immer noch auf der Krankenstation. »Peter, Drew ...«, antworte ich leise. Ich presse eine Hand gegen meine Rippen, während ich mit der anderen über den Tisch lange und mir eine Scheibe Toast nehme. Die Bewegung tut höllisch weh, aber ich übertreibe sogar noch ein bisschen und krümme mich vor Schmerzen. »Und ...« Ich schlucke. »Und Al.«

»Oh nein«, sagt Christina mit weit aufgerissenen Augen.

Quer durch den Speisesaal blickt Peter mich an und ich muss mich dazu zwingen wegzuschauen. Es macht mich ganz krank, ihm vorzuführen, dass er mir Angst einjagt, aber ich muss es tun. Four hat recht. Ich muss alles tun, damit sie mich nicht wieder angreifen.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragt Uriah.

»Nicht wirklich«, antworte ich.

Meine Augen brennen, aber diesmal ist es nicht gespielt wie gerade eben. Ich zucke die Schultern. Inzwischen bin ich davon überzeugt, dass Tori mit ihrer Warnung recht hat. Wenn Peter, Drew und Al mich aus purem Neid in die Schlucht geworfen hätten – weshalb sollten dann nicht auch die Anführer der Ferox imstande sein, einen Mord zu begehen?

Es fällt mir schwer, mich zu verstellen. Ich fühle mich fast so, als steckte ich in der Haut eines anderen. Doch wenn ich nicht aufpasse, ende ich als Leiche. Und ich kann nicht einmal den Anführern meiner Fraktion trauen. Meiner neuen Familie.

»Aber du bist doch nur ...« Uriah schürzt die Lippen. »Das ist nicht fair. Drei gegen einen?«

Christina schnaubt. »Ja, Peter war schon immer ein Ausbund an Fairness. Deshalb hat er ja auch Edward im Schlaf überrumpelt und ihm ein Auge ausgestochen.« Sie schüttelt den Kopf. »Aber jemand wie Al? Bist du dir sicher, Tris?«

Ich blicke auf meinen Teller. Ich bin die Nächste, der es so ergehen könnte wie Edward. Aber anders als er werde ich meinen Platz nicht räumen.

»Ja«, sage ich fest. »Ich bin mir sicher.«

»Das hat er aus purer Verzweiflung getan«, meint Will. »Er hat sich benommen ... ich weiß nicht. Als wäre er ein anderer Mensch. Seit der zweiten Phase der Initiation ist er nicht mehr er selbst.«

In diesem Moment kommt Drew in den Speisesaal geschlurft. Ich lasse meinen Toast fallen und starre ihn mit offenem Mund an.

Ihn als »verschrammt« zu bezeichnen, wäre eine glatte Untertreibung. Sein Gesicht ist geschwollen und blutunterlaufen, seine Lippe ist aufgerissen und über seiner Augenbraue sehe ich eine Platzwunde. Auf dem Weg zu seinem Tisch blickt er nicht auf, ja er hebt den Kopf nicht einmal, um zu mir herzuschauen.

Ich erhasche Fours Blick. Er lächelt so zufrieden, wie ich es gerne täte.

»Hast *du* das etwa gemacht?«, zischelt Will.

»Nein. Jemand – ich habe nicht gesehen, wer es war – hat mich gefunden, ehe ich ...« Ich schlucke. Wenn ich es laut sage, wird es noch schlimmer, noch wirklicher. »... ehe sie mich in die Schlucht werfen konnten.«

»Sie wollten dich *umbringen*?«, fragt Christina leise.

»Vielleicht. Vielleicht wollten sie mich einfach nur über dem Abgrund hängen lassen, um mir Angst zu machen.« Ich ziehe die Schulter hoch. »Jedenfalls hat es funktioniert.«

Christina sieht mich mitleidig an und Will schaut starr vor sich hin.

»Wir müssen etwas dagegen unternehmen«, sagt Uriah leise.

»Was denn? Sollen wir sie vielleicht verprügeln?« Christina grinst. »Sieht so aus, als hätte das schon jemand erledigt.«

»Nein. Das sind nur Schmerzen, und die vergehen«, antwortet Uriah. »Wir müssen sie aus den Bewertungen hinausdrängen. Dann ist ihre Zukunft ruiniert, und zwar für alle Zeiten.«

Four steht auf und stellt sich zwischen die Tische. Sofort verstummen die Gespräche.

»Alle Fraktionswechsler mal herhören. Heute werden wir etwas Besonderes machen«, sagt er. »Folgt mir.«

Wir stehen von den Tischen auf. Uriah runzelt die Stirn. »Sei vorsichtig«, sagt er zu mir.

»Mach dir keine Sorgen«, sagt Will. »Wir werden auf sie aufpassen.«

Four führt uns zu den Stegen, die an den Felswänden um die Grube

herumführen. Will geht links von mir, Christina rechts.

»Ich habe mich nie richtig bei dir entschuldigt«, sagt sie leise. »Dass ich die Flagge an mich gerissen habe, obwohl du sie erobert hast. Keine Ahnung, was in mich gefahren ist.«

Ich weiß nicht, ob ich ihr verzeihen soll oder nicht – ob ich überhaupt jemandem verzeihen sollte, nach allem, was sie zu mir gesagt haben, seit gestern das Ranking bekannt gegeben wurde. Aber meine Mutter würde mir jetzt erklären, dass alle Menschen Fehler haben und ich nachsichtig mit ihnen sein soll. Und Four hat mir geraten, dass ich mich auf meine Freunde verlassen soll.

Allerdings frage ich mich, auf wen von ihnen ich mich verlassen soll, denn ich weiß nicht, wer meine wahren Freunde sind. Uriah und Marlene, die auch dann zu mir hielten, als ich Stärke zeigte, oder Christina und Will, die mich immer dann beschützt haben, wenn ich schwach zu sein schien?

Christina sieht mich aus ihren großen braunen Augen fragend an. Ich nicke. »Reden wir nicht mehr davon.«

Eigentlich ist meine Wut auf sie noch nicht verraucht, aber ich weiß, ich muss meinen Ärger hinunterschlucken.

Wir steigen so hoch hinauf wie noch nie. Will wird jedes Mal, wenn er nach unten schaut, ganz blass. Höhe macht mir nichts aus, also fasse ich Will am Arm, so als müsste er mich stützen – aber in Wirklichkeit stütze ich ihn. Er lächelt mich dankbar an.

Four dreht sich um und macht ein paar Schritte zurück – auf einem schmalen Steg ohne Geländer geht er rückwärts! Wie gut kennt er diesen Ort?

Als sein Blick auf Drew fällt, der am Ende des Trupps vor sich hin tritt, sagt er: »Nicht so lahm, Drew!«

Das ist ziemlich gemein, aber ich kann mir ein Grinsen nicht verkneifen. Doch als Four bemerkt, dass ich Will untergehakt habe, ist sein spöttisches Lächeln plötzlich wie weggewischt. Er macht ein Gesicht, bei dem es mich kalt überläuft. Ist er etwa ... eifersüchtig?

Wir steigen weiter nach oben und zum ersten Mal seit Tagen sehe ich durch das Glas die Sonne. Four klettert über Metallleitern voran durch eine Öffnung in der Decke. Die Leitern ächzen unter meinen Füßen. Ich blicke in die Tiefe und sehe die Grube und die Schlucht unter mir.

Wir laufen über das Glas – an dieser Stelle ist es keine Decke mehr, sondern dient uns als Boden – bis hin zu einem zylindrischen Raum mit Glaswänden. Die umliegenden Gebäude wirken verlassen, sind halb verfallen und vom Viertel der Altruana ziemlich weit entfernt. Wahrscheinlich ist mir das Hauptquartier der Ferox deshalb früher nie aufgefallen.

In dem Raum wimmelt es von Leuten. Die Ferox stehen in Grüppchen beisammen und unterhalten sich. An einer Wand kämpfen zwei Ferox mit Stöcken gegeneinander, sie lachen, wenn einer nicht trifft und nur in die Luft schlägt. Über mir spannen sich zwei Seile, eins einen Fuß breit über dem anderen. Wahrscheinlich dienen sie den tollkühnen Stunts, für die die Ferox berühmt sind.

Four führt uns durch eine weitere Tür. Hinter ihr liegt ein riesiger, leicht muffiger Raum, dessen Wände mit Graffiti besprüht sind und durch den frei liegende Rohrleitungen verlaufen. Ein paar altmodische Leuchtstoffröhren mit Kunststoffumhüllungen erhellen den Raum – sie müssen uralt sein.

»Dies hier«, sagt Four und seine Augen leuchten in dem schummrigen Licht, »ist eine ganz andere Art von Simulation. Sie heißt auch die ›Angstlandschaft‹. Für unsere Zwecke wurde sie deaktiviert. Wenn ihr das nächste Mal hier seid, wird sie anders aussehen.«

Hinter ihm ist in roten, kunstvollen Buchstaben das Wort »furchtlos« an die Betonwand gesprüht.

»Während der Simulationen haben wir eine Menge Daten über eure schlimmsten Ängste gesammelt. Die Angstlandschaft greift auf diese Daten zurück und stellt euch vor eine Reihe von virtuellen Hindernissen. Einige der Hindernisse, die ihr überwinden müsst, sind Ängste, die euch schon in den

früheren Simulationen begegnet sind. Es können aber auch ganz neue Ängste darunter sein. Der Unterschied besteht darin, dass ihr euch in der Angstlandschaft bewusst seid, dass ihr euch in einer Simulation befindet. Ihr habt also eure fünf Sinne beisammen, wenn ihr euch durch die Simulation bewegt.«

Das bedeutet, dass es allen in der Angstlandschaft so ergehen wird, als wären sie Unbestimmte. Ist das für mich nun gut, weil ich dann nicht entlarvt werden kann, oder eher schlecht, weil ich meinen Vorteil den anderen gegenüber nicht nutzen kann?

Four erläutert weiter. »Die Zahl der Ängste, mit denen ihr in der Angstlandschaft konfrontiert werdet, schwankt, je nachdem, wie viele Ängste ihr tatsächlich habt.«

Wie viele Ängste werden es bei mir sein? Ich muss an die Krähen denken und fröstle, obwohl es warm ist.

»Ich habe euch schon gesagt, dass es im dritten Abschnitt der Initiation vor allem um eure mentale Vorbereitung geht«, erklärt Four. Ich weiß noch genau, wann er das gesagt hat. Es war an unserem allerersten Tag, kurz bevor er Peter eine Waffe an den Kopf gehalten hat. Ich wünschte, er hätte abgedrückt.

»Ihr müsst nämlich eure Gefühle und euren Körper gleichermaßen beherrschen, damit ihr die körperlichen Fertigkeiten, die ihr im ersten Teil erworben habt, mit den mentalen Fähigkeiten, die ihr in der zweiten Initiationsphase ausgebildet habt, vereinen könnt. Damit ihr auch in Gefahrensituationen einen kühlen Kopf behaltet.« Eine der Leuchtstoffröhren über Fours Kopf flimmert. Er lässt seinen Blick nicht mehr gleichmäßig über alle Anfänger schweifen, sondern schaut jetzt direkt zu mir.

»In der nächsten Woche müsst ihr eure Angstlandschaft so schnell wie möglich durchlaufen, und zwar vor einem Ausschuss, der aus Anführern der Ferox besteht. Das ist eure letzte Prüfung, die über euer Ranking in der dritten Initiationsphase entscheidet. Und so, wie Teil zwei mehr zählte als Teil eins,

zählt Teil drei mehr als alle anderen. Habt ihr verstanden?»

Wir alle nicken, sogar Drew, auch wenn er dabei ziemlich leidend wirkt.

Wenn ich in diesem letzten Test gut abschneide, habe ich die Chance, einen Platz unter den zehn Besten zu schaffen und in die Fraktion aufgenommen zu werden. Eine richtige Ferox zu werden. Der Gedanke macht mich ganz schwindlig vor lauter Freude.

»Ihr habt zwei Möglichkeiten, diese Hindernisse zu überwinden. Entweder ihr schafft es, euch selbst so zu beruhigen, dass wir in der Simulation einen normalen, gleichmäßigen Pulsschlag feststellen, oder ihr findet einen Weg, euch der jeweiligen Angst zu stellen, denn dann tritt die Simulation in die nächste Phase ein. Eine Möglichkeit, der Angst vor dem Ertrinken entgegenzutreten, ist es zum Beispiel, tiefer zu tauchen.« Achselzuckend fügt er hinzu: »Ich würde vorschlagen, ihr nutzt die nächste Woche dazu, euch eure Ängste durch den Kopf gehen zu lassen und euch eine Strategie zu überlegen, wie ihr sie bekämpfen wollt.«

»Das ist nicht fair«, sagt Peter. »Was, wenn der eine sieben Ängste hat, der andere aber zwanzig? Keiner kann doch was dafür.«

Four mustert ihn ein paar Sekunden lang, dann lacht er. »Willst du dich wirklich mit mir darüber unterhalten, was fair ist und was nicht?«

Alle machen ihm den Weg frei, als er mit verschränkten Armen auf Peter zugeht und todernt zu ihm sagt: »Ich kann verstehen, dass du dir Sorgen machst, Peter. Was in der letzten Nacht passiert ist, beweist ja eindeutig, dass du ein elender Feigling bist.«

Peter starrt ihn fassungslos an.

Four verzieht höhnisch sein Gesicht. »Jetzt wissen alle, dass du dich vor kleinen, dünnen Altruam-Mädchen fürchtest.«

Will legt den Arm um mich. Christinas Schultern zucken, weil sie sich das Lachen kaum verkneifen kann. Und insgeheim lache ich mit.

Als ich am Nachmittag den Schlafsaal betrete, ist Al da.

Will steht hinter mir und legt mir sanft die Hand auf die Schulter – wie um mich daran zu erinnern, dass er in meiner Nähe ist. Christina rückt ein Stück näher an mich heran.

Al hat dunkle Ringe um die Augen und sein Gesicht ist vom Weinen geschwollen. Es versetzt mir einen Stich, ihn so zu sehen. Ich bleibe stehen. Der Duft von Zitronengras und Salbei, den ich bisher so gern gemocht habe, steigt mir jetzt unangenehm in die Nase.

»Tris«, sagt Al mit brüchiger Stimme. »Kann ich mit dir reden?«

»Machst du Witze?« Will drückt meine Schulter. »Lass dich nie wieder in ihrer Nähe blicken.«

»Ich tue dir nichts. Ich wollte dir nie etwas tun ...« Al vergräbt sein Gesicht in beiden Händen. »Ich wollte dir nur sagen, dass es mir leidtut. Es tut mir schrecklich leid. Ich ... ich weiß nicht, was mit mir los ist ... bitte verzeih mir, *bitte ...*«

Er streckt die Hand nach mir aus, um meine Schulter zu berühren oder meine Hand, sein Gesicht ist tränenüberströmt.

Irgendwo tief in meinem Herzen bin ich ein mitleidiger Mensch, der anderen verzeiht. Irgendwo in mir ist das Mädchen, das zu verstehen versucht, was andere Menschen durchmachen, das weiß, dass Menschen schlimme Dinge tun und sich aus lauter Verzweiflung zu den dunkelsten Taten hinreißen lassen. Ich schwöre, es gibt dieses Mädchen, und ihm tut der bedauernswerte Junge, den es vor sich sieht, leid.

Aber wenn ich diesem Mädchen jetzt begegnete, würde ich es nicht erkennen.

»Hau ab«, sage ich leise. Ich bin entschlossen und ganz kühl, ich bin nicht wütend, bin nicht verletzt, ich bin gar nichts. Mit fester Stimme sage ich: »Komm mir nie wieder unter die Augen.«

Wir sehen uns an, seine Augen sind dunkel und glasig. Ich bin ganz ruhig.

»Wenn du es trotzdem tust, dann, das schwöre ich bei Gott, bringe ich dich um, du Feigling.«

24. Kapitel

» Tris.«

Im Traum ruft mich meine Mutter. Sie winkt mir und ich gehe durch die Küche zu ihr. Sie zeigt auf den Topf auf dem Herd, und ich hebe den Deckel, um hineinzuschauen. Das kugelrunde Auge einer Krähe starrt mich an, ihre Flügel sind an den Topfrand gepresst. Die fette Krähe schwimmt im kochenden Wasser.

»Abendessen«, ruft Mutter.

»Tris!«, höre ich wieder. Ich öffne die Augen. Neben meinem Bett steht Christina, ihre Wimperntusche ist verschmiert und sie ist tränenüberströmt.

»Es geht um Al«, sagt sie. »Komm mit.«

Einige im Schlafsaal sind wach, andere schlafen weiter. Christina nimmt mich bei der Hand und zieht mich zur Tür hinaus. Barfuß renne ich mit ihr den Gang entlang. Ich blinzele mir den Schlaf aus den Augen, um richtig wach zu werden. Etwas Schreckliches ist passiert. Ich spüre es mit jedem Herzschlag.

Es geht um Al.

Wir laufen zur Grube, aber plötzlich bleibt Christina stehen. Eine Menschenmenge hat sich am Felshang versammelt, doch die Leute stehen so weit auseinander, dass ich genügend Platz habe, um an Christina und einem großen Mann mittleren Alters vorbei bis ganz nach vorne zu treten.

Zwei Männer stehen dort. An Seilen hieven sie etwas nach oben. Sie keuchen vor Anstrengung, sie stemmen sich gegen den Boden, um das Seil übers Geländer zu ziehen, dann fassen sie nach. Eine riesige, dunkle Gestalt taucht auf, und ein paar Ferox laufen hinzu und helfen den beiden Männern, sie übers Geländer zu ziehen.

Mit einem dumpfen Schlag fällt die Gestalt auf den Boden. Ein blasser Arm, aufgedunsen vom Wasser, schlägt auf dem Steinboden auf. Eine Leiche.

Christina drückt sich an mich, klammert sich an meinen Arm. Sie vergräbt ihr Gesicht an meiner Schulter und schluchzt, aber ich kann den Blick nicht von dem Toten abwenden. Einige der Männer drehen ihn um. Der Kopf rollt zur Seite.

Seine Augen sind offen und leer. Dunkel. Wie die Augen einer Puppe. Der Nasenrücken steht vor, der Nasenansatz ist schmal, die Nasenspitze rundlich. Die Lippen sind blau. Das Gesicht trägt kaum noch menschliche Züge, es wirkt halb tot, halb animalisch. Meine Lungen stechen. Wenn ich einatme, geht mein Atem keuchend.

Al.

»Einer der Neuen«, sagt jemand hinter mir. »Was ist passiert?«

»Na was schon? Das Gleiche wie jedes Jahr«, antwortet ein anderer. »Er ist runtergesprungen.«

»Sei nicht so zynisch. Es könnte ja auch ein Unfall gewesen sein.«

»Man hat ihn mitten in der Schlucht gefunden. Glaubst du, er ist über seinen Schnürsenkel gestolpert und ... schwups, ein gutes Stück nach vorne gefallen?«

Christinas Hand klammert sich immer fester um meinen Arm. Ich sollte sie bitten, mich loszulassen; langsam tut es weh. Jemand kniet sich neben Al und drückt ihm die Augen zu. Es soll wahrscheinlich so aussehen, als schliefe er. So ein Unsinn. Wieso tun die Menschen so, als schliefe einer, wenn er tot ist? Er schläft nicht. Er schläft nicht.

Etwas in mir bricht in Stücke. Meine Brust ist wie zugeschnürt, ich bekomme keine Luft mehr, ich ersticke. Ich sinke zu Boden, ziehe Christina mit mir hinunter. Die Steine unter meinen Knien sind hart. Ich höre etwas, nein, es ist eher eine Erinnerung an etwas, was ich gehört habe. Es ist Als Schluchzen, es sind seine Schreie in der Nacht. Ich hätte es wissen müssen. Ich bekomme immer noch keine Luft. Ich presse beide Hände gegen meine Brust und wiege meinen Oberkörper hin und her, um die unerträgliche Spannung zu lösen.

Wenn ich blinzele, dann sehe ich Als Hinterkopf vor mir. Er trägt mich

huckepack in den Speisesaal. Ich spüre seine federnden Schritte. Er ist groß und warm und tollpatschig. Nein, er *war* es. Das ist der Tod – wenn man statt *ist war* sagt.

Ich hole tief Luft. Jemand hat einen großen schwarzen Sack gebracht, mit dem man den Leichnam wegträgt. Ein Lachen quillt aus mir heraus, gepresst, gurgelnd. Al ist zu groß für den Leichensack, ist das zu fassen? Ich halte die Hand vor den Mund und aus dem Lachen wird ein Wimmern. Ich mache mich los und stehe auf. Wortlos lasse ich Christina auf dem Boden sitzen und renne davon.

»Hier«, sagt Tori. Sie hält mir eine dampfende Tasse hin, die nach Pfefferminz riecht. Ich halte sie in beiden Händen, ihre Wärme strömt in meine Finger.

Tori setzt sich mir gegenüber. Wenn es um Beerdigungen geht, verschwenden die Ferox keine Zeit. Tori sagte, sie wollten sich dem Tod stellen, sobald er ihnen entgegentritt. Im Vorzimmer des Tattoo-Studios sitzen keine Leute, aber in der Grube wimmelt es von Menschen, die meisten sind betrunken. Ich weiß nicht, warum ich mich darüber wundere.

Zu Hause waren Beerdigungen eine ernste und feierliche Angelegenheit. Alle haben sich versammelt, um der Familie des Verstorbenen zu helfen, keiner war müßig, aber niemand lachte, niemand lärmte, niemand scherzte. Und bei den Altruan trinkt keiner Alkohol, deshalb ist auch keiner betrunken. Aber es hat wohl seinen Grund, dass Beerdigungen hier das genaue Gegenteil sind.

»Trink das«, sagt Tori. »Danach geht es dir besser. Das verspreche ich dir.«

»Ich glaube nicht, dass Tee mir helfen wird«, sage ich zögernd. Aber ich nippe trotzdem daran. Die Flüssigkeit wärmt meinen Mund und meine Kehle und rinnt in meinen Magen. Ich habe gar nicht gemerkt, wie kalt mir ist.

»Ich sagte ›besser‹, nicht ›gut‹.« Sie lächelt mich an, aber anders als sonst treten keine Fältchen um ihre Augenwinkel. »Ich glaube, etwas Gutes wird uns eine ganze Weile nicht mehr zustoßen.«

Ich beiße mir auf die Lippe. »Wie lange ... wie lange hast du gebraucht, bis es

dir wieder besser ging, nachdem dein Bruder ...«

»Ich weiß nicht.« Sie schüttelt den Kopf. »Manchmal denke ich, dass ich es immer noch nicht verwunden habe. An manchen Tagen geht es mir gut, da bin ich sogar glücklich. Aber es hat ein paar Jahre gedauert, bis ich keine Rachepläne mehr geschmiedet habe.«

»Wann hast du damit aufgehört?«

Ihr Blick geht ins Leere. Sie trommelt mit den Fingern auf ihr Knie, dann sagt sie: »Ich glaube nicht, dass ich damit aufgehört habe. Es ist eher so, als ob ich ... auf eine Gelegenheit warte.«

Gedankenverloren schaut sie auf die Uhr.

»Zeit zu gehen.«

Ich schütte den Rest des Tees in den Ausguss. Als ich die Tasse abstelle, merke ich, dass meine Hand zittert. Das ist schlecht. Sonst zittern meine Hände nur, wenn ich kurz davor bin zu weinen, und ich kann unmöglich in aller Öffentlichkeit weinen.

Wir verlassen das Tattoo-Studio und laufen zur Grube. All die Leute, die zuvor schon da waren, stehen jetzt an der Schlucht, und es riecht kräftig nach Alkohol. Die Frau vor mir schwankt nach links, verliert ihr Gleichgewicht und fängt an zu kichern, als sie auf den Mann neben ihr fällt. Tori fasst mich am Arm und führt mich weg.

Uriah, Will und Christina stehen bei den anderen Initianten. Christinas Augen sind verweint. Uriah hat eine kleine silberne Flasche in der Hand. Er bietet sie mir an. Ich schüttele den Kopf.

»Überraschung, Überraschung«, sagt Molly hinter mir. Sie stößt Peter mit dem Ellbogen an. »Einmal Stiff, immer Stiff.«

Es kann mir egal sein, was sie denkt. Ich werde sie einfach nicht beachten.

»Heute habe ich einen interessanten Artikel gelesen«, sagt sie und rückt näher an mich heran. »Es ging um deinen Vater und um den *wahren* Grund, weshalb du deine alte Fraktion verlassen hast.«

Es gibt im Moment wahrhaft Wichtigeres für mich, als ihr das Maul zu stopfen. Aber es ist das Einfachste.

Ich wirble zu ihr herum und meine Faust trifft ihr Kinn. Meine Fingerknöchel tun weh. Ich weiß gar nicht, wann ich beschlossen habe, sie zu schlagen. Ich weiß gar nicht, wann ich meine Hand zur Faust geballt habe.

Sie will sich auf mich stürzen, aber sie kommt nicht weit. Will packt sie am Kragen und hält sie zurück. Er blickt von ihr zu mir und sagt: »Hört auf damit. Alle beide.«

Halb wünschte ich, er hätte sie nicht zurückgehalten. Ein Kampf wäre eine willkommene Abwechslung gewesen, erst recht, weil jetzt auch noch Eric auf eine Plattform neben dem Geländer gestiegen ist. Ich blicke zu ihm hin und verschränke die Arme, um ruhig zu bleiben. Ich bin gespannt, was er sagen wird.

Soweit ich mich erinnern kann, hat bei den Altruan nie jemand Selbstmord begangen, aber die Haltung der Fraktion dazu ist eindeutig: Selbstmord ist ein Akt der Selbstsucht. Jemand, der wirklich selbstlos ist, denkt viel zu wenig an sich selbst, als dass er sich wünschen könnte, tot zu sein. Wenn es jemals vorkäme, würde das zwar niemand laut sagen, aber jeder würde es denken.

»Seid mal alle ruhig!«, ruft Eric. Jemand schlägt auf eine Art Gong. Der Lärm verstummt augenblicklich, aber das Gemurmel geht weiter.

»Danke«, sagt Eric. »Wie ihr wisst, sind wir hier, weil Albert, einer von den Neuen, vergangene Nacht in die Schlucht gesprungen ist.«

Jetzt hört auch das Gemurmel auf, nur noch das Rauschen des Wassers ist zu hören.

»Wir wissen nicht, wieso er das getan hat«, fährt Eric fort, »und es wäre einfach, diesen Verlust von heute Nacht zu betrauern. Aber als wir Ferox wurden, haben wir nicht das bequeme Leben gewählt. Und die Wahrheit ist doch ...« Eric lächelt. Wenn ich ihn nicht kennen würde, würde ich glauben, dieses Lächeln sei echt. Aber ich kenne ihn. »Die Wahrheit ist: Albert erkundet nun einen unbekannten, ungewissen Ort. Um dorthin zu gelangen, sprang er in

einen gefährlichen Fluss. Wer von uns hat so viel Mut, diesen Sprung in die Dunkelheit zu wagen, ohne zu wissen, was ihn jenseits dieser Dunkelheit erwartet? Albert war noch kein richtiges Mitglied von uns, aber wir können sicher sein, dass er einer unserer *Tapfersten* war.«

Ein Schrei kommt aus der Mitte der Versammelten, ein lautes Triumphgeheule. Die Ferox jubeln in allen Stimmlagen, hoch und tief, fröhlich und traurig. Ihr lautes Brüllen hört sich an wie das Tosen des Wassers. Christina nimmt Uriahs Flasche und trinkt. Will legt ihr den Arm um die Schulter und zieht sie an sich. Überall um mich herum höre ich Gejohle.

»Wir feiern ihn jetzt und werden ihn nie vergessen!«, schreit Eric. Jemand reicht ihm eine dunkle Flasche und er hebt sie hoch. »Auf Albert, den Mutigen!«

»Auf Albert!« Alle um mich herum recken die Arme hoch und rufen seinen Namen. »Albert! Al-bert! Al-bert!« Sie skandieren den Namen, bis er gar nicht mehr wie ein Name klingt. Ihr Grölen ist wie der Urschrei eines vorzeitlichen Volkes.

Ich wende mich ab. Ich kann das nicht mehr ertragen.

Ich weiß nicht, wohin ich will, laufe einfach irgendwohin, nur weg von hier. Ich gehe den dunklen Gang entlang bis zu dem Trinkbrunnen, der in das blaue Licht der Lampe getaucht ist.

Ich schüttele den Kopf. Mutig? Mutig wäre es gewesen, zu seiner Schwäche zu stehen und die Ferox zu verlassen, egal wie beschämend das auch ist. Sein Stolz war es, der Al umgebracht hat, und das ist der wunde Punkt im Herzen eines jeden Ferox. Auch in meinem.

»Tris.«

Mit einem Ruck drehe ich mich um. Hinter mir, genau in dem blauen Lichtkreis, steht Four. Seine Augen liegen im Dunkeln, das blaue Licht zeichnet tiefe Schatten unter seine Wangenknochen und lässt ihn unheimlich aussehen. Mein Herz beginnt zu klopfen.

»Was machst du hier?«, frage ich. »Solltest du ihm nicht auch die letzte Ehre

erweisen?«

Ich sage es, als hätte ich etwas Übelschmeckendes in meinem Mund und spuckte es aus.

»Solltest du das nicht auch tun?«, fragt er. Er kommt auf mich zu und jetzt sehe ich seine Augen. In diesem Licht sind sie fast schwarz.

»Ich kann ihm keine Ehre erweisen, wenn ich keine Ehrfurcht empfinde.« Als ich es sage, überkommt mich ein Anflug von Schuldgefühl, und ich schüttle den Kopf. »Ich habe es nicht so gemeint.«

»Aha.« Dem Blick nach zu urteilen, den er mir zuwirft, glaubt er mir nicht. Ich kann es ihm nicht verübeln.

»Das ist lächerlich.« Ich merke, wie mir das Blut in die Wangen schießt. »Er stürzt sich in einen Abgrund hinab und Eric nennt ihn deswegen mutig? Ausgerechnet Eric, der wollte, dass du mit Messern auf Al wirfst?«

Mir wird übel. Erics falsches Lächeln, seine heuchlerischen Worte, seine verquerten Ideale – bei dem Gedanken daran möchte ich mich übergeben. »Er war nicht mutig! Er war niedergeschlagen und feige und hätte mich beinahe umgebracht! Sind das Dinge, für die wir ihm die Ehre erweisen sollten?«

»Was sollen sie denn sonst machen?«, fragt er. »Ihn verdammen? Al ist schon tot. Er kann es nicht hören und außerdem ist es ohnehin zu spät.«

»Es geht nicht um Al«, sage ich barsch. »Es geht um alle, die zuschauen. Um alle, denen es jetzt als ein möglicher Ausweg erscheint, sich in den Abgrund zu stürzen. Warum auch nicht, wenn man danach in den Augen aller ein Held ist? Warum nicht, wenn man auf diese Weise Ruhm erlangt? Das ist ... ich kann nicht ...«

Meine Wangen glühen und mein Herz klopft wie wild. Ich versuche, mich zu beherrschen, aber ich schaffe es nicht.

»Bei den Altruani wäre so etwas *undenkbar!*« Ich schreie es beinahe heraus. »Nichts davon! Niemals! Hier hat man ihn gebrochen und fertiggemacht, und es ist mir egal, ob man mich für eine Stiefle hält, wenn ich das sage, es ist mir *völlig*

egal!«

Fours Augen wandern zu der Wand über dem Trinkbrunnen.

»Vorsicht, Tris!«, sagt er, die Augen auf eine Stelle an der Wand gerichtet.

»Mehr hast du nicht zu sagen?«, fauche ich ihn an. »Dass ich *vorsichtig* sein soll? Ist das alles?«

»Du bist genauso schlimm wie die Candor, weißt du das?« Er packt mich am Arm und zerrt mich von dem Trinkbrunnen weg. Er tut mir weh, aber ich bin zu schwach, um mich von ihm loszureißen.

Sein Gesicht ist so dicht vor meinem, dass ich die kleinen Sommersprossen sehe, die auf seiner Nase verteilt sind. »Ich werde dir das nicht noch einmal sagen, also hör gut zu.« Er legt mir die Hand auf die Schulter, seine Finger drücken mich, halten mich fest, ich komme mir ganz klein vor. »Sie beobachten dich. Speziell *dich*.«

»Lass mich los«, sage ich matt.

Er lässt mich sofort los und richtet sich auf. Der schwere Stein auf meiner Brust wird ein bisschen leichter, jetzt, da Four mich nicht mehr berührt. Seine so schnell wechselnden Stimmungen machen mir Angst. Sie zeigen, wie unbeständig er ist, und Unbeständigkeit ist etwas Gefährliches.

»Beobachten sie dich auch?«, frage ich so leise, dass er mich nur hören kann, weil er so dicht neben mir steht.

Er gibt mir keine Antwort. »Ich versuche immer wieder, dir zu helfen«, sagt er stattdessen, »aber du lässt es ja nicht zu.«

»Ach ja, deine *Hilfe*«, sage ich. »Mir mit einem Messer das Ohr aufzuschlitzen, mich zu verspotten, mich öfter als irgendjemanden sonst anzuschreien, das ist ganz sicher hilfreich.«

»Dich verspotten? Meinst du, als ich die Messer geworfen habe? Ich habe dich nicht verspottet«, sagt er verärgert. »Ich habe dich daran erinnert, dass jemand anderes deinen Platz einnehmen wird, wenn du versagst.«

Ich lege die Hand schützend in meinen Nacken und denke an die Sache mit

dem Messer zurück. Jedes Mal, wenn Four mich damals provoziert hat, warnte er mich davor aufzugeben, weil sonst Al sich vor die Zielscheiben hätte stellen müssen.

»Warum?«, frage ich.

»Weil du eine Altruan bist. Und weil du am mutigsten bist, wenn du dich verhältst wie eine Altruan.«

Jetzt verstehe ich ihn. Er wollte mich nicht zum Aufgeben bewegen. Er hat mich daran erinnert, warum ich nicht aufgeben durfte – weil ich Al beschützen musste. Der Gedanke daran tut weh. Ich habe Al beschützt. Meinen Freund. Meinen Angreifer.

Ich kann Al nicht so sehr hassen, wie ich es gerne wollte.

Ich kann ihm aber auch nicht verzeihen.

»An deiner Stelle würde ich mir mehr Mühe geben, deine Altruan-Reflexe zu verstecken«, sagt er. »Denn wenn die Falschen das herausfinden ... dann sieht es schlecht aus für dich.«

»Warum? Warum interessieren sie sich für meine Beweggründe?«

»Deine Absichten und Gedanken sind das Einzige, was sie überhaupt interessiert. Sie wollen dir einreden, dass es sie interessiert, was du *tust*, aber das stimmt nicht. Sie wollen nicht, dass du auf eine bestimmte Art und Weise handelst, sie wollen, dass du auf eine bestimmte Art und Weise *denkst*. Dann bist du berechenbar. Und dann bist du keine Gefahr für sie.« Er stützt sich mit einer Hand gegen die Wand und lehnt seine Schläfe dagegen. Sein T-Shirt liegt so eng an, dass ich sein Schlüsselbein und das kleine Grübchen zwischen seiner Schulter und dem Armmuskel sehe.

Ich wünschte, ich wäre größer. Dann würde man meinen schmalen Körperbau als »gertenschlank« und nicht als »kindlich« bezeichnen, dann würde er mich auch nicht wie seine kleine Schwester behandeln, die er beschützen muss.

Ich will nicht die kleine Schwester für ihn sein.

»Ich verstehe nicht, warum sie sich dafür interessieren, was ich denke, solange

ich mich so benehme, wie sie es von mir erwarten.«

»Im Moment benimmst du dich zwar so, wie sie es von dir erwarten«, sagt er. »Aber was geschieht, wenn dein von den Altruan programmiertes Gehirn dir sagt, dass du etwas tun sollst, was sie nicht wollen?«

Darauf weiß ich keine Antwort. Ich weiß nicht einmal, ob er recht hat. Denke ich wirklich noch wie eine Altruan oder nicht doch wie eine Ferox?

Vielleicht lautet die Antwort darauf: weder – noch. Vielleicht denke ich tatsächlich wie eine Unbestimmte.

»Hast du schon mal daran gedacht, dass ich deine Hilfe vielleicht gar nicht brauche?«, sage ich. »Ich bin kein Schwächling, weißt du. Ich komme allein damit zurecht.«

Er schüttelt den Kopf. »Du denkst, etwas treibt mich dazu, dich zu beschützen. Weil du klein bist oder ein Mädchen oder eine Stiff. Aber da irrst du dich.«

Er beugt sich zu mir und nimmt mein Kinn in die Hände. Sie riechen nach Metall. Wann hat er zum letzten Mal ein Gewehr oder ein Messer in der Hand gehabt? Dort, wo er mich berührt, kribbelt meine Haut, als ob er elektrisch aufgeladen wäre.

»In Wahrheit treibt mich etwas ganz anderes an. Etwas treibt mich dazu, dich so weit herauszufordern, bis du nicht mehr kannst und zusammenbrichst, nur damit ich sehe, wie weit ich dazu gehen muss«, sagt er mit rauer Stimme und drückt mich dabei ganz fest. Mein Körper spannt sich vom Kopf bis zu den Zehen an und ich vergesse das Atmen.

Seine dunklen Augen blicken mich an und er fügt ruhig hinzu: »Aber ich widerstehe diesem Trieb.«

»Warum ...« Ich muss schlucken. »Warum ist das so?«

»Angst lähmt dich nicht, sie stachelt dich an, sie macht dich wach. Ich habe es selbst erlebt. Es ist faszinierend.« Er lässt mich los, aber er weicht nicht zurück, sondern fährt mir mit der Hand über das Kinn und den Hals. »Manchmal möchte ich einfach ... einfach noch einmal sehen, wie du aufwachst.«

Ich lege meine Hand auf seine Hüfte. Ich weiß nicht, was mich dazu bringt, aber ich kann meine Hand nicht wieder wegziehen. Ich drücke mich an seine Brust, schlinge die Arme um ihn. Meine Finger tasten die Muskeln an seinem Rücken ab.

Er zögert kurz, dann fasst er meinen Rücken, zieht mich zu sich, streicht mir übers Haar. Ich komme mir wieder wie ein kleines Mädchen vor, doch diesmal macht es mir keine Angst. Ich schließe die Augen. Er macht mir überhaupt keine Angst mehr.

»Müsste ich jetzt nicht weinen?« Meine Stimme wird durch sein T-Shirt gedämpft. »Stimmt etwas nicht mit mir?«

Die Simulationen haben Al zerbrochen, sie haben einen Riss durch ihn getrieben, der so tief war, dass er die Hälften nicht mehr zusammenfügen konnte. Warum ging der Riss nicht auch durch mich? Weshalb bin ich anders als er – und warum ist mir bei dem Gedanken so unwohl, warum habe ich das beklemmende Gefühl, als taumelte ich selbst am Rande des Abgrunds?

»Mit Tränen kenne ich mich nicht so gut aus«, sagt er leise.

Ich erwarte nicht, dass er mich tröstet, und er macht auch keinerlei Anstalten dazu, aber während ich hier mit ihm stehe, geht es mir besser als dort draußen, unter den Menschen, die meine Freunde, meine Fraktion sind. Ich presse meine Stirn an seine Schulter.

»Wenn ich ihm verzeihen hätte, meinst du, er würde jetzt noch leben?«

»Ich weiß es nicht.« Er hebt seine Hand an meine Wange und ich schmiege mich hinein. Ich will meine Augen noch nicht aufmachen.

»Ich glaube, es ist meine Schuld.«

»Es ist nicht deine Schuld«, sagt er und drückt seine Stirn an meine.

»Aber ich hätte es tun müssen. Ich hätte ihm verzeihen müssen.«

»Vielleicht. Vielleicht hätten wir alle mehr tun müssen«, sagt er. »Aber wir sollten unsere Schuld zum Anlass nehmen, es beim nächsten Mal besser zu machen.«

Seine Worte verblüffen mich so, dass ich mich zurücklehne. Das ist eine Lektion, die die Altruani lernen – Schuld als Mittel, nicht als Waffe gegen das eigene Selbst. Das Gleiche hat mein Vater in seinen Ansprachen bei unseren allwöchentlichen Zusammenkünften immer wieder gesagt.

»Von welcher Fraktion kommst du, Four?«

»Das spielt keine Rolle«, sagt er mit gesenktem Blick. »Jetzt bin ich hier. Und dasselbe gilt für dich.«

Sein Blick ist unstet, doch dann drückt er mir die Lippen auf die Stirn, genau zwischen beide Augen.

Ich schließe die Augen. Was immer das hier auch ist, ich verstehe es nicht. Aber ich möchte es nicht kaputt machen, deshalb sage ich nichts. Reglos steht er da, verharrend mit seinen Lippen auf meiner Stirn und ich halte mich an ihm fest. So bleiben wir eine lange Zeit.

25. Kapitel

Ich stehe mit Will und Christina an dem Geländer, von dem aus man die Schlucht überblicken kann. Es ist spät in der Nacht und die meisten Ferox sind schon schlafen gegangen. Ich spüre die Stiche der Tätowiernadeln noch in beiden Schultern. Wir alle haben uns vor einer halben Stunde neue Tattoos stechen lassen.

Tori war allein im Tattoo-Studio, deshalb habe ich es gewagt, mir das Symbol der Altruan stechen zu lassen – zwei helfend ausgestreckte Hände, eingerahmt von einem Kreis. Es ist riskant nach allem, was geschehen ist. Aber dieses Symbol ist ein Teil von mir, und es ist mir wichtig, dass ich es auf meiner Haut trage.

Ich steige auf eine Querstrebe und presse mich gegen das Geländer, um mein Gleichgewicht zu halten. Hier muss Al gestanden haben. Ich blicke hinunter auf das schwarze Wasser, die zerklüfteten Felsen. Wellen klatschen gegen den Stein, die Gischt sprüht herauf und macht mein Gesicht feucht. Hatte er Angst, als er hier stand? Oder stand sein Entschluss so fest, dass es ihm leichtfiel zu springen?

Christina gibt mir einen Stapel Papier. Es sind Exemplare sämtlicher Berichte der Ken in den letzten sechs Monaten. Ich weiß, selbst wenn ich sie in den Abgrund werfe, bin ich sie nicht für immer los, aber vielleicht fühle ich mich danach ein bisschen besser.

Mein Blick fällt auf das oberste Blatt Papier. Ein Bild von Jeanine, der Repräsentantin der Ken, prangt auf der ersten Seite. Ihre stechenden und doch schönen Augen schauen mich an.

»Bist du ihr je begegnet?«, frage ich Will. Christina zerknüllt den ersten Bericht und wirft ihn ins Wasser.

»Jeanine? Einmal.« Er nimmt den nächsten Bericht und zerreißt ihn. Er wirft die Schnipsel ins Wasser, allerdings ohne die boshafte Befriedigung, die

Christina an den Tag legt. Ich habe den Verdacht, dass er nur deshalb hier ist, um mir zu beweisen, wie unangebracht er das verleumderische Vorgehen seiner früheren Fraktion findet. Ich weiß aber nicht, ob er nicht insgeheim ihre Meinung teilt, und ich zögere, ihn danach zu fragen.

»Ehe sie die Fraktion leitete, arbeitete sie mit meiner Schwester zusammen. Sie forschten an einem Serum für die Simulationen, dessen Wirkung länger anhalten sollte«, sagt er. »Jeanine ist so klug, dass man es ihr ansieht, ehe sie den Mund aufmacht. Wie ein ... wandelnder Computer, der noch dazu spricht.«

»Was ...«, ich werfe ein Blatt übers Geländer, »was hältst du von ihren Ideen?« So, jetzt habe ich die Frage gestellt.

Er zuckt mit den Achseln. »Ich weiß nicht. Vielleicht wäre es gar nicht so schlecht, wenn nicht nur eine einzige Fraktion regieren würde. Und vielleicht wäre es auch ganz schön, wenn wir mehr Autos hätten und ... frisches Obst und ...«

»Du weißt aber schon, dass es keine geheimen Lagerhäuser gibt, in denen solche Sachen zurückgehalten werden, oder?« Ich gerate langsam in Wallung.

»Ja, aber für die Altruan sind Bequemlichkeit und Wohlstand belanglos, und vielleicht wären wir besser dran, wenn auch die anderen Fraktionen an der Entscheidungsfindung beteiligt wären.«

»Es ist ja auch wichtiger, dass ein junger Ken ein Auto hat, als ein Fraktionsloser genug zu essen«, erwidere ich scharf.

»Immer mit der Ruhe«, sagt Christina und streicht sanft über Wills Schulter. »Das hier soll ein fröhliches Happening sein, bei dem wir symbolisch Papiere vernichten, und keine politische Grundsatzdebatte.«

Ich schlucke hinunter, was ich gerade sagen wollte, und konzentriere mich auf den Papierstapel in meiner Hand. Seit einiger Zeit berühren sich Will und Christina ziemlich oft wie zufällig. Mir ist es aufgefallen. Ihnen auch?

»Aber ich hasse sie wegen all dem Zeug, das sie über deinen Vater gesagt hat«, fährt Will fort. »Ich weiß beim besten Willen nicht, wozu solche schlimmen

Verleumdungen gut sind.«

Aber ich weiß es. Wenn Jeanine die Leute davon überzeugen kann, dass mein Vater und die anderen Führer der Altruian korrupt und skrupellos sind, dann hat sie deren Unterstützung für einen Umsturz, falls sie das wirklich vorhat. Aber ich will nicht wieder streiten, also nicke ich nur und werfe die übrigen Blätter über die Brüstung. Sie flattern hin und her, hin und her, bis sie ins Wasser fallen. Am Ende der Schlucht werden sie aus dem Wasser herausgefischt und weggeworfen werden.

»Zeit, ins Bett zu gehen«, sagt Christina und grinst. »Kommt ihr mit? Ich habe vor, Peters Hand heute Nacht heimlich in lauwarmes Wasser zu tauchen, damit er ins Bett pinkelt.«

Ich drehe mich um und sehe, wie sich am rechten Rand der Grube etwas bewegt. Eine Gestalt klettert den steilen Pfad hinauf zur Glasdecke, und den geschmeidigen Bewegungen nach zu urteilen, bei denen die Füße sich kaum vom Boden abheben, weiß ich auch genau, wer es ist.

»Das klingt verlockend, aber ich muss mich mit Four noch über etwas unterhalten«, sage ich und zeige auf den Schatten, der weiter hinaufsteigt.

Christina folgt meinem Blick. »Bist du sicher, dass du nachts hier alleine herumlaufen willst?«

»Ich bin nicht allein. Four ist ja auch da.« Ich beiße mir auf die Lippe.

Christina sieht Will an und der erwidert ihren Blick. Keiner von beiden hört mir wirklich zu.

»Na dann«, sagt Christina abwesend. »Bis später.«

Die beiden gehen zum Schlafsaal, wobei Christina durch Wills Haar wuschelt und Will Christina in die Rippen pikst. Ich beobachte sie mit dem Gefühl, Zeuge von etwas zu werden, was sich anbahnt, auch wenn ich noch nicht genau weiß, was es ist.

Ich renne zu dem Steg auf der rechten Seite der Grube und folge der dunklen Gestalt. Dabei bemühe ich mich, so leise wie möglich zu sein. Im Gegensatz zu

Christina fällt es mir nicht schwer zu lügen. Ich habe gar nicht wirklich vor, mit Four zu reden – nicht ehe ich weiß, wohin er so spät in der Nacht unterwegs ist.

Ich schleiche lautlos hinter ihm her, und als ich das Ende der Stufen erreicht habe, bin ich außer Atem. Ich stehe an der einen Seite des Glasraums, Four steht auf der anderen. Durch die Scheiben sehe ich die Lichter der Stadt. Sie leuchten, aber während ich noch den Blick schweifen lasse, verlöschen sie. Um Mitternacht werden sie ausgeschaltet.

Four steht an der Tür zur Angstlandschaft. In einer Hand hält er eine Schachtel, in der anderen eine Spritze.

»Wenn du schon mal da bist«, sagt er, ohne sich nach mir umzudrehen, »kannst du auch mit hineinkommen.«

Ich zögere. »In deine Angstlandschaft?«

»Ja.«

Ich trete zu ihm. »Und das geht so einfach?«

»Das Serum verbindet dich mit dem Programm«, sagt er, »aber das Programm bestimmt, wessen Angstlandschaft du betrittst. Und gerade jetzt ist es so eingerichtet, dass wir meine betreten.«

»Die würdest du mir zeigen?«

»Was glaubst du, weshalb ich hineingehe?«, fragt er leise, ohne mich anzuschauen. »Ja, es gibt ein paar Dinge, die ich dir zeigen möchte.«

Er hebt die Spritze, und ich beuge den Kopf vor, damit er meinen Nacken besser sehen kann. Ich spüre einen heftigen Schmerz, als die Nadel eintritt, aber daran habe ich mich inzwischen gewöhnt. Als er fertig ist, gibt er mir eine schwarze Schachtel. Darin liegt eine weitere Spritze.

»Ich habe so etwas noch nie gemacht.« Zögernd nehme ich die Spritze heraus. Ich will ihm nicht wehtun.

»Hierhin«, sagt er und zeigt auf eine Stelle im Nacken. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen und steche die Nadel hinein. Meine Hand zittert ein bisschen, aber Four zuckt nicht einmal zusammen.

Er lässt mich die ganze Zeit über nicht aus den Augen, und als ich fertig bin, legt er beide Spritzen in die Schachtel zurück und stellt sie neben die Tür. Er wusste, dass ich ihm hierherfolgen würde. Wusste es oder hoffte es. So oder so, beides ist mir recht.

Er hält mir seine Hand hin und ich lege meine hinein. Seine Finger sind kalt und spröde. Ich habe das Gefühl, ich müsste etwas sagen, aber vor lauter Aufregung bringe ich keinen Ton heraus. Mit der freien Hand öffnet er die Tür. Es macht mir nichts mehr aus, unbekannte Orte zu betreten. Ich folge ihm ins Dunkle, atme gleichmäßig und halte Fours Hand fest.

»Mal sehen, ob du herausfindest, warum man mich *Four* nennt«, sagt er.

Die Tür schnappt hinter ihm zu. Jetzt ist es ganz dunkel. Die Luft im Raum ist kalt, ich spüre jedes Partikel, das in meine Lungen dringt. Ich drücke mich enger an ihn, mein Arm berührt seinen und mein Gesicht ist dicht an seiner Schulter.

»Wie heißt du wirklich?«, frage ich.

»Mag sein, dass du auch das herausfindest.«

Wir tauchen in die Simulation ein. Der Boden, auf dem ich stehe, ist nicht mehr aus Zement, er knirscht wie Metall. Von allen Seiten umgibt uns Licht, und unter uns erstreckt sich die Stadt – Gebäude mit verglasten Wänden, das Geflecht von Eisenbahnschienen –, doch wir schweben hoch über allem. Einen blauen Himmel habe ich lange nicht mehr gesehen; bei seinem Anblick stockt mir der Atem und mir wird schwindelig.

Dann fängt der Wind an zu wehen. Er weht so heftig, dass ich mich an Four anlehnen muss, um nicht weggeblasen zu werden. Four lässt meine Hand los und legt mir den Arm um die Schulter. Zuerst denke ich, er will mich beschützen – doch dann merke ich, dass er kaum mehr Luft bekommt und ich ihn stützen muss. Er ringt mit aufgerissenem Mund und verzerrtem Gesicht nach Luft.

Mir gefällt unser Aussichtspunkt in schwindelnder Höhe, aber für ihn ist es einer seiner schlimmsten Albträume.

»Wir müssen runterspringen, stimmt's?«, rufe ich über das Brausen des Windes hinweg.

Er nickt.

»Ich zähle bis drei, okay?«

Er nickt wieder.

»Eins ... zwei ... *drei!*« Ich fange an zu laufen und ziehe ihn einfach mit. Nachdem wir den ersten Schritt getan haben, ist der Rest einfach. Wir rennen über die Dachkante und fallen wie zwei Steine, die Luft zerrt an uns, der Boden kommt immer näher. Dann verschwindet das Bild – und ich kauere auf allen vieren und grinse übers ganze Gesicht. Ich liebte den Rausch des freien Falls an dem Tag, an dem ich mich für die Ferox entschieden habe, und ich liebe ihn immer noch.

Neben mir ist Four, er schnappt nach Luft und presst sich die Hände an die Brust. Ich stehe auf und helfe auch ihm aufzustehen. »Was kommt jetzt?«

»Es ist ...«

Etwas Hartes schlägt mir in den Rücken und schubst mich gegen ihn, mein Kopf prallt gegen sein Schlüsselbein. Rechts und links von mir tauchen plötzlich Wände auf. Es ist so eng, dass Four die Arme dicht an den Körper legen muss, um Platz zu finden. Mit lautem Knall legt sich eine Decke auf die Wände. Four stöhnt auf und duckt sich. Der Raum ist gerade groß genug, dass er hineinpasst, kein bisschen größer.

»Enge«, sage ich nur, als ich begreife, worum es geht.

Four stößt einen kehligen Laut aus. Ich lege den Kopf in den Nacken und lehne mich zurück, damit ich ihn anschauen kann. Ich kann sein Gesicht kaum erkennen, so dunkel ist es hier und so beengt. Wir atmen dieselbe Luft ein. Er verzieht das Gesicht, als habe er Schmerzen.

»Hey«, sage ich. »Es ist alles in Ordnung ...«

Ich lege seine Arme um mich, damit er mehr Platz hat. Er klammert sich an meinen Rücken und steht vornübergebeugt da. Sein Gesicht ist dicht neben

meinem und sein Körper warm, aber ich spüre nur seine Knochen und seine kräftigen Muskeln. Keine der Wände gibt unter dem Druck nach. Meine Wangen brennen. Merkt er, dass ich noch immer wie ein Kind gebaut bin?

»Zum ersten Mal bin ich froh, dass ich so klein bin«, sage ich betont munter. Wenn ich einen Scherz mache, beruhigt er sich vielleicht, und mich lenkt es auch ab.

»Mmhmm«, brummelt er, aber es klingt angestrengt.

»Ausbrechen können wir nicht«, überlege ich laut. »Also müssen wir der Angst ins Auge schauen, ja?« Ich warte nicht auf seine Antwort. »Du musst den Raum noch enger machen. Mach es schlimmer, damit es besser wird. Stimmt doch?«

»Ja«, sagt er, wortkarg vor lauter Anspannung.

»Okay. Wir müssen uns hinkauern. Fertig?«

Ich packe ihn an der Taille, um ihn mit hinunterzuziehen. Ich spüre seine Rippen an meiner Hand, und ich höre, wie sich ein Holzbrett am anderen reibt, als sich die Decke mit uns zusammen tiefer senkt. Es wird immer enger, aber da zwischen uns beiden noch Platz ist, drehe ich mich um und rolle mich zusammen, sodass mein Rücken gegen seine Brust gepresst wird. Eines seiner Knie ist neben meinem Kopf, das andere ist unter mir, was dazu führt, dass ich auf seinem Fußgelenk sitze. Wir sind ein Knäuel von Gliedern. Ich spüre seinen schweren Atem an meinem Ohr.

»Oje«, keucht er heiser. »Das ist ja noch schlimmer, das ist eindeutig ...«

»Psst«, sage ich. »Leg die Arme um mich.«

Gehorsam schlingt er die Arme um meine Taille. Ich schmunzle in mich hinein. Mir macht das keinen Spaß, natürlich nicht. Nicht im Mindesten, nein.

»Die Simulation misst, wie groß deine Angst ist«, sage ich beruhigend. Ich wiederhole nur das, was er uns gesagt hat, aber vielleicht hilft es ihm, wenn ich ihn daran erinnere. »Wenn du deinen Pulsschlag dämpfen kannst, dann geht die Simulation in die nächste Phase über. Versuch also zu vergessen, dass wir hier sind.«

»Tatsächlich?« Ich spüre seine Lippen an meinem Ohr und mich durchfährt es heiß. »So einfach, ja?«

»Weißt du, den meisten Jungs würde es Spaß machen, auf engstem Raum mit einem Mädchen eingeschlossen zu sein.«

»Nicht Jungs mit Klaustrophobie!« Er klingt jetzt richtig verzweifelt.

»Okay, okay.« Ich fasse seine Hand und lege sie direkt auf mein Herz. »Spürst du meinen Herzschlag? Fühle ihn.«

»Ja.«

»Spürst du, wie gleichmäßig er ist?«

»Dein Herz klopft schnell.«

»Ja, aber das hat nichts mit diesem engen Raum hier zu tun.« Kaum habe ich das gesagt, kriege ich einen Schreck. Hoffentlich merkt er nicht, was ich ihm gerade gestanden habe. »Jedes Mal, wenn du fühlst, dass ich atme, atmest du auch. Konzentriere dich darauf.«

»Okay.«

Ich atme tief, und seine Brust hebt und senkt sich mit meinen Atemzügen. Nachdem wir eine Zeit lang so geatmet haben, frage ich ihn: »Willst du mir nicht sagen, woher diese Angst kommt? Vielleicht hilft es, wenn wir darüber reden.«

Ich weiß nicht, warum, aber irgendwie scheint es mir richtig, das zu sagen.

»Hm ... okay.« Er atmet wieder mit mir im Takt. »Die Angst stammt aus meiner tollen Kindheit. Von den Strafen, die ich als Kind erhielt. Der kleine Schrank im Obergeschoss.«

Ich presse die Lippen zusammen. Ich erinnere mich daran, wie ich bestraft wurde – wie ich ohne Abendessen ins Zimmer geschickt wurde, wie man mir dies und das weggenommen, mich heftig gescholten hat. Aber in einen Schrank bin ich niemals eingesperrt worden. Was für eine Grausamkeit. Bei der Vorstellung zieht sich mir das Herz zusammen. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, deshalb übergehe ich es.

»Meine Mutter hat unsere Wintermäntel in unserem Schrank aufgehoben.«

»Ich will ...« Er schnappt nach Luft. »Ich will wirklich nicht mehr darüber reden.«

»Okay. Dann kann ich ja reden. Frag mich was.«

»Einverstanden.« Er lacht unsicher und wieder spüre ich den Hauch an meinem Ohr. »Warum rast dein Puls so?«

»Na ja, ich ...« Ich suche nach einer Ausrede, damit ich nicht von seinen Armen reden muss, die er um mich geschlungen hat. »Ich kenne dich kaum.« *Das war nicht besonders gut.* »Ich kenne dich kaum und wir beide sind in einer Kiste eingezwängt, also wundert dich das?«

»Wenn du jetzt in deiner Angstlandschaft wärst, wäre ich dann auch darin?«, fragt er.

»Ich habe keine Angst vor dir.«

»Natürlich nicht. Aber das habe ich nicht gemeint.«

Er lacht – und plötzlich bersten mit lautem Knall die Wände und wir kauern in einem Kreis aus Licht.

Mit einem erleichterten Seufzer lässt Four seine Arme sinken. Ich rapple mich auf und klopfe mich ab, obwohl ich nirgends staubig bin. Ich wische mir die Hände an meiner Jeans ab. Weil ich ihn nicht mehr spüre, fühlt sich mein Rücken auf einmal kalt an.

Four steht vor mir. Seine Augen lachen, und ich weiß nicht, ob ich diesen Blick mag.

»Vielleicht bist du in Wahrheit eine Candor«, sagt er. »Du lügst nämlich entsetzlich schlecht.«

»Nein, die Candor sind bei meinem Eignungstest ziemlich deutlich ausgeschieden.«

Er schüttelt den Kopf. »Der Eignungstest sagt gar nichts aus.«

Ich kneife die Augen zusammen. »Was willst du damit sagen? War dein Test nicht der Grund, warum du jetzt bei den Ferox bist?«

Ich verspüre plötzlich große Aufregung, getrieben von der Hoffnung, dass er mir vielleicht gesteht, ebenfalls ein Unbestimmter zu sein, dass er wie ich ist, dass wir zusammen herausfinden könnten, was es bedeutet.

»Nicht unbedingt, nein«, antwortet er. »Ich ...«

Er schaut über die Schulter und verstummt. Ein paar Schritte von uns entfernt steht eine Frau und zielt mit einem Gewehr auf uns. Sie bewegt sich nicht, ihre Gesichtszüge sind unauffällig – wenn wir jetzt weggingen, könnte ich mich nicht mehr an sie erinnern. Rechts taucht ein Tisch auf. Auf ihm liegen ein Gewehr und eine einzige Kugel. Warum drückt die Frau nicht ab?

Oh. Die Angst hat nichts mit der Todesdrohung zu tun, sondern mit dem Gewehr auf dem Tisch.

»Du musst sie töten«, sage ich leise.

»Jedes Mal wieder.«

»Sie ist nicht wirklich.«

»Sie sieht aber so aus.« Er beißt sich auf die Lippe. »Und es fühlt sich wirklich an.«

»Wenn sie wirklich wäre, dann hätte sie dich längst getötet.«

»Okay.« Er nickt. »Ich werde es ... einfach tun. Das hier ... ist nicht ganz so schlimm. Es versetzt mich nicht so in Panik.«

Weniger Panik, aber umso mehr Grauen. Ich sehe es ihm an, als er die Waffe nimmt und das Magazin öffnet, als hätte er es schon tausendmal gemacht – und vielleicht hat er das ja. Er schiebt die Kugel ins Magazin und legt die Waffe an. Er drückt ein Auge zu und atmet langsam ein.

Als er ausatmet, schießt er. Der Kopf der Frau wird nach hinten geschleudert. Ich schaue weg und höre, wie sie auf den Boden sackt.

Polternd fällt Four die Waffe aus der Hand. Wir starren auf die Tote, die vor uns liegt. Es stimmt, was er gesagt hat – es fühlt sich wirklich an. *So ein Unsinn, mach dich nicht lächerlich.*

Ich packe ihn am Arm. »Komm mit. Lass uns weitergehen.«

Ich zupfe ihn am Ärmel. Endlich erwacht er aus seiner Benommenheit und folgt mir. Als wir an dem Tisch vorbeigehen, verschwindet der Körper der Frau, sie existiert nur noch in meiner und in seiner Erinnerung. Wie mag es sein, jedes Mal, wenn man durch die eigene Angstlandschaft geht, jemanden töten zu müssen? Vielleicht werde ich es herausfinden.

Aber etwas wundert mich: Das sollen seine schlimmsten Ängste sein? Zwar haben die Enge und das Dach ihn in Panik versetzt, aber die Frau hat er ohne große Umschweife getötet. Es scheint, als würde die Simulation ihn nacheinander mit jeder seiner Ängste konfrontieren, aber viele scheint sie nicht entdeckt zu haben.

»Jetzt kommt's«, flüstert er.

Vor uns ist eine dunkle Gestalt, sie wartet am Rand des Lichtkegels, in dem wir stehen. Wer ist das? Wer geistert durch Fours Albträume?

Der Mann, der aus dem Schatten auftaucht, ist groß und schlank, seine Haare sind sehr kurz geschnitten. Die Hände hat er auf dem Rücken verschränkt. Er trägt die graue Kleidung der Altruane.

»Marcus«, flüstere ich.

»Jetzt kommt der Teil«, sagt Four zittrig, »in dem du meinen Namen herausfinden kannst.«

»Ist er ...« Ich blicke von Marcus, der langsam auf uns zukommt, zu Four, der vor ihm zurückweicht, und dann fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Marcus hatte einen Sohn, der zu den Ferox ging. Er hieß ... »Tobias.«

Marcus zeigt uns seine Hände. Um eine Faust hat er einen Gürtel geschlungen. Langsam wickelt er ihn ab.

»Das ist nur zu deinem Besten«, sagt er. Seine Stimme hallt gleich im Dutzend wider.

Ein Dutzend Marcusse drängen sich in den Lichtkegel, alle halten den gleichen Gürtel in den Händen, alle haben sie den gleichen stieren Blick. Sie blinzeln und ihre Augen werden zu schwarzen, leeren Höhlen. Die Gürtel schleifen über den

Boden, der nun aus weißen Kacheln besteht. Mir läuft es kalt den Rücken hinunter. Die Ken haben Marcus vorgeworfen, er sei grausam. Dieses eine Mal haben sie recht.

Four – Tobias – ist wie erstarrt. Er lässt die Schultern hängen, er scheint um Jahre gealtert und zugleich um Jahre jünger zu sein. Der erste Marcus holt weit aus, der Gürtel entrollt sich über seiner Schulter. Tobias weicht zurück, hält sich die Arme schützend vors Gesicht.

Ich überlege nicht lange, sondern stelle mich vor ihn. Der Gürtel peitscht auf mein Handgelenk und wickelt sich um meinen Arm. Ein scharfer Schmerz zieht sich von meiner Hand bis zum Ellbogen. Ich beiße die Zähne zusammen und zerre an dem Gürtel, so fest ich kann. Marcus lässt ihn los. Ich wickle ihn von meinem Handgelenk und halte ihn an der Schnalle.

Bei meinem Hieb hole ich so weit aus, dass mein Schultergelenk wehtut. Der Gürtel streift Marcus' Schulter. Er schreit auf und stürzt sich mit ausgestreckten Händen auf mich, seine Finger sehen aus wie Klauen. Tobias schubst mich hinter sich, sodass er zwischen mir und Marcus steht. Jetzt wirkt er zornig, nicht mehr ängstlich.

Mit einem Mal sind alle Marcusse verschwunden. Die Lichter gehen an, sie erleuchten einen langen, schmalen Raum mit zerbröselnden Ziegelsteinwänden und Zementboden.

»Das ist alles?«, frage ich. »Das waren deine schlimmsten Ängste? Du hast wirklich nur vier ...« Ich stocke.

Nur vier Ängste.

»Ah, jetzt verstehe ich. Deswegen nennen sie dich ...«

Als ich seinen Gesichtsausdruck sehe, bleiben mir die Worte im Hals stecken. Seine Augen sind weit aufgerissen, die Lippen geöffnet, und fast könnte man seinen Blick als *bewundernd* bezeichnen. Aber aus welchem Grund sollte er mich so anschauen?

Das Licht scheint auf ihn, und so, wie er dasteht, wirkt er beinahe verletzlich.

Er legt mir die Hand auf den Ellbogen, sein Daumen bohrt sich in die weiche Haut meines Unterarms, und er zieht mich an sich. Mein Gelenk tut weh, als wäre der Gürtel echt gewesen, aber die Haut ist so blass wie überall an meinem Körper. Seine Lippen streifen ganz leicht meine Wange, er legt die Arme um mich und vergräbt sein Gesicht an meinem Hals. Ich spüre seinen Atem an meinem Schlüsselbein.

Eine Sekunde lang versteife ich mich, dann schlinge ich die Arme um ihn und seufze leise.

»Hey, wir haben es geschafft.«

Er hebt den Kopf und fährt mir durchs Haar, streicht es mir hinter die Ohren. Wir schauen uns schweigend an. Geistesabwesend spielen seine Finger mit einer Haarlocke von mir.

»Nicht wir, *du* hast es geschafft«, sagt er schließlich. »Du hast mich da durchgeleitet.«

»Na ja.« Meine Kehle ist trocken. Ich versuche, nicht an das Kribbeln zu denken, das mich immer, wenn er mich berührt, durchzuckt wie ein Stromschlag. »Wenn es nicht die eigenen Ängste sind, ist es leicht, mutig zu sein.«

Ich lasse die Hand sinken und wische sie wie zufällig an meiner Hose ab. Ich hoffe, er hat es nicht bemerkt.

Falls doch, dann zeigt er es nicht. Er verschränkt die Finger in meinen.

»Komm mit«, sagt er. »Ich muss dir noch etwas anderes zeigen.«

26. Kapitel

Hand in Hand gehen wir zur Grube. Dabei achte ich genau darauf, wie fest mein Händedruck ist. In einem Moment denke ich, er ist nicht fest genug, im nächsten Moment fürchte ich, er ist zu fest. Ich habe nie verstanden, wieso Menschen sich beim Gehen an den Händen halten wollen, aber dann fährt Four mit der Fingerspitze über meine Handfläche und mir läuft ein Schauer über den Rücken, und da habe ich es endlich kapiert.

»Also ...« Ich knüpfe an den letzten vernünftigen Gedanken an, dessen ich mich entsinnen kann. »Vier Ängste. *Four*.«

»Vier Ängste damals, vier Ängste heute«, sagt er und nickt. »Es sind immer noch dieselben, deshalb gehe ich immer wieder hinein, aber ... ich habe noch keine Fortschritte gemacht.«

»Man kann nicht ohne Ängste sein, das weißt du doch«, sage ich. »Weil man sich immer um etwas sorgt. Beispielsweise um sein eigenes Leben.«

»Ja, ich weiß.«

Wir gehen auf einem schmalen Steig, ganz am Rand der Grube; er führt hinunter zu den Felsen am Fuß der Schlucht. Mir ist er vorher noch nie aufgefallen, er sticht so gut wie nicht hervor. Aber Tobias scheint ihn gut zu kennen.

Ich will den Augenblick nicht verderben, aber ich muss über seinen Eignungstest Bescheid wissen. Ich muss wissen, ob er ein Unbestimmter ist.

»Du wolltest mir von den Ergebnissen deines Eignungstests erzählen«, erinnere ich ihn.

»Ach ...« Er kratzt sich mit der freien Hand am Rücken. »Ist das wichtig?«

»Ja. Ich möchte es wissen.«

»Du bist hartnäckig.« Er lächelt.

Wir sind am Ende des Pfads angekommen und stehen nun am Fuß der

Schlucht, wo der Boden felsig und uneben ist und steil aus dem tosenden Wasser emporragt. Four führt mich über Stock und Stein, über schmale Spalten und kantige Grate. Meine Schuhe bleiben an dem rauen Fels hängen, die Sohlen hinterlassen jedes Mal einen nassen Abdruck.

Zielstrebig steuert er einen flachen Felsen direkt am Wasser an, wo der Strom nicht ganz so reißend ist. Er setzt sich hin und lässt die Füße baumeln. Ich setze mich neben ihn. Es scheint ihm nichts auszumachen, nur eine Handbreit über dem gefährlichen Wasser zu sitzen.

Er lässt meine Hand los. Ich betrachte die zerklüfteten Felsen.

»Das sind Dinge, über die ich nicht mit anderen spreche. Nicht einmal mit meinen engsten Freunden«, sagt er.

Ich verschränke die Finger ineinander und lege die Hände zusammen. Hier wäre der ideale Ort, um mir anzuvertrauen, dass er ein Unbestimmter ist, wenn er es denn tatsächlich ist. Das donnernde Wasser sorgt dafür, dass niemand uns hört. Ich weiß nicht, warum ich bei dem Gedanken daran so aufgeregt bin.

»Mein Ergebnis war wie erwartet«, sagt er. »Altruan.«

»Oh.« Etwas in mir zerplatzt. Ich habe mich in ihm getäuscht.

Wenn er kein Unbestimmter ist, dann hätte ich angenommen, dass zumindest sein Testergebnis ihn als Ferox ausweist und nicht als Altruan. Aber genau genommen hat mich der Test ja auch den Altruan zugeteilt – laut Eintragung ins System. War es bei ihm vielleicht genauso? Und wenn ja, warum sagt er mir nicht die Wahrheit?

»Und du hast dich trotzdem für die Ferox entschieden?«

»Es ging nicht anders.«

»Was war der Grund?«

Er starrt ins Leere, als suche er dort nach einer Antwort. Er muss mir gar keine Antwort geben. Ich spüre immer noch den Striemen auf meinem Arm von dem Gürtelhieb.

»Du bist deines Vaters wegen weggegangen«, sage ich. »Ist das der Grund,

warum du kein Anführer der Ferox sein willst? Denn wenn du einer wärst, müsstest du ihm wiederbegegnen.«

Er zuckt die Schulter. »Das, und weil ich schon lange das Gefühl habe, dass ich doch nicht voll und ganz zu den Ferox gehöre. Nicht zu den Ferox, wie sie jetzt sind jedenfalls.«

»Aber du bist ... du bist so unglaublich ...« Ich halte inne und räuspere mich. »Nach den Maßstäben der Ferox bist du unglaublich gut. Zu welcher Fraktion solltest du denn sonst gehören?«

Er zuckt die Achseln. Seine herausragenden Talente und sein hohes Ansehen bei den Ferox scheinen ihn nicht zu kümmern; genau diese Haltung ist typisch für jemanden, der ein Altruan ist. Ich werde aus ihm einfach nicht schlau.

Er sagt: »Ich habe eine Theorie, wonach Selbstlosigkeit und Tapferkeit eigentlich dasselbe sind. Dein ganzes Leben lang hast du dich darin geübt, dich selbst zu vergessen, und genau das geschieht, wenn man in Gefahr schwebt. Man vergisst sich selbst. Man könnte also ebenso gut zu den Altruan wie zu den Ferox gehören.«

Mir wird plötzlich ganz schwer ums Herz. Ein Leben lang der Einübung hat bei mir nichts bewirkt. Mein erster Impuls ist immer noch, mich selbst zu retten.

»Ja, mag sein. Aber ich habe die Altruan verlassen, weil ich nicht selbstlos genug bin, egal, wie sehr ich mich darum bemühe.«

»Das stimmt nicht ganz.« Er lächelt mich an. »Ich kenne ein Mädchen, das auf sich selbst mit Messern werfen ließ, um ihren Freund zu verschonen, und das meinen Vater mit einem Gürtel schlug, um mich zu beschützen – kennst du dieses selbstlose Mädchen nicht auch?«

Er weiß mehr über mich als ich selbst. Und auch wenn es fast unmöglich scheint, dass er etwas für mich empfindet angesichts dessen, was ich alles *nicht* bin ... vielleicht ist es doch möglich.

»Du hast mich sehr aufmerksam beobachtet, stimmt's?«, frage ich vorsichtig.

»Ich beobachte gern andere Menschen.«

»Vielleicht bist du in Wahrheit ein Candor, Four. Du lügst nämlich entsetzlich schlecht.«

Er legt seine Hand auf den Felsen, dicht neben meine. Seine Finger sind lang und schlank. Hände, die für feine, Geschick erfordernde Tätigkeiten geschaffen sind. Keine typischen Ferox-Hände, nicht klobig und derb und jederzeit bereit, etwas kaputt zu machen.

»Also gut.« Er beugt sich näher zu mir, sein Blick wandert über meine Wangen, meine Lippen, meine Nase. »Ich habe dich beobachtet, weil ich dich sehr mag.« Er sagt es freiheraus und blickt mir offen in die Augen. »Und nenn mich nicht mehr Four. Es ist schön, meinen richtigen Namen wieder zu hören.«

Einfach so hat er es mir gestanden, und ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. Meine Wangen werden heiß, und alles, was mir dazu einfällt, ist: »Aber du bist doch älter als ich ... *Tobias*.«

Er grinst amüsiert. »Ja, eine riesige Lücke von zwei Jahren klafft zwischen uns, geradezu *unüberwindlich*.«

»Ich will keine falsche Bescheidenheit an den Tag legen«, sage ich. »Ich kapiert's einfach nicht. Ich bin jünger. Ich bin nicht hübsch. Ich ...«

Er lacht, ein tiefes Lachen, das tief aus seinem Inneren kommt, und er haucht mir einen Kuss auf die Schläfen.

»Tu nicht so«, sage ich mit belegter Stimme. »Du weißt, dass ich es nicht bin. Ich bin nicht direkt hässlich, aber ich bin auch nicht hübsch.«

»Schön, du bist also nicht hübsch. Na und?« Er küsst mich auf die Wange. »Mir gefällst du. Du bist unheimlich klug. Du bist mutig. Und obwohl du das mit Marcus herausgefunden hast ...«, seine Stimme wird leiser, »... schaust du mich nicht an wie einen geprägten Hund oder so.«

»Nein, das bist du ja auch nicht.«

Für einen Moment blickt er mich schweigend aus seinen dunklen Augen an. Dann berührt er mein Gesicht und beugt sich zu mir. Der Fluss tost, die Gischt

klatscht an meine Beine. Er lächelt und dann treffen seine Lippen auf meine.

Zuerst bin ich völlig verkrampft und unsicher, und als er aufhört, mich zu küssen, fürchte ich, etwas falsch oder schlecht gemacht zu haben. Aber er nimmt mein Gesicht in beide Hände, seine Finger halten mich fest, und er küsst mich wieder, heftiger diesmal. Ich schlinge meine Arme um ihn, streiche über seinen Nacken und durch seine Haare.

Minutenlang küssen wir uns am Fuß der Schlucht, eingehüllt vom Brausen des Flusses. Und als wir wieder hinaufsteigen, Hand in Hand, trifft mich die Erkenntnis, dass es wahrscheinlich genauso gekommen wäre, wenn wir beide uns für eine andere Fraktion entschieden hätten. Nur dass es an einem sicheren Ort geschehen wäre und wir graue Kleider getragen hätten statt der schwarzen.

27. Kapitel

Am nächsten Morgen bin ich albern und beschwingt. Jedes Mal, wenn ich mich bemühe, eine ernste Miene zu machen, kehrt das Lächeln sofort wieder in mein Gesicht zurück. Irgendwann gebe ich es auf, ernst zu bleiben. Ich trage die Haare offen und habe die weiten T-Shirts im Schrank gelassen und stattdessen ein schulterfreies Oberteil gewählt, das meine Tattoos frei lässt.

»Was ist heute mit dir los?«, fragt Christina, als wir gemeinsam zum Frühstück gehen. Ihre Augen sind noch vom Schlaf geschwollen, ihr zerzaustes Haar steht in alle Richtungen ab.

»Ach weißt du«, sage ich vage, »die Sonne scheint und die Vögel zwitschern.«

Als Reaktion auf meine Antwort zieht sie erstaunt die Augenbrauen hoch, denn schließlich befinden wir uns in einem unterirdischen Gang.

»Lass sie doch gut drauf sein«, sagt Will. »Vielleicht ist sie das nie wieder.«

Ich schlage ihm auf den Arm und spurte Richtung Speisesaal. Mein Herz klopft voller Vorfreude, denn irgendwann in der nächsten halben Stunde werde ich Tobias sehen!

Ich setze mich auf meinen Stammpplatz, neben Uriah und Will und Christina gegenüber. Der Platz links von mir ist wie immer frei. Wird sich Tobias heute auf diesen Platz setzen? Wird er mir während des Frühstücks zulächeln oder mir heimlich verstohlene Blicke zuwerfen und ich ihm?

Ich nehme mir eine Scheibe Toast von dem Teller in der Mitte des Tisches und bestreiche sie etwas zu schwungvoll mit Butter. Ich komme mir vor wie eine Irre, aber ich kann nicht damit aufhören. Es wäre, als würde ich aufhören zu atmen.

Dann kommt er herein. Sein Haar ist kürzer und wirkt dadurch dunkler, beinahe schwarz. Es ist so kurz wie bei einem Altruan, denke ich. Lächelnd winke ich ihm zu, aber er setzt sich neben Zeke, ohne auch nur einen Blick in

meine Richtung zu werfen.

Ich lasse die Hand sinken und starre mit brennenden Augen auf den Toast. Jetzt fällt mir das Lächeln schwer.

»Stimmt irgendetwas nicht?«, fragt Uriah, während er weiter an seinem Toast kaut.

Ich schüttele den Kopf und fange an zu essen. Was habe ich denn erwartet? Nur weil wir uns geküsst haben, heißt das doch nicht, dass sich etwas verändert hat. Vielleicht hat er es sich anders überlegt und mag mich nicht mehr. Vielleicht denkt er, es sei ein Fehler gewesen, mich zu küssen.

»Heute ist der Tag der Angstlandschaften«, sagt Will. »Meint ihr, wir werden bereits mit unserer eigenen Angstlandschaft konfrontiert?«

»Nein.« Uriah schüttele den Kopf. »Man geht durch die Landschaft eines Ausbilders. Hat jedenfalls mein Bruder gesagt.«

»Hey, und von welchem Ausbilder?«, fragt Christina mit plötzlichem Interesse.

»Das ist echt nicht fair, dass ihr alle Insider-Informationen bekommt und wir nicht«, sagt Will vorwurfsvoll zu Uriah.

»Als ob du nicht auch jeden Vorteil für dich nutzen würdest«, kontert Uriah.

Christina achtet nicht auf die beiden und sagt: »Ich hoffe, es ist Fours Landschaft.«

»Warum das denn?«, frage ich barsch und beiße mir auf die Lippe. Ich wünschte, ich könnte meine Frage zurücknehmen.

»Offenbar hat hier jemand einen Stimmungswandel durchgemacht«, sagt Christina und schneidet eine Grimasse. »Tu nicht so, als wüsstest du nicht gerne, wovor er sich fürchtet. Er ist so taff, dass er sich wahrscheinlich vor Marshmallows fürchtet und ganz hellen Sonnenaufgängen oder Ähnliches. So eine Art Überkompensation.«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, seine Angstlandschaft kriegen wir nicht zu sehen.«

»Woher willst du das wissen?«

»Nur so eine Vermutung von mir.«

Ich muss an Tobias' Vater denken. Den würde er niemanden sehen lassen. Ich riskiere einen Blick in seine Richtung. Für einen Moment sieht er mich an. Sein Blick ist kalt und vollkommen ausdruckslos. Dann schaut er wieder weg.

Lauren, die Ausbilderin der gebürtigen Ferox-Initianten, steht, die Hände in die Hüften gestützt, vor der Tür zu den Angstlandschaften.

»Vor zwei Jahren«, sagt sie, »habe ich mich vor Spinnen gefürchtet, hatte Angst zu ersticken, fürchtete mich vor Wänden, die langsam aufeinander zurücken und mich einsperren, hatte Angst davor, von den Ferox ausgestoßen zu werden, ohne Grund zu verbluten, von einem Zug überfahren zu werden, meinen Vater sterben zu sehen, öffentlich gedemütigt zu werden und von gesichtslosen Männern verschleppt zu werden.«

Alle starren sie stumm an.

»Die meisten von euch werden in ihren Angstlandschaften mit zehn bis fünfzehn Ängsten konfrontiert werden. Das ist der Durchschnitt«, fügt sie hinzu.

»Was waren die wenigsten Ängste, die jemals jemand hatte?«, fragt Lynn.

»In den letzten Jahren waren es vier«, antwortet Lauren.

Seit wir in der Cafeteria waren, habe ich Tobias nicht mehr angesehen, aber jetzt muss ich einfach in seine Richtung schauen. Er blickt angestrengt vor sich auf den Boden. Ich ahnte, dass vier Ängste sehr wenig sind, wenig genug, um sich seinen Spitznamen zu verdienen. Ich wusste allerdings nicht, dass es weniger als die Hälfte des Durchschnitts ist. Ich starre ebenfalls angestrengt auf meine Füße. Er ist außergewöhnlich – ein Phänomen. Und jetzt mag er mich nicht einmal mehr anschauen.

»Heute werdet ihr noch nicht herausfinden, wie viele Ängste ihr habt«, verkündet Lauren. »Die Simulation beruht auf meiner eigenen Angstlandschaft, das heißt, ihr werdet meine Ängste durchleben und nicht eure.«

Ich werfe Christina einen vielsagenden Blick zu. Ich hatte recht; wir werden

nicht Fours Landschaft durchwandern.

»Zu Übungszwecken wird jeder von euch allerdings nur *einer* von meinen Ängsten ins Auge sehen müssen, damit ihr einen Eindruck davon bekommt, wie die Simulation abläuft.«

Lauren zeigt auf jeden von uns und ordnet uns dabei willkürlich eine Angst zu. Ich stehe hinten, deshalb bin ich als eine der Letzten dran. Lauren teilt mir die Angst, von jemandem entführt zu werden, zu.

Weil wir nicht mit dem Computer verbunden sind, solange wir nicht an der Reihe sind, kann ich nicht sehen, was sich in den Simulationen abspielt, sondern nur, wie die anderen darauf reagieren. Es ist das beste Mittel, um mich von meinen ständigen Gedanken an Tobias abzulenken. Ich balle die Fäuste, als Will unsichtbare Spinnen von seinem Körper wischt und Uriah sich gegen unsichtbare Wände stemmt, und ich grinse, als Peter knallrot anläuft, weil er auf irgendeine Art und Weise öffentlich gedemütigt wird.

Dann bin ich an der Reihe.

Das, was jetzt kommt, wird ganz sicher nicht sehr angenehm für mich, aber weil ich bisher jede Simulation beeinflussen konnte und auch schon durch Tobias' Angstlandschaft gegangen bin, bleibe ich gelassen, als Lauren mir die Nadel in den Hals sticht.

Die Umgebung ändert sich, der Boden unter meinen Füßen wird zu Gras. Ich bin sofort mitten in der Entführung. Hände klammern sich um meine Arme, legen sich auf meinen Mund. Es ist dunkel, daher kann ich kaum etwas erkennen. Ich stehe an der Schlucht, das Wasser rauscht. Ich schreie in die Hand, die mir den Mund zuhält, und wehre mich, aber die Arme, die mich umklammern, sind zu stark. Im Geiste sehe ich mich, wie ich in die Tiefe stürze; es ist dasselbe Bild, das mich in meinen Albträumen verfolgt. Ich schreie und schreie, bis mein Hals ganz rau ist und heiße Tränen aus meinen Augen quellen.

Ich wusste, dass sie wiederkommen und mich holen würden, dass sie es ein zweites Mal versuchen würden. Einmal war nicht genug. Ich schreie, nicht nach

Hilfe, denn keiner wird mir helfen, sondern weil man immer schreit, wenn man stirbt und nichts dagegen tun kann.

»Halt«, befiehlt eine ernste Stimme.

Die Hände verschwinden und die Lichter gehen an. Die Angstlandschaft entlässt mich wieder. Am ganzen Körper zitternd, sinke ich auf die Knie und schlage die Hände vors Gesicht. Ich habe versagt. Ich habe alle Logik, allen Verstand vergessen. Laurens Angst hat sich in meine Angst verwandelt.

Und alle haben mich gesehen. Tobias hat mich gesehen.

Ich höre Schritte. Tobias kommt auf mich zu und zerzt mich hoch.

»Was zum Teufel war das denn, Stiff?«

»Ich ...« Mein Atem geht keuchend und ich bekomme einen Schluckauf. »Ich habe nicht ...«

»Reiß dich zusammen. Das ist erbärmlich.«

Irgendetwas in mir rastet aus. Ich höre auf zu weinen. Mir wird heiß, und diese Hitze vertreibt augenblicklich jede Schwäche. Ich verpasse ihm einen solchen Schlag, dass meine Fingerknöchel danach wie Feuer brennen. Er starrt mich an, eine Seite seines Gesichts ist rot. Ich halte seinem Blick stand.

»Halt die Klappe!«, schreie ich.

Ich reiße mich von ihm los und renne weg.

28. Kapitel

Ich ziehe meine Jacke fester um die Schulter. Ich war schon lange nicht mehr im Freien. Die fahle Sonne scheint mir ins Gesicht und mein Atem bildet kleine Wölkchen.

Eines zumindest habe ich erreicht: Ich habe Peter und seine Freunde davon überzeugt, dass ich keine Bedrohung mehr für sie bin. Ich muss nur sicherstellen, dass ich sie morgen, wenn ich durch meine eigene Angstlandschaft gehe, Lügen strafe. Gestern hielt ich es für undenkbar zu versagen. Heute bin ich mir da nicht mehr so sicher.

Meine Tränen sind versiegt. Ich fahre mit der Hand durchs Haar und binde es mit einem Gummiband, das ich am Handgelenk trage, zu einem Pferdeschwanz. Jetzt bin ich wieder mehr ich selbst. Mehr brauche ich nicht: Ich muss mir nur sicher sein, wer *ich* bin. Und ich bin garantiert niemand, der sich von Belanglosigkeiten wie Jungs oder Nahtoderfahrungen aufhalten lässt.

Der Gedanke entlockt mir ein Lachen. Ist es wirklich so, wie ich es mir einzureden versuche?

Das Zugsignal ertönt. Die Schienen führen um das Gelände der Ferox herum und dann weiter ins Nirgendwo. Wo beginnen sie? Wo enden sie? Wie sieht die Welt jenseits der Schienen aus?

Ich würde am liebsten nach Hause gehen, aber das ist ausgeschlossen. Eric hat uns am Besuchstag gewarnt, wir sollten uns unseren Eltern gegenüber nicht zu anhänglich zeigen. Jetzt einen Besuch zu Hause zu machen, wäre Verrat an den Ferox, und das kann ich mir nicht leisten. Aber Eric hat nicht gesagt, dass wir überhaupt niemanden aus anderen Fraktionen besuchen dürfen. Außerdem hat meine Mutter mir aufgetragen, mit Caleb zu reden.

Ich darf eigentlich nicht ohne Begleitung weggehen, aber ich kann nicht anders. Ich laufe immer schneller. Mit eng angelegten Armen spurte ich neben

dem letzten Waggon her, bekomme den Türgriff zu fassen und werfe mich hinein. Ein wilder Schmerz jagt durch meinen wunden Körper.

Im Wagen lasse ich mich auf den Rücken fallen und schaue zu, wie die Gebäude der Ferox hinter mir in der Ferne verschwinden. Ich möchte nicht dorthin zurück. Wenn ich jetzt beschließen würde, alles hinzuwerfen und ohne Fraktion zu leben, wäre dies das Mutigste, was ich je getan habe. Aber heute fühle ich mich wie ein Feigling.

Die Luft streicht über mich hinweg und spielt um meine Finger. Ich lasse meine Hand aus dem Wagen hängen und fange den Wind ein. Ich kann nicht nach Hause, aber ich kann ein Stück Zuhause wiederfinden. In jeder Erinnerung an meine Kindheit kommt Caleb vor, er ist ein Teil von mir.

Der Zug bremst ab, als er die Innenstadt erreicht. Ich setze mich auf und sehe, wie sich die kleinen Gebäude im Näherkommen in große Gebäude verwandeln. Die Ken wohnen in großen Häusern aus Stein, von denen aus man das ganze Sumpfland überblicken kann. Ich halte mich am Einstiegsgriff fest und beuge mich hinaus, um zu sehen, wohin die Gleise führen. Sie führen hinunter auf die ebenerdige Straße, ehe sie ostwärts schwenken. Ich atme den Geruch nach nassem Asphalt und feuchter Luft ein.

Der Zug schwankt und verlangsamt seine Fahrt. Ich springe hinaus und lande so hart, dass meine Beine einknicken und ich ein paar Schritte laufen muss, um den Schwung abzufangen. Dann gehe ich mitten auf der Straße weiter nach Süden, Richtung Sumpf. So weit mein Auge reicht, erstreckt sich ödes Land, eine braune Ebene, die an den Horizont stößt.

Ich biege nach links ab. Die Häuser der Ken ragen vor mir auf, düster und wenig einladend. Wie soll ich Caleb hier finden?

Die Ken dokumentieren einfach alles, sie sind ganz verrückt danach, also muss es auch Listen der Initianten geben. Irgendjemand hat Zugang zu diesen Listen, also muss ich ihn nur aufspüren. Ich lasse den Blick über die Häuser schweifen. Nach allen Regeln der Vernunft müsste das Gebäude in der Mitte das wichtigste

sein, warum also nicht genau hier mit der Suche beginnen?

Überall wimmelt es von Mitgliedern der Fraktion. Die Regeln der Ken bestimmen, dass jeder zumindest ein blaues Kleidungsstück tragen muss, denn Blau lässt den Körper beruhigende Substanzen produzieren, und »ein ruhiger Geist ist ein klarer Geist«. Die Farbe Blau ist das Erkennungszeichen dieser Fraktion. Mir kommt es unglaublich grell vor. Ich habe mich an düsteres Licht und dunkle Kleider gewöhnt.

Ich rechne damit, dass ich mich durch die Menge schieben muss, ständig angerempelt werde und andauernd »Entschuldigung« murmle, so wie ich es immer tue, aber hier ist das anders. Seit ich zu den Ferox gehöre, nehmen mich die Menschen wahr. Die Leute machen mir sogar Platz, aber ihre Augen folgen mir auf Schritt und Tritt. Ich ziehe das Gummiband aus meinem Haar und schüttle den Kopf, damit mein Haar frei fällt, ehe ich durch die Eingangstür gehe.

In der Empfangshalle bleibe ich stehen und lege den Kopf in den Nacken. Der Raum ist riesig, still und es riecht nach verstaubten Buchseiten. Der Parkettboden knarrt unter meinen Schritten. Buchregale ziehen sich an den Wänden entlang, aber sie scheinen in erster Linie als Dekoration zu dienen. Auf einem Tisch in der Mitte des Raums stehen unzählige Computer, kein Mensch liest in einem Buch, alle starren konzentriert auf die Bildschirme.

Ich hätte es mir denken können, dass die Bibliothek das wichtigste Gebäude der Ken ist. Ein Porträt an der gegenüberliegenden Wandseite zieht meine Aufmerksamkeit auf sich. Es ist doppelt so hoch wie ich und etwa viermal so breit und es zeigt eine attraktive Frau mit hellgrauen Augen und einer Brille: Jeanine. Allein ihr Bild regt mich so auf, dass Wut in mir aufsteigt. *Sie* ist die Bevollmächtigte der Ken, *sie* ist diejenige, die die Berichte über meinen Vater in Umlauf gebracht hat! Seit mein Vater angefangen hat, beim Abendbrottisch über sie zu schimpfen, ist sie mir unsympathisch, aber mittlerweile hasse ich sie. Unter ihrem Bild hängt eine große Tafel, auf der zu lesen steht: WISSEN

BRINGT WOHLSTAND.

Wohlstand. Für mich hat das Wort einen faden Beigeschmack. Bei den Altruisten steht es für Egoismus.

Wie konnte Caleb sich nur diesen Leuten anschließen? Was sie tun, was sie wollen, ist unrecht. Aber vermutlich denkt er dasselbe von den Ferox.

Ich gehe zu dem Pult, das direkt unter Jeanines Porträt steht. Der junge Mann hinter dem Pult blickt nicht auf, sondern fragt geistesabwesend: »Kann ich helfen?«

»Ich suche jemanden«, sage ich. »Er heißt Caleb. Wo kann ich ihn finden?«

»Ich darf keine persönlichen Auskünfte geben«, erwidert der junge Mann knapp und tippt weiter auf seinen Bildschirm.

»Er ist mein Bruder.«

»Ich darf keine ...«

Meine Faust kracht auf die Tischplatte und reißt ihn aus seiner Teilnahmslosigkeit. Er starrt mich über den Brillenrand an. Alle Köpfe drehen sich nach mir um.

»Ich habe gesagt, ich suche jemanden. Einen der Initianten. Kannst du mir wenigstens sagen, wohin ich mich wenden soll?«

»Beatrice?«, fragt jemand hinter mir.

Ich drehe mich um. Hinter mir steht Caleb mit einem Buch in der Hand. Seine Haare sind länger als früher, sie reichen ihm bis über die Ohren. Er hat ein blaues T-Shirt an und trägt eine rechteckige Brille. Obwohl er so verändert aussieht und ich ihn eigentlich gar nicht mehr lieb haben dürfte, renne ich zu ihm und schließe ihn in meine Arme.

»Du hast ein Tattoo«, sagt er dumpf.

»Und du eine Brille.« Ich trete einen Schritt zurück und kneife die Augen zusammen. »Du siehst doch ausgezeichnet, Caleb, wozu das?«

»Hm ...« Sein Blick schweift über die Tischreihen. »Komm. Gehen wir nach draußen.«

Wir verlassen die Bibliothek und überqueren die Straße; ich muss mich anstrengen, um mit ihm Schritt zu halten. Gegenüber der Bibliothek war früher einmal ein Park. Jetzt nennen wir es »Millennium«. Es ist ein ödes Stück Land, auf dem ein paar verrostete Metallsulpturen stehen – ein riesiges Mammut aus Metallplatten zum Beispiel oder eine gigantische Limabohne, neben der ich wie ein Winzling wirke.

Wir steigen auf den Zementsockel der Metallbohne. Überall sitzen Ken in kleinen Grüppchen, lesen Zeitungen oder Bücher. Caleb nimmt die Brille ab und steckt sie in die Tasche, dann fährt er sich mit den Fingern durchs Haar. Er weicht meinem Blick aus, so als schäme er sich. Vielleicht sollte ich mich auch schämen. Ich bin tätowiert, trage meine Haare offen und habe eng anliegende Kleider an. Aber ich schäme mich nicht.

»Was machst du hier?«, fragt er mich.

»Ich hatte Sehnsucht nach zu Hause. Und der Nächste, der mir eingefallen ist, warst du.«

Er presst die Lippen zusammen.

»Du scheinst ja vor Freude ganz aus dem Häuschen zu sein, Caleb.«

»Hey«, sagt er und legt mir die Hand auf die Schultern. »Ich freue mich wahnsinnig, dich zu sehen, okay? Es ist aber nicht erlaubt. Es ist gegen die Vorschriften.«

»Das ist mir egal«, sage ich. »Das ist mir völlig egal, okay?«

»Das sollte es aber nicht sein.« Seine Stimme ist freundlich, aber sein Blick ist tadelnd. »Ich an deiner Stelle würde alles tun, um keinen Ärger mit meiner Fraktion zu bekommen.«

»Was soll das heißen?«

Ich weiß ganz genau, was das heißen soll. Er hält die Ferox für die grausamste der fünf Fraktionen, nicht mehr und nicht weniger.

»Ich möchte nur nicht, dass dir etwas zustößt. Kein Grund, so aufzubrausen.« Er legt den Kopf schief und sieht mich forschend an. »Was ist mit dir passiert?«

»Nichts. Mit mir ist gar nichts passiert.«

Ich schließe die Augen und reibe mir über den Nacken. Selbst wenn ich ihm alles erklären könnte, ich würde es nicht wollen. Ich bringe nicht einmal die nötige Willenskraft auf, darüber nachzudenken.

»Denkst du ...« Er blickt auf seine Schuhe. »Denkst du, du hast die richtige Wahl getroffen?«

»Ich glaube nicht, dass ich überhaupt eine Wahl hatte«, sage ich. »Und wie steht's mit dir?«

Die Leute, die an uns vorbeilaufen, schauen uns an und Caleb lässt den Blick aufmerksam über ihre Gesichter schweifen. Er ist immer noch nervös, aber vielleicht liegt das nicht daran, wie er aussieht oder wie ich aussehe. Vielleicht ist er wegen der anderen Ken nervös. Ich packe ihn am Arm und ziehe ihn zur Metallbohne. Wir schlüpfen unter der hohlen Unterseite hindurch. Ich sehe überall mein Spiegelbild, verzerrt von den Rundungen der Skulptur, rissig vom Rost und vom Schmutz.

»Was ist los?«, frage ich und verschränke die Arme. Ich habe die dunklen Ringe um seine Augen zuvor gar nicht bemerkt. »Was stimmt denn nicht?«

Caleb stützt sich mit der Hand an die Metallträger. In seinem Spiegelbild ist der Kopf winzig und an einer Seite eingedrückt, der Arm grotesk nach hinten gebogen. In meinem Spiegelbild sehe ich klein und gedrungen aus.

»Irgendeine große Sache ist am Laufen, Beatrice. Irgendetwas läuft in die falsche Richtung.« Seine Augen sind riesengroß und glasig. »Ich weiß nicht, was es ist, aber die Leute rennen aufgeregt umher, reden im Flüsterton, und Jeanine hält täglich irgendwelche Reden, in denen sie erklärt, wie korrupt die Altruan sind.«

»Und du glaubst ihr?«

»Nein. Vielleicht. Ich weiß nicht ...« Er schüttelt den Kopf. »Ich weiß nicht, was ich glauben soll.«

»Doch, das tust du«, sage ich ernst. »Du weißt, wer unsere Eltern sind. Du

weiß, wer unsere Freunde sind. Glaubst du ernsthaft, dass Susans Vater korrupt ist?«

»Was weiß ich denn? Was durfte ich denn wissen? Wir durften doch keine Fragen stellen, Beatrice. Und hier ...« Er blickt nach oben, und in dem kleinen Fleckchen über unseren Köpfen, in dem wir uns spiegeln, sehe ich uns als winzige Gestalten, fingernagelgroß. Ja, das ist unser wahres Spiegelbild, so klein sind wir tatsächlich. »Hier darf jeder alles wissen«, fährt Caleb fort, »die Informationen stehen jedem jederzeit zur Verfügung.«

»Wir sind hier nicht bei den Candor. Hier gibt es Lügner, Caleb. Hier gibt es Menschen, die so gerissen sind, dass sie wissen, wie sie dich beeinflussen können.«

»Meinst du nicht, dass ich es bemerken würde, wenn man mich manipulieren will?«

»Wenn sie so klug sind, wie du behauptest, nein. Ich glaube, du würdest es nicht bemerken.«

»Du hast keine Ahnung, wovon du sprichst«, sagt er kopfschüttelnd.

»Ja, woher sollte ich auch wissen, wie es in einer skrupellosen Fraktion zugeht? Ich bereite mich ja nur darauf vor, eine Ferox zu werden, zum Teufel noch mal«, sage ich. »Aber ich weiß wenigstens, wo ich hingehöre, Caleb. Du hingegen hast dich dafür entschieden zu ignorieren, was wir unser Leben lang gewusst haben – nämlich dass diese Leute hier überheblich und gierig sind und dich kein Stückchen weiterbringen werden.«

»Ich denke, du solltest jetzt gehen, Beatrice«, sagt er schneidend.

»Mit Vergnügen«, fauche ich ihn an. »Oh, ich nehme zwar nicht an, dass dich das interessiert, aber Mom bittet dich, das Serum für die Simulationen näher zu untersuchen.«

»Hast du sie etwa gesehen?« Er wirkt verletzt. »Warum ist sie nicht ...«

»Weil die Ken die Altruan nicht mehr auf ihr Gelände lassen«, erwidere ich scharf. »Stand dir diese Information etwa nicht zur Verfügung?«

Ich dränge mich an ihm vorbei, weg von den Spiegelungen und weg von ihm. Ich hätte nicht hierherkommen sollen. Das Hauptquartier der Ferox erscheint mir auf einmal wie ein Zuhause – wenigstens weiß ich dort genau, wo ich stehe: auf schwankendem Boden nämlich.

Die Leute auf dem Gehweg weichen zur Seite. Ich schaue hoch und begreife, weshalb. Ein paar Schritte vor mir stehen zwei Ken und versperren mir den Weg.

»Du da«, sagt der eine. »Du musst mitkommen.«

Einer der beiden Männer geht so dicht hinter mir her, dass ich seinen Atem an meinem Kopf spüre. Der andere führt mich in die Bibliothek und durch drei Gänge zu einem Aufzug. Hinter der Bibliothek gibt es keinen Parkettfußboden mehr, sondern weiße Fliesen, und die Wände leuchten wie in dem Raum, in dem die Eignungstests stattgefunden haben. Das Leuchten spiegelt sich in den silberfarbenen Türen des Aufzugs wider, und ich blinzele ein paarmal, damit ich überhaupt etwas sehe.

Ich versuche, ruhig zu bleiben. Im Geiste wiederhole ich die Fragen aus dem Trainingsprogramm der Ferox. *Wie reagierst du, wenn du von hinten angegriffen wirst?* Ich stelle mir vor, wie ich mit dem Ellbogen nach hinten schlage und jemanden in den Magen oder die Leiste treffe. Ich sehe mich wegrennen. Ich wünschte, ich hätte eine Waffe. Das sind Gedankengänge der Ferox, und sie sind jetzt auch die meinen geworden. *Wie reagierst du, wenn du von zwei Personen auf einmal angegriffen wirst?*

Ich folge dem Mann durch einen leeren, hellen Gang in ein Büro. Die Wände sind aus Glas – jetzt weiß ich, welche Fraktion meine Schule entworfen hat.

Hinter einem Metallschreibtisch sitzt eine Frau. Ich kenne dieses Gesicht. Es hängt überlebensgroß in der Bibliothek der Ken, es prangt auf jeder Mitteilung, die sie verbreiten. Wie lange schon hasse ich dieses Gesicht? Ich weiß es nicht.

»Setz dich«, sagt Jeanine. Ihre Stimme kommt mir bekannt vor, besonders wenn sie gereizt klingt wie jetzt. Ihre hellgrauen Augen heften sich auf meine.

»Ich bleibe lieber stehen.«

»*Setz dich*«, wiederholt sie scharf.

Ja, ich habe die Stimme schon einmal gehört. Es war im Gang bei den Ferox, da hat sie mit Eric geredet, kurz bevor ich angegriffen wurde. Sie hat über Unbestimmte gesprochen. Und davor auch schon einmal ...

»Es war Ihre Stimme, die ich in der Simulation gehört habe«, sage ich. »Ich meine die Simulation während des Eignungstests.«

Sie ist die Gefahr, vor der mich Tori und meine Mutter gewarnt haben, die Gefahr für alle, die unbestimmt sind. Und jetzt sitzt sie direkt vor mir.

»So ist es. Die Eignungstests zähle ich zu meinen größten Erfolgen als Wissenschaftlerin«, antwortet sie. »Ich habe mir deine Ergebnisse angesehen, Beatrice. Anscheinend hat es bei deinem Test ein Problem gegeben, deshalb musste die Bewertung von Hand in das System eingetragen werden. Hast du das gewusst?«

»Nein.«

»Und hast du gewusst, dass es nur zwei Personen gibt, deren Testergebnis den Altruisten zugeordnet wurde und die trotzdem zu den Ferox gewechselt sind? Eine davon bist du.«

»Nein.« Ich versuche, mir den Schrecken nicht anmerken zu lassen. Tobias und ich sind die Einzigen? Aber sein Testergebnis war echt und meines ist gefälscht. Also ist er der Einzige.

Bei dem Gedanken an ihn krampft sich mein Magen zusammen. Mir ist es völlig egal, wie einzigartig er ist. Er hat mich »erbärmlich« genannt.

»Warum hast du dich für die Ferox entschieden?«, will Jeanine wissen.

»Was soll die Frage?« Ich versuche, nicht laut zu werden, aber es klappt nicht. »Wollen Sie mich stattdessen nicht lieber zurechtweisen, dass ich meine Fraktion verlassen und meinen Bruder aufgesucht habe? *Fraktion vor Blut*, so heißt es doch.« Ich halte inne. »Und wo ich gerade daran denke. Wieso bin ich eigentlich hier in diesem Büro? Sind Sie denn nicht ein hohes Tier oder so ähnlich?«

Vielleicht verpasst ihr das einen Dämpfer.

Ihre Lippen werden schmal. »Die Zurechtweisungen überlasse ich den Ferox«, sagt sie und lehnt sich zurück.

Ich stütze mich auf die Lehne des Stuhls, auf den ich mich nicht setzen wollte, und umklammere sie. Hinter Jeanine ist ein Fenster, von dem aus man die ganze Stadt überblicken kann. In der Ferne kommt langsam ein Zug um die Kurve.

»Um deine Frage zu beantworten ... Ein wesentliches Kennzeichen unserer Fraktion ist die Neugier«, fährt sie fort. »Und als ich die Aufzeichnungen über dich noch einmal genau durchgesehen habe, ist mir aufgefallen, dass auch bei einer weiteren Simulation etwas nicht stimmte. Und auch diesmal wurde es nicht aufgezeichnet. Hast du das gewusst?«

»Wie sind Sie überhaupt an die Aufzeichnungen gekommen? Nur die Ferox haben Zugang zu den Berichten.«

»Die Ken haben die Simulationen entwickelt, daher haben wir ein ... Übereinkommen mit den Ferox getroffen, Beatrice.« Sie legt den Kopf schief und lächelt mich an. »Mir geht es einzig und allein um die Leistungsfähigkeit unserer Technologie. Wenn sie bei deinen Tests regelmäßig versagt, dann muss ich den Fehler beheben, verstehst du?«

Ich verstehe nur eines: Sie lügt. Sie sorgt sich nicht um die Technologie, sie vermutet vielmehr, dass etwas mit meinen Testergebnissen nicht stimmt. Genau wie die Anführer der Ferox macht sie Jagd auf Unbestimmte. Und wenn meine Mutter möchte, dass Caleb das Simulationsserum erforscht, dann vermutlich deshalb, weil Jeanine es entwickelt hat.

Aber was ist so bedrohlich daran, dass ich den Ablauf der Simulationen beeinflussen kann? Welche Rolle spielt das ausgerechnet für die Anführerin der Ken?

Auf beide Fragen habe ich keine Antwort. Aber der Blick, den sie mir zuwirft, erinnert mich an den Raubtierblick des Hundes im Eignungstest. Sie will mich in Stücke reißen, doch diesmal kann ich mich nicht unterwerfen. Ich bin selbst

zu einem Hund geworden, der angreift.

Mein Herz schlägt bis zum Hals.

»Ich weiß nicht, warum«, sage ich, »aber von dem Serum, das man mir gespritzt hat, ist mir speiübel geworden. Vielleicht war derjenige, der die Simulation überwacht hat, abgelenkt, weil er dachte, ich müsste mich übergeben, und hat deshalb vergessen, meine Werte aufzuzeichnen. Nach dem Eignungstest ist mir auch schlecht geworden.«

»Hattest du schon immer einen empfindlichen Magen, Beatrice?«

Ihre Stimme ist so scharf wie eine Rasierklinge. Ungeduldig trommelt sie mit ihren kurz geschnittenen Fingernägeln auf die gläserne Schreibtischplatte.

»Ja, schon als Kind«, antworte ich so gelassen wie möglich. Ich lasse die Stuhllehne los, gehe um den Stuhl herum und setze mich. Ich darf nicht zeigen, unter welcher Anspannung ich stehe, obwohl mir ganz flau ist.

»Du warst in den Simulationen sehr erfolgreich«, stellt Jeanine fest. »Worauf führst du das zurück?«

»Ich bin mutig«, sage ichforsch.

Die anderen Fraktionen haben von den Ferox eine vorgefasste Meinung. Demnach sind sie frech, aggressiv und impulsiv. Und arrogant. Ich muss mich so verhalten, wie Jeanine es von mir erwartet.

»Ich bin in diesem Jahr die beste Initiantin.«

Ich lümmle mich nach vorn und stütze die Ellbogen auf die Knie. Ich muss dieses Spiel noch weiter treiben, damit es überzeugend wirkt.

»Sie wollen also wissen, wieso ich zu den Ferox gewechselt bin? Ganz einfach: weil ich mich gelangweilt habe.« *Mach weiter so, mach weiter.* Man muss beim Lügen vollen Einsatz zeigen. »Ich hatte es satt, ein kleiner, feiger Gutmensch zu sein, ich habe es nicht mehr ausgehalten.«

»Sehnst du dich nicht nach deinen Eltern?«, fragt sie vorsichtig.

»Ob ich mich danach sehne, gescholten zu werden, wenn ich in den Spiegel schaue? Ob ich mich danach sehne, dass ich am Esstisch kein Wort sagen darf?«

Ich schüttle den Kopf. »Nein, ich sehne mich nicht nach ihnen zurück. Das ist nicht mehr meine Familie.«

Ich erstickte fast an der Lüge, oder vielleicht ist es auch nur, weil ich gegen Tränen ankämpfen muss. Ich muss daran denken, wie meine Mutter mit einem Kamm und einer Schere hinter mir steht und sanft vor sich hin lächelt, während sie mir die Haare schneidet, und ich möchte lieber losschreien, anstatt ihr so unrecht zu tun.

»Darf ich also annehmen ...«, Jeanine spitzt die Lippen und wartet ein paar Sekunden, ehe sie den Satz zu Ende spricht, »... dass du den Berichten, die über die politischen Führer dieser Stadt veröffentlicht worden sind, zustimmst?«

Die Berichte, in denen meine Eltern als korrupte, machtgierige, Moral predigende Tyrannen verunglimpft werden? Die Berichte mit ihren verborgenen Drohungen, die auf einen Umsturz abzielen? Mir wird schlecht, wenn ich nur daran denke. Ich würde diese Frau am liebsten erwürgen, ich weiß ja, dass die Berichte von ihr stammen.

Ich lächle.

»Ja, von ganzem Herzen.«

Einer von Jeanines Handlangern, ein Mann in einem Hemd mit blauem Kragen und einer Sonnenbrille, bringt mich in einem silberfarbenen Auto zurück zu den Ferox. So ein Auto habe ich noch nie gesehen. Der Motor läuft beinahe lautlos. Als ich den Mann danach frage, erzählt er mir, dass der Wagen mit Sonnenenergie fährt, und dann erklärt er mir umständlich, wie die Paneele auf dem Autodach das Sonnenlicht in Energie umwandeln. Nach einer Minute höre ich ihm nicht mehr zu und blicke aus dem Fenster.

Ich weiß nicht, was die Ferox mit mir anstellen werden. Ich ahne nichts Gutes. Im Geiste sehe ich schon meine Beine über dem Abgrund baumeln.

Als der Fahrer zum Hauptquartier der Ferox abbiegt, steht Eric bereits an der Tür und wartet auf mich. Er fasst mich am Arm und führt mich hinein, ohne ein Wort des Dankes für den Fahrer. Eric hält mich so fest, dass ich bestimmt

blaue Flecken davon bekommen werde.

Er bleibt zwischen mir und der inneren Tür stehen und lässt seine Fingergelenke knacken. Sonst hört man keinen Laut von ihm.

Mir läuft es kalt über den Rücken.

Das leise Knacken seiner Gelenke ist alles, was ich höre, abgesehen von meinem Atem, der immer schneller geht. Nach einer Weile verschränkt Eric die Finger.

»Willkommen zu Hause, Tris.«

»Hallo, Eric.«

»Was ...«, fängt er leise an, »was genau«, wird er lauter, »hast du dir dabei gedacht?«

»Ich ...« Jetzt steht er so dicht vor mir, dass ich die Löcher seiner Piercings sehe. »Ich weiß es nicht.«

»Soll ich dich für eine Verräterin halten, Tris?«, sagt er. »Weißt du nicht, was *Fraktion vor Blut* bedeutet?«

Ich habe Eric schreckliche Dinge tun sehen. Ich habe ihn schreckliche Dinge sagen hören. Aber so wie jetzt habe ich ihn noch nie erlebt. Er ist kein Wahnsinniger, er ist beherrscht und hat sich völlig in der Gewalt. Er ist hellwach und ganz ruhig.

Zum ersten Mal begreife ich, was Eric wirklich ist: ein Ken, der sich als Ferox getarnt hat, ein Genie und ein Sadist, einer, der Unbestimmte jagt.

Ich möchte auf dem Absatz umkehren und weglaufen.

»Bist du nicht zufrieden mit deinem Leben hier? Bedauerst du deine Wahl?« Eric zieht stirnrunzelnd die mehrfach gepiercten Augenbrauen hoch. »Ich möchte von dir wissen, warum du die Ferox, dich und mich verraten hast ...«, er klopft sich an die Brust, »indem du es gewagt hast, zum Hauptquartier einer anderen Fraktion zu gehen.«

»Na ja ...« Ich hole tief Luft. Wenn er wüsste, was ich bin, würde er mich, ohne mit der Wimper zu zucken, umbringen. Seine Hände sind zu Fäusten

geballt. Wir beide sind alleine; wenn mir etwas zustößt, wird es niemand sehen, niemand erfahren.

»Wenn du es nicht erklären kannst«, sagt er leise, »dann könnte ich gezwungen sein, nochmals über deine Bewertung nachzudenken. Und da du dich offenbar immer noch zu deiner früheren Fraktion hingezogen fühlst ... könnte ich natürlich auch gezwungen sein, über die Bewertungen deiner Freunde nachzudenken. Das würde das kleine Mädchen von den Altruan, das immer noch in dir steckt, sicher sehr traurig machen.«

Mein erster Gedanke ist: Das kann er nicht tun, das ist ungerecht. Mein zweiter Gedanke ist, dass er das natürlich tun würde, er würde keine Sekunde lang zögern. Und er hat recht – der Gedanke daran, dass ich mit meinem rücksichtslosen Verhalten jemand anderen aus der Fraktion heraustreibe, entsetzt mich unsäglich.

»Ich ... ich ...«, fange ich an zu stottern.

Und dann geht die Tür auf und Tobias kommt herein.

»Was machst du da?«, fragt er Eric.

»Lass uns allein.« Erics Stimme ist jetzt lauter und nicht mehr so monoton. Er klingt wie der Eric, den ich kenne. Auch sein Mienenspiel ändert sich, es ist jetzt viel lebhafter. Ich starre ihn fasziniert an und frage mich, wie er das auf Knopfdruck schafft und was er damit bezweckt.

»Nein«, sagt Tobias. »Sie ist nur ein dummes Ding. Es ist nicht nötig, sie hierherzuschleppen und zu verhören.«

»Dummes Ding?«, schnaubt Eric. »Wenn sie das wäre, stünde sie nicht auf dem ersten Platz, oder?«

Tobias reibt sich die Nasenwurzel und schaut mich zwischen zwei Fingern hindurch an. Er will mir damit etwas zu verstehen geben. Ich überlege fieberhaft. Was war es, was er mir neulich geraten hat?

Das Einzige, was mir einfällt, ist: Tu so, als wärst du verletztlich.

Es hat schon einmal funktioniert.

»Ich ... ich habe mich geschämt und wusste nicht, was ich tun sollte.« Ich vergrabe die Hände in den Hosentaschen und lasse den Kopf hängen. Dann zwicke ich mich so fest ins Bein, dass mir Tränen in die Augen schießen. Ich schüttle den Kopf und sage schniefend: »Ich habe ... ich wollte ...«

»Was wolltest du?«, fragt Eric.

»Sie wollte mich küssen«, antwortet Tobias an meiner Stelle. »Und ich habe sie abblitzen lassen. Sie ist davongerannt wie eine Fünfjährige. Es gibt wirklich nichts, was man ihr vorwerfen könnte, außer ihrer Dummheit.«

Wir beide warten ab.

Eric blickt von mir zu Tobias und fängt an zu lachen. Er lacht viel zu laut und viel zu lang – sein Lachen klingt bedrohlich, es kratzt an meinen Nerven wie Schmirgelpapier. »Ist er nicht ein bisschen zu alt für dich, Tris?«, fragt er und grinst.

Ich reibe mir die Wange, als wollte ich eine Träne wegwischen. »Kann ich jetzt gehen?«

»Gut«, sagt Eric, »aber du darfst das Gelände nicht mehr ohne Begleitung verlassen, hast du mich verstanden?« Zu Tobias gewandt sagt er: »Und du solltest besser darauf achten, dass keiner von den Neuen das Gelände verlässt. Und dass keine dich küssen will.«

Tobias verdreht die Augen. »Schon gut.«

Ich gehe nach draußen und schüttle meine Hände aus, um das zitterige Gefühl loszuwerden. Erschöpft setze ich mich auf den Gehweg und schlinge die Arme um die Knie.

Ich weiß nicht, wie lange ich so sitze, mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen, ehe die Tür wieder aufgeht. Vielleicht sind es zwanzig Minuten, vielleicht ist es auch eine Stunde.

Tobias kommt auf mich zu. Ich stehe auf, verschränke die Arme und warte auf die unvermeidliche Gardinenpredigt. Ich habe ihn geschlagen und mich bei den Ferox in Schwierigkeiten gebracht – das Donnerwetter wird nicht lange auf sich

warten lassen.

»Was ist?«, sage ich.

»Geht's dir gut?« Zwischen seinen Augenbrauen ist eine steile Falte. Er fasst mich sanft am Kinn. Ich schlage seine Hand weg.

»Klar doch«, fauche ich ihn an. »Zuerst werde ich vor allen Leuten zusammengestaucht, dann muss ich ausgerechnet der Frau Rede und Antwort stehen, die meine frühere Fraktion vernichten will, und danach droht Eric, meine Freunde aus der Fraktion zu werfen. Ja, Four, es ist wirklich ein toller Tag.«

Er schüttelt den Kopf und blickt nach rechts zu einem zerfallenen Haus. Es ist aus Ziegelstein, das glatte Gegenteil des schlanken, gläsernen Turms hinter mir. Es ist garantiert uralt. Heutzutage baut niemand mehr mit Ziegelsteinen.

»Und überhaupt, was geht dich das an?«, frage ich. »Du kannst entweder ein gnadenloser Ausbilder sein oder mein um mich besorgter Freund.« Bei dem Wort »Freund« zucke ich zusammen. Ich hatte nicht vor, es so schnoddrig zu sagen, aber jetzt ist es zu spät.

»Ich bin nicht gnadenlos.« Er wirft mir einen finsternen Blick zu. »Ich hab mich heute Morgen doch nur so verhalten, um dich zu schützen. Was, wenn Peter und seine blöden Freunde herausgefunden hätten, dass du und ich ...« Er seufzt. »Egal was du auch sagst, sie würden immer behaupten, dass du deine guten Bewertungen meiner Zuneigung und nicht deinem Können zu verdanken hast.«

Ich mache den Mund auf und will ihm widersprechen, aber ich kann es nicht. Ein paar kluge Anmerkungen fallen mir ein, aber die behalte ich für mich. Denn er hat recht. Meine Wangen beginnen zu glühen und ich kühle sie mit meinen Händen.

»Aber du hättest mich nicht so beleidigen müssen, um denen etwas zu beweisen«, sage ich schließlich.

»Und du hättest nicht zu deinem Bruder laufen müssen, nur weil ich dich beleidigt habe.« Er reibt sich über den Nacken. »Außerdem, es hat doch

funktioniert, oder?»

»Auf meine Kosten.«

»Ich dachte nicht, dass du es dir so zu Herzen nimmst.« Achselzuckend fügt er hinzu: »Manchmal vergesse ich, dass auch du verletzlich bist. Dass *ich* dich verletzen kann.«

Ich stecke die Hände in die Hosentaschen und wippe auf meinen Fersen. Ein merkwürdiges Gefühl durchströmt mich – eine süße, sehnsuchtsvolle Schwäche. Was er getan hat, hat er getan, weil er an meine Stärke glaubt.

Zu Hause war Caleb immer der Starke, er konnte sich selbst verleugnen, und alle Eigenschaften, die meine Eltern geschätzt haben, sind ihm praktisch zugeflogen. So wie Tobias hat noch niemand an meine Stärke geglaubt.

Ich stelle mich auf die Zehenspitzen und küsse ihn. Unsere Lippen berühren sich sanft.

»Du bist wirklich einzigartig, weißt du das?«, sage ich kopfschüttelnd. »Du weißt immer genau, was das Richtige ist.«

»Aber nur weil ich lange darüber nachgedacht habe.« Er küsst mich leicht. »Ich habe überlegt, wie ich mich verhalten müsste, wenn du und ich ...« Er tritt einen Schritt zurück. »Habe ich richtig gehört und du hast mich deinen ›Freund‹ genannt, Tris?«

»Nicht direkt.« Betont lässig füge ich hinzu: »Wieso? Soll ich?«

Er streicht zärtlich über mein Gesicht, dann fasst er mit dem Daumen unter mein Kinn und lehnt seine Stirn an meine. Einen Augenblick lang steht er mit geschlossenen Augen da, atmet meinen Atem ein. Ich spüre seinen Herzschlag in seinen Fingerspitzen, höre, wie schnell er atmet. Er scheint nervös zu sein.

»Ja«, sagt er dann. Aber sein Lächeln erlischt, als er fragt: »Glaubst du, wir haben ihn davon überzeugt, dass du einfach nur ein dummes Mädchen bist?«

»Ich hoffe es. Manchmal hilft es, wenn man sehr klein ist. Aber ich weiß nicht, ob ich die Ken überzeugt habe.«

Er sieht mich mit zusammengekniffenem Mund an. »Da ist etwas, was ich dir

erzählen muss.«

»Was denn?«

»Nicht jetzt.« Er schaut sich um. »Wir treffen uns hier um halb zwölf. Sag niemandem, was du vorhast.«

Ich nicke, und er geht genauso schnell weg, wie er gekommen ist.

»Wo hast du den ganzen Tag über gesteckt?«, fragt Christina, als ich den Schlafsaal betrete. Der Raum ist leer, bestimmt sind die anderen alle beim Essen. »Ich habe dich draußen gesucht, aber nirgends gefunden. Ist alles in Ordnung? Hast du Ärger bekommen, weil du Four geschlagen hast?«

Ich schüttele den Kopf. Allein der Gedanke, ihr zu erzählen, wo ich gewesen bin, strengt mich an.

Wie soll ich ihr erklären, dass ich plötzlich das Bedürfnis verspürte, auf einen Zug aufzuspringen und meinen Bruder zu besuchen? Wie soll ich die beunruhigend leise Stimme beschreiben, mit der mich Eric ausfragte? Und vor allem, wie soll ich rechtfertigen, dass ich überhaupt so in die Luft gegangen bin und Tobias geschlagen habe?

»Ich musste einfach mal raus. Ich habe einen langen Spaziergang gemacht«, sage ich. »Und nein, ich habe keinen Ärger bekommen. Er hat mich angeschrien, ich habe mich entschuldigt ... und das war's dann.«

Ich gebe mir Mühe, sie beim Reden anzuschauen und die Hände ruhig zu halten.

»Das ist gut«, sagt sie. »Denn ich muss dir etwas erzählen.« Sie schaut zuerst an mir vorbei zur Tür, dann stellt sie sich auf die Zehenspitzen und wirft einen Blick auf die oberen Stockbetten, um sicherzugehen, dass niemand da ist.

Erst danach legt sie mir die Hände auf die Schultern und sagt: »Kannst du mal für ein paar Sekunden ein richtiges Mädchen sein?«

»Ich bin immer ein Mädchen.«

»Du weißt, was ich meine. Ein albernes, nerviges Mädchen.«

Ich spiele mit meinen Haaren. »Okay.«

Sie grinst so breit, dass ihre Backenzähne blitzen. »Will hat mich geküsst.«

»Was? Wann? Wie? Wie ist das passiert?«

»Du kannst ja tatsächlich ein richtiges Mädchen sein!« Sie lässt mich los. »Also, es war kurz nach der kleinen Einlage, die du gegeben hast. Wir haben Mittag gegessen, dann sind wir in der Nähe der Eisenbahngleise spazieren gegangen. Wir haben uns einfach unterhalten ... ich weiß gar nicht mehr, worüber. Und dann ist er stehen geblieben, hat sich zu mir gebeugt und ... mich geküsst.«

»Hast du gewusst, was er für dich fühlt?«, frage ich. »Ich meine, du weißt schon. So halt.«

»Nein!« Sie lacht. »Und das Verrückteste ist, das war's dann auch schon. Wir sind danach einfach weitergegangen und haben uns unterhalten, als wäre nichts passiert. Na ja, bis ich *ihn* geküsst habe.«

»Und seit wann weißt du, dass du ihn magst?«

»Das kann ich dir nicht genau sagen. Ich schätze, ich habe es zuvor überhaupt nicht gewusst. Andererseits waren da diese Kleinigkeiten ... wie er mich bei der Beerdigung in den Arm genommen hat, zum Beispiel, oder wie er mir immer die Tür aufhält. Er behandelt mich wie ein Mädchen und nicht wie jemand, der ihn grün und blau prügeln könnte.«

Ich lache. Am liebsten würde ich ihr von Tobias erzählen und allem, was zwischen uns beiden passiert ist. Aber aus demselben Grund, aus dem Tobias will, dass wir so tun, als ob wir nicht zusammen wären, halte ich den Mund. Ich möchte nicht, dass sie denkt, meine Bewertung hätte etwas damit zu tun.

Deshalb sage ich einfach: »Das freut mich für dich.«

»Danke. Ich freue mich auch. Und ich dachte immer, ich müsste noch lange warten, bis ... na ja, du weißt schon.«

Sie setzt sich auf meine Bettkante und schaut sich im Schlafsaal um. Einige von uns haben ihre Sachen schon gepackt. Bald werden wir in Apartments auf dem Ferox-Gelände umziehen. Diejenigen, die einen Job bei der Regierung erhalten, kommen im Glashaus der Grube unter. Wenn es so weit ist, muss ich keine

Angst mehr haben, dass mich Peter im Schlaf überfällt. Und ich werde nicht mehr Als leeres Bett anschauen müssen.

»Ich kann gar nicht glauben, dass bald alles vorbei ist«, sagt Christina. »Mir ist, als wären wir gerade erst angekommen. Und gleichzeitig kommt es mir so vor, als wäre ich schon seit einer Ewigkeit von zu Hause weg.«

»Fehlt es dir?« Ich lehne mich an den Bettrahmen.

»Ja.« Sie zuckt die Achseln. »Manche Dinge sind allerdings genau gleich. Ich meine, die Leute dort sind genauso laut wie die Ferox hier, das ist gut. Aber zu Hause ist es einfacher. Man weiß genau, woran man bei jedem ist, weil alle so offen sind. Da gibt es keine ... Manipulationen.«

Ich nicke. Was das angeht, haben mich die Altruon auf mein neues Leben vorbereitet. Sie manipulieren andere Leute zwar nicht, aber aufrichtig sind sie auch nicht gerade.

Christina schüttelt den Kopf. »Ich glaube aber nicht, dass ich die Initiation bei den Candor geschafft hätte. Anstelle von Simulationen gibt es endlos viele Tests mit Lügendetektoren. Und erst die Abschlussprüfung ...« Sie rümpft die Nase. »Sie geben dir dieses Zeug, das sie Wahrheitsserum nennen, und dann sitzt du da und sie fragen dich die allerpersönlichsten Sachen. Die Theorie dahinter ist die: Sie glauben, wer sämtliche Geheimnisse preisgegeben hat, muss nicht mehr lügen. Und wenn ohnehin jeder das Schlimmste über einen weiß, kann man genauso gut ehrlich sein.«

Ich überlege, wie viele Geheimnisse ich in letzter Zeit angesammelt habe. Dass ich eine Unbestimmte bin. Meine Ängste. Meine wahren Gefühle für meine Freunde, meine Familie, Al und Tobias. Die Candor brächten Dinge ans Licht, dagegen sind die Simulationen ein Klacks. Dieser Fraktion anzugehören, würde mich zugrunde richten.

»Klingt entsetzlich«, sage ich.

»Ich habe immer gewusst, dass ich keine Candor werden kann. Ich versuche ja, aufrichtig zu sein, aber es gibt ein paar Dinge, da will man einfach nicht, dass

andere Leute über sie Bescheid wissen. Außerdem möchte ich Herr über meine eigenen Gedanken sein.«

Wer will das nicht?

»Und überhaupt«, sagt Christina und öffnet den Schrank links neben unserem Etagenbett. Eine Motte mit weißen Flügeln flattert heraus und fliegt direkt auf sie zu. Christina kreischt so laut, dass ich vor Schreck fast umkippe. Hektisch schlägt sie sich auf die Wangen.

»Verschwinde! Verschwinde verschwinde verschwinde!«

Die Motte flattert davon.

»Hey, sie ist weg.« Ich muss lachen. »Du fürchtest dich doch nicht etwa vor Motten?«

»Sie sind einfach widerlich. Diese papiernen Flügel und diese ekligen Insektenkörper ...« Sie schüttelt sich.

Ich lache noch lauter. Ich lache so sehr, dass ich mich hinsetzen und mir den Bauch halten muss.

»Das ist nicht lustig!«, fährt sie mich an. »Na ja, vielleicht doch. Ein bisschen.«

Als ich spätabends Tobias treffe, sagt er kein Wort, sondern nimmt mich einfach bei der Hand und geht mit mir zu den Eisenbahngleisen.

Mit unglaublicher Leichtigkeit schwingt er sich in einen vorbeifahrenden Wagen. Ich springe hinterher. Der Schwung ist so groß, dass ich gegen ihn pralle, und dabei schmiegt sich meine Wange an seine Brust. Er streicht über meine Arme und hält mich an den Ellbogen fest, während der Wagen über die Gleise rumpelt. Der Glasturm hinter uns wird immer kleiner.

»Schieß los, was wolltest du mir sagen?«, rufe ich gegen den Fahrtwind an.

»Jetzt nicht. Später.«

Wortlos lässt er sich auf den staubigen Boden fallen und zieht mich zu sich hinunter. Er lehnt sich mit dem Rücken an die Wand und ich hocke ihm gegenüber und schaue ihn an. Der Wind zerzt an meinen Haaren und weht sie mir ins Gesicht.

Er legt seine Hände an meine Wangen, hält mein Gesicht fest und zieht meinen Mund zu sich.

Das Kreischen der Räder, als der Zug bremst, verrät mir, dass wir uns der Stadtmitte nähern. Die Luft ist kalt, aber seine Lippen sind warm und seine Hände sind es auch. Seine Lippen streichen über meinen Hals. Ich bin froh, dass der Fahrtwind so laut pfeift und er mein Seufzen nicht hören kann.

Plötzlich schwankt der Waggon. Ich verliere das Gleichgewicht und muss mich mit einer Hand abstützen. Es dauert einen Moment, bis ich merke, dass meine Hand jetzt auf seiner Hüfte ruht. Der Knochen drückt gegen meine Finger. Ich sollte die Hand besser wegnehmen, aber ich will es nicht. Hat nicht gerade er von mir verlangt, mutig zu sein? Ich habe nicht mit der Wimper gezuckt, als er Messer auf mich warf, und ich bin, ohne zu zögern, von einem Dach gesprungen, aber niemals hätte ich geglaubt, dass ich in solch einem kleinen Augenblick wie diesem Mut brauchen würde. Aber genau den brauche ich jetzt.

Ich schwinge ein Bein über ihn, sodass ich auf ihm sitze, und obwohl mir das Herz bis in den Hals hinaufrutscht, küsse ich ihn. Er setzt sich gerade hin und ich spüre seine Hände auf meinen Schultern. Ein wohliger Schauer breitet sich aus, wo seine Finger über meinen Rücken streichen. Er zerrt am Reißverschluss meiner Jacke. Ich presse meine Hände ganz fest an die Beine, damit sie nicht zittern. Ich brauche keine Angst zu haben. Das hier ist Tobias.

Kalte Luft streicht über meine nackte Haut. Er rutscht ein Stück zurück und schaut sich die Tattoos an meiner Schulter an. Sanft fährt er die Konturen nach.

»Vögel«, sagt er lächelnd. »Sind das Krähen? Ich wollte dich schon so oft danach fragen.«

Ich erwidere sein Lächeln, besser gesagt, ich versuche es. »Raben. Einen für jeden aus meiner Familie«, sage ich leicht benommen. »Gefallen sie dir?«

Statt einer Antwort zieht er mich an sich und drückt seine Lippen nacheinander auf die drei Vögel. Seine Berührung ist sanft, zärtlich. Ein wohliges, warmes Gefühl, so köstlich wie flüssiger Honig, erfasst mich und

macht meine Gedanken träge. Er berührt meine Wangen.

»Ich sage es nur ungern, aber wir müssen jetzt aufstehen. Ich will dir was zeigen.«

Ich nicke und öffne die Augen. Wir stehen beide auf und er zieht mich hinter sich her zur offenen Zugtür. Jetzt, wo der Zug langsamer fährt, pfeift der Wind nicht mehr so stark. Es ist schon nach Mitternacht, deshalb brennen keine Straßenlaternen mehr; die Gebäude sehen aus wie Mammuts, die aus der Dunkelheit auftauchen und wieder in ihr versinken. Tobias zeigt auf mehrere Gebäude. Sie sind nur ein fingernagelgroßer Fleck in der Ferne, ein heller Punkt im Meer der Dunkelheit. Das Hauptquartier der Ken.

»Die da drüben scheren sich nicht viel um die städtischen Verordnungen«, sagt er. »Sie lassen die Lichter die ganze Nacht über brennen.«

»Merkt das denn niemand?«

»Oh doch, aber niemand unternimmt etwas dagegen. Vielleicht will man eine solche Kleinigkeit nicht unnötig aufbauschen.« Tobias zuckt mit den Achseln, aber mir entgeht nicht, wie nervös er ist. »Ich frage mich allerdings, was die Ken treiben, dass sie nachts Licht brauchen.«

Er lehnt sich gegen die Waggonwand und sagt: »Zwei Dinge solltest du von mir wissen. Erstens, ich bin misstrauisch gegenüber Menschen im Allgemeinen. Ich erwarte immer das Schlechteste von ihnen. Zweitens, und das wird dich vielleicht überraschen, ich kenne mich gut mit Computern aus.«

Ich nicke. Gleich zu Anfang hat er uns erzählt, dass er noch einen Job hat, bei dem er mit Computern arbeitet, aber ich kann ihn mir gar nicht vorstellen, wie er den ganzen Tag vor einem Bildschirm sitzt.

»Vor einigen Wochen, kurz bevor euer Training angefangen hat, habe ich herausgefunden, wo die geheimen Daten der Ferox gespeichert werden. Wir sind, was die Sicherheit angeht, offenbar nicht so versiert wie die Ken«, fährt er fort. »Und was ich dort gefunden habe, sah aus wie Kriegspläne. Befehle, Nachschublisten, Karten und so weiter, alles nur notdürftig versteckt. Und das

Wichtigste: Die Daten kamen von den Ken.«

»Kriegspläne?« Ich streiche die Haare aus dem Gesicht. Ich habe mein Leben lang mit angehört, wie mein Vater über die Ken schimpfte, und bin ihnen gegenüber sehr misstrauisch, und auch meine Erfahrungen mit den Ferox haben mich misstrauisch gemacht gegenüber Obrigkeiten und Menschen im Allgemeinen. Deshalb schockiert es mich nicht sonderlich, dass eine Fraktion womöglich einen Krieg vorbereitet.

Was hat Caleb doch gleich wieder gesagt? *Irgendeine große Sache ist am Laufen, Beatrice.*

»Du meinst, Krieg gegen die Altruan?«, frage ich Tobias geradeheraus.

Er nimmt meine Hände, verschränkt seine Finger in meine und sagt: »Gegen die regierende Fraktion, ja.«

Bei seinen Worten stockt mir der Atem.

»All ihre Berichte dienen dazu, Zwietracht zu säen«, sagt er und richtet den Blick auf die Stadt in der Ferne. »Es hat den Anschein, als wollten die Ken das Ganze nun beschleunigen. Ich habe keine Ahnung, was man dagegen unternehmen kann ... falls man überhaupt etwas tun kann.«

»Aber aus welchem Grund sollten die Ken mit den Ferox gemeinsame Sache machen?«

Doch dann wird es mir schlagartig klar. Es trifft mich wie ein Faustschlag in den Magen und nagt an meinen Eingeweiden. Die Ken haben keine Waffen und sie verstehen auch nichts vom Kämpfen – wohl aber die Ferox.

Ich starre Tobias mit großen Augen an.

»Sie benutzen uns«, sage ich leise.

Er nickt. »Ich frage mich, wie sie uns dazu bringen wollen zu kämpfen.«

Ich habe Caleb vorgeworfen, dass die Ken es verstehen, Menschen für ihre Zwecke zu manipulieren. Sie könnten zum Beispiel gezielt Fehlinformationen streuen oder die Habsucht der Ferox anstacheln – es gibt so viele Möglichkeiten.

Aber die Ken sind ebenso gut im Planen wie im Manipulieren und würden

sicherlich nichts dem Zufall überlassen. Sie würden dafür sorgen, dass nichts schief laufen kann. Aber wie?

Der Wind weht mir die Haare ins Gesicht, sie nehmen mir die Sicht, aber ich streiche sie nicht weg.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung«, sage ich.

29. Kapitel

Bis auf heute habe ich mir die Einführungszeremonie der Altruan Jahr für Jahr angesehen. Es ist eine stille Angelegenheit. Die Initianten, die dreißig Tage lang der Allgemeinheit dienen müssen, ehe sie richtige Mitglieder werden, sitzen nebeneinander auf einer Bank. Ein älteres Mitglied liest das Manifest der Altruan vor, einen kurzen Text, der davon handelt, wie man sich selbst vergisst und welche Gefahren die Selbstsucht mit sich bringt. Dann waschen die Älteren den Initianten die Füße, danach sitzen alle gemeinsam bei Tisch und jeder reicht das Essen dem weiter, der zu seiner Linken sitzt.

Bei den Ferox ist das ganz anders.

Die Einführungszeremonie stürzt das Hauptquartier der Ferox in Wahnsinn und Chaos. Es wimmelt von Menschen und die meisten sind bereits am Nachmittag betrunken. Ich kämpfe mich durch die Menge, hole mir einen Teller mit Essen und gehe damit in den Schlafsaal. Unterwegs werde ich Zeuge, wie jemand von einem Felssteig hinunterstürzt. Sein Schrei und die Art, wie er nach seinem Bein greift, lassen vermuten, dass er sich etwas gebrochen hat.

Wenigstens im Schlafsaal ist es ruhig. Ich starre auf meinen Teller mit Essen. Ich habe das Erstbeste genommen, was mir gefiel. Bei genauerem Hinsehen stellt es sich als Hähnchenbrust, ein Löffelvoll Bohnen und ein Stück braunes Brot heraus. Ein schlichtes Altruan-Essen.

Ich seufze. Ich bin eine Altruan, ob es mir nun passt oder nicht. Ich bin es, wenn ich nicht darüber nachdenke, was ich tue. Ich bin es, wenn ich geprüft werde. Ich bin es sogar dann, wenn ich Mut beweise. Bin ich doch in der falschen Fraktion?

Beim Gedanken an meine ehemalige Fraktion fangen meine Hände an zu zittern. Ich muss meine Familie vor den Kriegsplänen der Ken warnen, aber ich weiß nicht wie. Ich werde einen Weg finden, wenn auch nicht heute. Heute

muss ich mich auf das konzentrieren, was mir bevorsteht. Eines nach dem anderen.

Ich esse ganz mechanisch, erst vom Hühnchen, dann Bohnen, dann Brot, dann das Gleiche von vorn. Es ist eigentlich egal, zu welcher Fraktion ich wirklich gehöre. In zwei Stunden werde ich mit den anderen zum Raum der Angstlandschaften aufbrechen, werde meine eigene Angstlandschaft durchschreiten, und danach bin ich eine richtige Ferox. Zur Umkehr ist es jetzt zu spät.

Als ich mit dem Essen fertig bin, lege ich mich hin und vergrabe mein Gesicht in den Kissen. Eigentlich will ich nicht einschlafen, aber nach einer Weile tue ich es doch. Erst als Christina mich an der Schulter rüttelt, wache ich wieder auf.

»Es ist Zeit.« Sie ist aschfahl im Gesicht.

Ich reibe mir den Schlaf aus den Augen. Meine Schuhe habe ich noch an. Um mich herum machen sich alle bereit. Sie binden Schuhe, knöpfen Jacken und geben sich dabei betont lässig. Ich fasse meine Haare zu einem Knoten zusammen, schlüpfe in meine schwarze Jacke und ziehe den Reißverschluss bis zum Hals hoch. Diese Quälerei ist bald vorbei, aber werden wir jemals vergessen, was wir in den Simulationen durchlitten haben? Können wir jemals wieder gut schlafen, trotz der quälenden Erinnerungen an unsere Ängste? Oder werden wir diese Ängste heute endgültig überwinden, so wie es eigentlich sein sollte?

Gemeinsam gehen wir zur Grube und steigen den Pfad hinauf zum Glasturm. Ich lege den Kopf in den Nacken. Durch die Glasdecke fällt heute kein Licht, denn auf jedem freien Fleckchen sind Schuhsohlen. Fast meine ich, das Glas unter dem Gewicht ächzen zu hören, aber das bilde ich mir natürlich nur ein. Ich gehe mit Christina die Stufen hinauf, die vielen Leute erdrücken mich fast.

Ich bin zu klein, um über die Köpfe hinwegsehen zu können, also starre ich auf Christinas Rücken und laufe stur hinter ihm her. Die Wärme so vieler Menschen erstickt mich fast. Schweißperlen treten auf meine Stirn. Durch eine

plötzlich entstandene Lücke hindurch sehe ich endlich, um was sich alle scharen: um eine Reihe von Bildschirmen, die an der Wand links von mir hängen.

Freudiges Gejohle ist zu hören. Auf dem linken Monitor ist ein schwarz gekleidetes Mädchen zu sehen, das sich gerade in einer Angstlandschaft befindet. Es ist Marlene. Sie bewegt sich, ihre Augen sind weit aufgerissen, aber ich kann nicht sagen, gegen wen oder was sie gerade kämpft. Zum Glück werden auch meine Ängste hier draußen nicht direkt zu sehen sein – nur meine Reaktion auf sie.

Auf dem mittleren Bildschirm kann man Marlenes Herzfrequenz ablesen. Sie schnellte kurz in die Höhe, dann sinkt sie wieder. Als sie sich normalisiert hat, blinkt der Bildschirm grün und die Ferox jubeln. Der Bildschirm rechts zeigt an, wie lange sie gebraucht hat.

Ich starre nicht länger auf die Monitore, sondern spurte los, um Christina und Will einzuholen. Tobias steht auf der linken Seite des Raums an einer Tür, die mir beim letzten Mal, als ich hier war, gar nicht aufgefallen ist. Sie liegt gleich neben dem Eingang zur Angstlandschaft. Ich gehe an ihm vorbei, ohne ihn anzusehen.

Der Raum ist groß, in ihm hängt ein weiterer riesiger Bildschirm, vor dem mehrere Leute in einer Reihe nebeneinandersitzen. Einer von ihnen ist Eric, auch Max ist unter ihnen, die anderen sind älter. Den Kabeln und Elektroden an ihren Köpfen und ihrem leeren Gesichtsausdruck nach zu schließen, beobachten sie alle die laufende Simulation. Hinter ihnen befindet sich eine weitere Stuhlreihe, aber alle Sitze sind bereits besetzt. Da ich die Letzte bin, bekomme ich keinen Platz mehr.

»Hey, Tris!«, ruft Uriah quer durch den Raum. Er sitzt bei den gebürtigen Ferox und klopft einladend auf seine Oberschenkel. »Du kannst dich auf meinen Schoß setzen, wenn du willst.«

»Klingt verlockend«, rufe ich grinsend zurück. »Danke für das Angebot, aber ich stehe lieber.«

Ich will nicht, dass Tobias sieht, wie ich bei einem anderen Jungen auf dem Schoß sitze.

Im Nachbarraum gehen die Lichter wieder an. Marlene kauert am Boden, ihr Gesicht ist tränennass. Max, Eric und ein paar andere erwachen aus der Erstarrung, mit der sie die Simulation beobachtet haben, und gehen zu ihr hin. Ein paar Sekunden später sehe ich sie auf dem Bildschirm. Sie gratulieren ihr zum Abschluss.

»So, jetzt sind die Fraktionswechsler dran«, verkündet Tobias. »Die Reihenfolge, in der ihr den Abschlusstest ablegt, richtet sich nach eurem derzeitigen Ranking. Drew geht als Erster rein, Tris als Letzte.«

Das heißt, vor mir sind fünf Leute.

Ich stehe hinten im Raum, ein paar Schritte von Tobias entfernt. Wir beide tauschen verstohlene Blicke aus, als Eric Drew mit der Nadel sticht und ihn in den Raum der Angstlandschaften schickt. Wenn ich an die Reihe komme, werde ich wissen, wie gut die anderen abgeschnitten haben und wie gut ich sein muss, um sie zu schlagen.

Von draußen zuzusehen, ist nicht allzu spannend. Ich sehe, wie Drew sich bewegt, aber ich weiß nicht, worauf er reagiert. Nach einer Weile schließe ich die Augen und versuche, an gar nichts zu denken. Darüber zu spekulieren, welchen und wie vielen Ängsten ich mich stellen muss, bringt nichts. Ich darf nur nicht vergessen, dass ich die Simulationen beeinflussen kann, das ist das Wichtigste – so wie ich es schon mehrfach getan habe.

Als Nächstes geht Molly in den Raum. Sie braucht nur halb so lange wie Drew, aber auch sie hat Probleme. Sie verliert viel Zeit, als sie ihre Panik niederkämpft und versucht, wieder regelmäßig zu atmen. Einmal schreit sie sogar lauthals.

Ich wundere mich, wie leicht es mir fällt, alles andere aus meinen Gedanken auszublenden – die Gedanken an den Krieg gegen die Altruan, an Tobias, Caleb, meine Eltern, meine Freunde, meine neue Fraktion, sie alle verblassen. Im Moment geht es einzig und allein darum, die Prüfung hinter mich zu bringen.

Christina ist die Nächste. Dann Will. Dann Peter. Ich schaue ihnen nicht zu, ich will nur wissen, wie viel Zeit sie brauchen. Zwölf Minuten, zehn Minuten, fünfzehn Minuten. Dann wird mein Name aufgerufen.

»Tris!«

Ich mache die Augen auf und gehe nach vorn zu Eric, der bereits eine Spritze mit einer orangefarbenen Flüssigkeit in der Hand hält. Ich spüre den Einstich in meinen Nacken kaum, nehme kaum Erics gepierctes Gesicht wahr, als er den Kolben niederdrückt. Ich stelle mir vor, dass das Serum flüssiges Adrenalin ist, das durch meine Adern schießt und mich stark macht.

»Bereit?«, fragt er mich.

Ich bin bereit.

30. Kapitel

Ich betrete den Raum. Als Waffe habe ich weder Gewehr noch Messer, sondern einen Plan, den ich mir in der vergangenen Nacht zurechtgelegt habe. Ich denke an Tobias' Worte. Im dritten Prüfungsabschnitt geht es darum, sich geistig vorzubereiten und Strategien zu entwickeln, mit denen man seine Ängste überwinden kann.

Wenn ich nur wüsste, in welcher Reihenfolge meine Ängste auf mich einstürmen. Ich wippe auf den Zehenspitzen, während ich auf die erste Angst warte. Ich bin schon jetzt außer Atem.

Der Boden, auf dem ich stehe, verändert sich. Gras wächst aus dem Beton, schwankt in einem Windhauch hin und her, den man nicht spüren kann. Statt der nackten Röhren ist jetzt ein grüner Himmel über mir. Ich lausche den Vögeln und spüre meine Angst als etwas Entferntes, als ein pochendes Herz oder eine Last auf der Brust, aber nicht als etwas, was sich in meinem Kopf abspielt. Tobias hat gesagt, ich muss herausfinden, um was es bei der jeweiligen Simulation wirklich geht. Er hat recht. Es geht nicht um die Vögel. Es geht um Selbstbeherrschung.

Flügel klatschen dicht neben meinem Ohr, Krallen graben sich in meine Schulter.

Diesmal schlage ich nicht nach dem Federvieh. Ich bücke mich, lausche auf das Rauschen der Flügel hinter mir und streiche mit der Hand übers Gras, ganz dicht über dem Boden. Womit bekämpft man Schwäche? Mit Kraft. Und das erste Mal, als ich bei den Ferox meine Kraft fühlte, war, als ich eine Waffe in der Hand hielt.

Ich habe einen Kloß im Hals, ich will, dass die Krallen verschwinden. Der Vogel kreischt und mein Magen krampft sich zusammen, doch dann fühle ich etwas Hartes, Metallenes im Gras. Eine Waffe.

Ich richte den Lauf auf den Vogel, der auf meiner Schulter hockt, und drücke ab. Er wird wie ein Ball aus Blut und Federn von meiner Schulter gefegt. Ich drehe mich blitzschnell um, ziele nach oben, mitten in die flatternde Wolke über mir. Ich drücke den Abzug, schieße und schieße in das Meer aus Vögeln und sehe zu, wie ihre schwarzen Leiber nacheinander ins Gras fallen.

Während ich ziele und schieße, verspüre ich wieder dasselbe Gefühl von Macht wie damals, als ich zum ersten Mal ein Gewehr in meiner Hand gehalten habe. Mein Herzschlag hört auf zu rasen, und das Feld, das Gewehr und die Vögel lösen sich in nichts auf. Ich stehe wieder im Dunkeln.

Ich trete von einem Fuß auf den anderen. Meine Sohlen quietschen. Ich bücke mich und stoße mit der Hand an eine kalte, glatte Fläche – Glas. Auch rechts und links von mir ertaste ich Glas. Es ist wieder der Tank. Ich habe keine Angst zu ertrinken. Hier geht es nicht um Wasser, hier geht es darum, dass ich nicht entfliehen kann. Es geht um Schwäche. Ich muss nur fest davon überzeugt sein, dass ich stark genug bin, das Glas zu zerbrechen.

Die blauen Lichter gehen an. Das Wasser bedeckt den Boden, aber ich werde nicht erst abwarten, bis es weitersteigt. Ich schlage mit dem Handballen gegen die Wand, in der Hoffnung, dass die Scheibe zersplittert.

Meine Hand prallt ab, das Glas bleibt ganz.

Mein Herzschlag beschleunigt sich. Was, wenn das, was in der ersten Simulation geklappt hat, hier nicht funktioniert? Was, wenn ich das Glas nicht zerbrechen kann? Das Wasser umspült jetzt meine Knöchel, es strömt immer schneller herein. *Beruhige dich, Tris. Beruhige dich und denke nach.*

Ich lehne mich mit dem Rücken an die Wand und trete mit aller Kraft gegen das Glas. Und dann noch einmal. Meine Zehen tun weh, aber nichts passiert.

Ich habe noch eine andere Möglichkeit. Ich kann warten, bis der Behälter voll ist – das Wasser reicht mir schon bis an die Knie –, und beim Ertrinken versuchen, ruhig zu werden. Ich lasse mich gegen die Glaswand sinken. Nein. Ich darf nicht ertrinken. Das halte ich nicht aus.

Ich balle die Hände zu Fäusten und trommle an die Wand. Ich bin stärker als das Glas. Das Glas ist so dünn wie frisches Eis. Meine Willensstärke wird es dazu machen. Ich schließe die Augen. Das Glas ist Eis. Das Glas ist Eis. Das Glas ist ...

Das Glas zersplittert und das Wasser ergießt sich auf den Boden. Dann kehrt die Dunkelheit zurück.

Ich schüttle das Wasser von den Händen. Das hätte eigentlich eine leichte Aufgabe sein sollen, ich kannte sie ja schon aus den Simulationen. Jetzt habe ich kostbare Zeit verloren, und das kann ich mir nicht leisten.

Plötzlich trifft mich etwas an der Seite, es fühlt sich an wie eine massive Wand. Mir bleibt die Luft weg und ich falle der Länge nach hin. Ich kann nicht schwimmen. So viele, so mächtige Wassermassen kenne ich nur aus Filmen. Unter mir ist ein zerklüfteter Felsen, er ist rutschig und glatt. Das Wasser zerrt an meinen Beinen, aber ich klammere mich an dem Felsen fest. Auf den Lippen habe ich Salzgeschmack. Aus dem Augenwinkel sehe ich einen dunklen Himmel und einen blutroten Mond.

Schon kommt die nächste Welle, sie trifft mich am Rücken, und ich knalle mit dem Kinn gegen das Gestein. Das Meer ist kalt, aber mein Blut nicht, es rinnt warm den Hals hinunter. Mit ausgestreckten Armen taste ich nach einer Felskante. Das Wasser zerrt erbarmungslos an mir. Ich klammere mich noch fester, aber ich bin nicht stark genug – die Brandung reißt mich hoch und die Welle wirft mich zurück. Meine Beine werden durch die Luft geschleudert, ich purzle kopfüber, rudere mit den Armen und pralle schließlich rücklings gegen den Felsen. Das Wasser spült über mein Gesicht hinweg. Ich schnappe nach Luft, drehe mich um und kriege einen vorstehenden Felsbrocken zu fassen, an dem ich mich hochziehen kann. Und schon trifft mich die nächste Welle, stärker als die vorherige, aber jetzt habe ich einen besseren Halt.

Ich brauche mich nicht vor dem Wasser zu fürchten, ich muss vielmehr aufpassen, dass ich meine Beherrschung nicht verliere. Es geht um

Selbstbeherrschung, und die kann ich nur wiedererlangen, wenn ich die Kontrolle behalte. Mit einem Aufschrei strecke ich die Hand aus und grabe die Finger in eine Vertiefung im Fels. Meine Arme zittern wie verrückt, als ich mich mühsam daran hochziehe. Ich stemme die Beine auf, bevor mich die nächste Welle mitreißen kann. Kaum spüre ich festen Grund unter den Füßen, stehe ich auf und beginne zu rennen, meine Füße fliegen über die Steine, ich laufe dem roten Mond entgegen und lasse das Meer hinter mir.

Und dann ist alles verschwunden und ich bin ganz ruhig. Viel zu ruhig. Ich will meine Arme bewegen, aber sie sind an meiner Seite festgebunden. Ich blicke an mir hinunter. Ein Seil ist um meine Brust geschlungen, um meine Arme, um meine Beine. An meinen Füßen stapelt sich Holz und hinter mir ist ein Pfahl. Ich hänge ein gutes Stück über der Erde.

Aus den Schatten tauchen Menschen auf, ich kenne ihre Gesichter. Es sind die anderen Anfänger, sie tragen Fackeln, und an der Spitze der Meute steht Peter. Seine Augen sehen aus wie schwarze Höhlen und sein Grinsen ist entsetzlich breit, es gräbt tiefe Falten in seine Wangen. Aus der Mitte der Schar kommt ein Lachen. Es wird lauter und lauter, nacheinander fallen alle in das Lachen ein. Das höhnische Gelächter verdrängt alles andere.

Unter dem Gejohle der anderen hält Peter seine Fackel an das Holz und sogleich züngeln die ersten Flammen. Sie sengen das Holz an den Rändern an, fressen sich durch die Rinde. Ich versuche nicht, meine Fesseln abzustreifen, wie beim ersten Mal, als ich mit dieser Angst konfrontiert wurde. Stattdessen schließe ich die Augen und hole ganz tief Luft. Das ist nur eine Simulation. Sie kann mir gar nichts anhaben.

Die Hitze der Flammen steigt hoch. Ich schüttle den Kopf. Ich werde nicht klein begeben.

»Riechst du das, Stiff?«, fragt Peter. Seine Stimme übertönt sogar das Prasseln des Feuers.

»Nein«, antworte ich. Die Flammen schlagen höher.

Er zieht die Luft ein. »So riecht dein verbranntes Fleisch.«

Als ich die Augen aufschlage, sehe ich alles verschwommen und durch Tränen.

»Weißt du, was ich rieche?« Ich schreie, damit ich das Gelächter übertöne, das Gelächter, das mir mehr zu schaffen macht als die Hitze. Meine Arme zittern, ich würde die Seile am liebsten mit Gewalt abstreifen, aber ich tue es nicht, ich werde keinen aussichtslosen Kampf führen. Ich werde nicht in Panik verfallen.

Durch die Flammen starre ich auf Peter, die Hitze lässt meine Haut bluten, sie durchströmt mich, sengt meine Schuhkappen an.

»Ich rieche Regen«, sage ich laut.

Donnergrollen rollt über mich hinweg. Ich schreie auf, als die Flammen an meinen Fingerspitzen lecken und ein wilder Schmerz durch alle Glieder schießt. Ich lege den Kopf in den Nacken und denke nur noch an die schwarzen Wolken, die sich über meinem Kopf zusammenbrauen, schwer und dunkel vom Regen. Ein Blitzstrahl zuckt über den Himmel und ich spüre die ersten Regentropfen auf meiner Stirn. Schneller, schneller! Ein Regentropfen kullert über meine Nase, ein zweiter fällt auf die Schulter, groß und hart wie ein Stück Eis oder Fels.

Regenschleier hüllen mich ein. Über das Gelächter hinweg höre ich es zischen. Ich lächle, froh, dass der Regen das Feuer löscht und die Brandwunden an meinen Händen kühlt. Die Seile fallen von mir ab. Erleichtert fahre ich mir mit der Hand durchs Haar.

Ich wünschte, ich wäre wie Tobias und müsste mich nur vier Ängsten stellen. Aber so furchtlos bin ich leider nicht.

Ich ziehe mein T-Shirt gerade, und als ich aufblicke, befinde ich mich in meinem alten Schlafzimmer bei den Altruan. Das trifft mich unvorbereitet, denn diese Angst kenne ich noch nicht. Das Licht ist aus, aber das Mondlicht, das durch die Fenster scheint, erleuchtet den Raum. Eine der vier Wände besteht aus Spiegeln. Ich begreife das nicht. Das ist verboten. Ich darf keine Spiegel haben.

Ich wage einen Blick auf mein Spiegelbild. Meine Augen sind riesengroß, das Bett mit den grauen Bezügen ist frisch gemacht, und da sind der Kleiderschrank mit meinen Sachen, das Bücherregal, die kahlen Wände.

Mein Blick fällt auf das Fenster hinter mir.

Und auf den Mann, der draußen steht, reglos wie eine Statue.

Vor Schreck läuft es mir eiskalt über den Rücken. Ich kenne den Mann. Es ist das Narbengesicht vom Eignungstest. Er ist ganz in Schwarz gekleidet. Ich blinzele. Rechts und links von ihm tauchen zwei weitere Männer auf, sie stehen so reglos da wie er, aber sie haben kein Gesicht – es sind Totenköpfe, mit Haut überzogene Schädel.

Ich drehe mich blitzschnell um, und da stehen sie auch schon in meinem Zimmer. Halt suchend lehne ich mich an den Spiegel.

Einen Moment lang ist es still im Zimmer, aber dann trommeln Fäuste gegen mein Fenster, nicht nur zwei oder sechs, es sind Dutzende Fäuste und Dutzende Finger, die gegen das Glas schlagen. Der Lärm ist so laut, dass er in meinem Brustkorb weiterrührt. Und dann kommen der Narbengesichtige und seine zwei Begleiter langsam auf mich zu.

Sie sind hier, um mich zu fangen, wie damals Peter und Drew und Al. Sie sind hier, um mich zu töten.

Eine Simulation. Es ist nur eine Simulation, nichts weiter. Mein Herz hämmert wie verrückt. Ich drücke die Hand gegen das Glas hinter mir und es verschiebt sich langsam nach links. Hinter dem Spiegel ist eine Schranktür. Ich zwingen mich, ganz fest an eine Waffe zu denken, überlege, wo sie hängen könnte. Jetzt weiß ich es: Sie hängt an der rechten Wand, nur einen Fingerbreit von meiner Hand entfernt. Ich lasse das Narbengesicht nicht aus den Augen und taste nach der Waffe, lege die Hand auf den Schaft.

Ich beiße mir auf die Lippe, bis es wehtut – und dann schieße ich auf das Narbengesicht. Ich warte nicht erst ab, ob ich ihn getroffen habe, sondern ziele auf die beiden gesichtslosen Männer. Das Klopfen am Fenster hat aufgehört,

stattdessen höre ich ein Kreischen, und die Fäuste sind jetzt krallenhafte Finger, die am Glas kratzen und unbedingt hereinwollen. Unter der Wucht knackt das Glas, dann springt es und zersplittert.

Ich stoße einen lauten Schrei aus.

Die Munition reicht nicht.

Bleiche Gestalten stürzen herein – mit menschlichen Konturen zwar, aber grässlich ausgemergelt, die Arme seltsam verdreht, dazu viel zu große Münder mit nadelscharfen Zähnen und grausig leeren Augenhöhlen. Einer nach dem anderen schlurft und taumelt auf mich zu. Ich verstecke mich im Schrank und schließe die Tür von innen. Was jetzt? Ich brauche dringend eine zündende Idee. Ich gehe in die Hocke und drücke den Schaft der Waffe an mein Gesicht. Ich kann es nicht mit ihnen aufnehmen, das ist ausgeschlossen. Also muss ich mich beruhigen, denn die Simulation registriert sofort, wenn mein Herzschlag langsamer und mein Atem ruhiger geworden ist, und leitet mich zur nächsten Prüfung weiter.

Ich setze mich auf den Schrankboden. Die Wand hinter mir knirscht. Ich höre Klopfen – es sind wieder die Fäuste, die gegen die Schranktür trommeln –, aber ich drehe mich, so gut es geht, zur Seite und starre im Dunkeln auf das hintere Schrankbrett. Es ist keine Wand, sondern eine Tür. Ich fummle daran herum und sie geht auf. Vor mir liegt der Gang im Obergeschoss. Erleichtert klettere ich durch die Öffnung nach draußen. Ich rieche Gebackenes. Ich bin zu Hause.

Ich hole tief Luft und sehe zu, wie unser Haus verschwindet. Einen kostbaren Moment lang habe ich vergessen, dass ich im Hauptquartier der Ferox bin.

Und dann steht Tobias vor mir.

Aber ich fürchte mich doch nicht vor Tobias? Ich drehe mich um. Vielleicht ist hinter mir etwas, wovor ich mich fürchten muss. Nein – hinter mir steht nur ein Himmelbett.

Ein Bett?

Langsam tritt Tobias noch näher an mich heran. *Was geht hier vor?*

Wie benommen starre ich ihn an. Er lächelt. Sein Lächeln ist freundlich. Vertraut.

Er drückt seinen Mund auf meinen und ich öffne die Lippen. Ich dachte immer, ich könnte mich in einer Simulation nicht völlig vergessen. Ich habe mich getäuscht. Sineetwegen schwimmt alles um mich herum.

Seine Finger ertasten den Reißverschluss meiner Jacke. Er zieht ihn langsam herunter, öffnet die Jacke und streift sie von meinen Schultern.

Oh. Mehr kann ich nicht denken, als er mich wieder küsst. Oh.

Das also ist meine nächste Angst. Meine Angst vor Nähe. Mein Leben lang war ich misstrauisch gegenüber Zuneigung, aber niemals habe ich geahnt, wie weit dieses Misstrauen geht.

Doch diese Prüfung ist anders als die anderen. Es ist eine andere Art von Angst – eine atemlose, nervöse Unruhe, kein blindes Entsetzen.

Er streift über meine Arme, umfasst meine Hüften. Seine Finger gleiten bis zu meinem Gürtel, tasten liebeosend über meinen Bauch.

Die Berührung lässt mich erschauern. Sanft stoße ich ihn zurück und presse meine Hände gegen die Stirn. Ich bin von Krähen angegriffen worden und von Fratzenmännern; ich bin in Brand gesteckt worden von jemandem, der mich tatsächlich schon einmal in den Tod stürzen wollte. Ich bin fast ertrunken – genauer gesagt zweimal –, und ausgerechnet *hiermit* werde ich nicht fertig? *Das* soll die Angst sein, der ich hilflos ausgeliefert bin? Die Nähe eines Jungen, den ich mag und der ... mit mir schlafen will?

Der Tobias der Simulation küsst mich im Nacken.

Ich versuche, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich muss mich dieser Angst stellen. Ich muss die Situation in den Griff bekommen, ich muss einen Weg finden, mich nicht mehr davor zu fürchten.

Ich blicke dem Tobias der Simulation in die Augen und sage mit fester Stimme: »In dieser Traumwelt werde ich garantiert nicht mit dir schlafen, okay?«

Dann packe ich ihn bei der Schulter, wir drehen uns um, und ich dränge ihn gegen den Bettpfosten. Meine Angst ist weg, sie hat einem Kribbeln im Bauch Platz gemacht. Es überkommt mich einfach und ich lache los. Ich drücke mich an ihn und küsse ihn, ich halte seine Arme fest. Er fühlt sich stark an. Er fühlt sich ... gut an.

Und dann ist er weg.

Ich halte mir die Hände vors Gesicht und lache, bis mir ganz heiß ist. Ich bin bestimmt die Einzige, die mit dieser Angst zu kämpfen hatte.

Ein lautes Klicken an meinem Ohr. Der Abzug einer Waffe.

Es geht weiter. Fast hätte ich es vergessen. Auch ich habe eine Waffe in der Hand. Ich fasse sie fester und lege den Zeigefinger an den Abzug. Von oben fällt ein Lichtstrahl herab, keine Ahnung, woher er kommt, und mitten in dem Lichtkegel stehen meine Mutter, mein Vater und mein Bruder.

»Tu es«, zischt jemand neben mir. Es ist die Stimme einer Frau, sie klingt rau, splittrig wie Steine und Glasscherben. Jeanine.

Ich spüre den Lauf der Waffe an meiner Schläfe wie einen kalten Ring. Die Kälte breitet sich in meinem ganzen Körper aus, bis mir die Nackenhaare zu Berge stehen. Ich wische meine schweißnasse Hand an meiner Hose ab und riskiere einen Blick auf die Frau. Ja, es ist Jeanine. Ihre Brille ist verrutscht und ihre Augen sind kalt und gefühllos.

Meine größte Angst: dass meine Familie stirbt und ich schuld daran bin.

»Tu es«, wiederholt sie scharf. »Tu es, oder ich werde dich töten.«

Hilfe suchend blicke ich Caleb an. Er nickt, seine Augenbrauen sind mitleidig zusammengekniffen. »Mach schon, Beatrice«, sagt er leise. »Ich verstehe das. Es ist gut so.«

Meine Augen brennen. »Nein.« Meine Kehle ist so eng, dass ich kaum schlucken kann. Ich schüttle den Kopf.

»Du hast noch zehn Sekunden!«, ruft die Frau. »Zehn! Neun!«

Mein Blick wandert von meinem Bruder zu meinem Vater. Als ich ihn zum

letzten Mal gesehen habe, hat er mich verächtlich angeschaut, aber jetzt sind seine Augen groß und milde. Im wirklichen Leben habe ich ihn nie so gesehen.

»Beatrice«, sagt er. »Du hast keine andere Wahl.«

»Acht!«

»Beatrice«, sagt meine Mutter. Sie lächelt. Ihr Lächeln ist so süß. »Wir lieben dich.«

»Sieben!«

»Halt den Mund!«, schreie ich und packe die Waffe noch fester. Ich kann es tun. Ich kann sie erschießen. Und sie verstehen es sogar. Sie bitten mich, es zu tun. Sie wollen nicht, dass ich mich für sie opfere. Sie sind nicht echt, es ist ja alles nur eine Simulation.

»Sechs!«

Nichts davon ist echt. Es hat nicht das Geringste zu bedeuten. Die freundlichen Augen meines Bruders bohren mir ein Loch in den Kopf. Meine Hände schwitzen, ich kann die Waffe nicht mehr richtig festhalten.

»Fünf!«

Mir bleibt keine andere Wahl. Ich schließe die Augen. Denk nach, Tris, denk nach. Die Zwangslage, die mein Herz zum Rasen bringt, hat eine einzige Ursache: die Furcht um mein eigenes Leben.

»Vier! Drei!«

Was hat Tobias gesagt? Selbstlosigkeit und Tapferkeit sind im Grunde dasselbe?

»Zwei!«

Ich nehme den Finger vom Abzug und lasse die Waffe fallen. Ehe ich die Nerven verliere, drehe ich mich um und presse meine Stirn an den Lauf der Waffe.

Mach schon, erschieß mich.

»Eins!«

Ich höre ein Klicken, dann einen Knall.

31. Kapitel

Die Lichter gehen an. Ich stehe allein in einem leeren Raum mit Betonwänden. Zitternd falle ich auf die Knie und schlinge die Arme um mich. Als ich hereinkam, war es hier nicht kalt, aber jetzt kommt es mir eisig vor. Ich rubble meine Arme, damit die Gänsehaut verschwindet.

Noch nie im Leben war ich so unendlich erleichtert wie jetzt. Die Anspannung fällt von mir ab und ich atme wieder frei. Wie bringt Tobias es nur fertig, in seiner Freizeit durch seine Angstlandschaft zu gehen? Bisher habe ich es für Mut gehalten, jetzt kommt es mir wie Masochismus vor.

Die Tür geht auf. Max, Eric, Tobias und ein paar Leute, die ich nicht kenne, kommen nacheinander herein und bleiben vor mir stehen. Tobias lächelt.

»Glückwunsch, Tris«, sagt Eric. »Du hast deine letzte Prüfung erfolgreich bestanden.«

Ich will lächeln, aber ich schaffe es nicht. Ich kann die Erinnerung an das, was gerade passiert ist, nicht so schnell verscheuchen. Ich spüre immer noch den Lauf zwischen meinen Augen.

»Danke«, sage ich.

»Da ist noch etwas, ehe du gehen und dich auf das Willkommensbankett vorbereiten kannst«, sagt Eric. Auf seinen Wink hin tritt eine mir unbekannte Frau mit auffallenden blauen Haaren neben ihn und drückt ihm eine kleine schwarze Schachtel in die Hand. Er macht sie auf und nimmt eine Spritze mit einer sehr langen Nadel heraus.

Der Anblick erschreckt mich. Die orangebraune Flüssigkeit erinnert an die Injektionen, die man vor den Simulationen verabreicht bekommt. Und ich dachte, ich hätte es endlich hinter mir.

»Zum Glück hast du keine Angst vor Nadeln«, sagt er. »Wir werden dir ein Mittel einspritzen, mit dessen Hilfe man deinen Aufenthaltsort orten kann. Es

wird nur dann aktiviert, wenn du als vermisst giltst. Eine reine Vorsichtsmaßnahme.«

»Wie oft werden denn Leute vermisst?«, frage ich misstrauisch.

»Nicht oft.« Eric grinst zufrieden. »Diese neue Errungenschaft haben wir den Ken zu verdanken. Wir haben heute allen Ferox eine solche Spritze verpasst, und ich nehme an, die anderen Fraktionen werden es in Kürze ebenso machen.«

Mein Magen verkrampft sich. Ich darf es nicht zulassen, dass er mir etwas spritzt, besonders dann nicht, wenn die Ken dabei ihre Finger im Spiel haben – vielleicht sogar Jeanine. Aber widersetzen kann ich mich auch nicht. Wenn ich mich weigere, wird er erneut an meiner Loyalität zweifeln.

»In Ordnung«, stoße ich hervor.

Eric kommt mit der Spritze auf mich zu. Ich streiche das Haar zurück und lege den Kopf schief. Ich schaue weg, als Eric die Haut mit einem antiseptischen Tupfer abwischt und die Nadel einsticht. Es ist ein wilder Schmerz, heftig, aber kurz. Eric legt die Spritze wieder in die Schachtel und klebt ein Heftpflaster auf die Einstichstelle.

»Das Festessen ist in zwei Stunden«, sagt er. »Dann erfährst du auch deine endgültigen Ergebnisse. Viel Glück.«

Einer nach dem anderen verlässt den Raum, nur Tobias trödelte noch herum. Er bleibt an der Tür stehen und bedeutet mir, ihm zu folgen.

Auf der Glasdecke über der Grube wimmelt es von Ferox, einige von ihnen balancieren auf den hohen Seilen, einige stehen in Grüppchen beisammen, andere reden und lachen.

Tobias lächelt. »Gerüchteweise habe ich gehört, dass du nur sieben Ängste überstehen musstest. Das ist wirklich äußerst bemerkenswert.«

»Hast du ... hast du die Simulation mitverfolgt?«

»Nur draußen auf den Bildschirmen. Die Anführer der Ferox sind die Einzigen, die alles sehen«, sagt er. »Sie schienen sehr beeindruckt zu sein.«

»Sieben Ängste sind nicht so beeindruckend wie vier«, sage ich, »aber es wird

wohl reichen.«

»Jede Wette, du bist Erste«, sagt er. »Alles andere würde mich wundern.«

Wir betreten den Vorraum. Es sind immer noch einige Leute da, aber nicht mehr ganz so viele wie zuvor.

Nach ein paar Sekunden werden sie auf uns aufmerksam. Ich bleibe dicht neben Tobias, als sie auf mich zeigen und miteinander tuscheln, aber ich kann gar nicht schnell genug entfliehen, um dem Beifall, dem Schulterklopfen und den Glückwünschen zu entgehen. Wieder einmal fällt mir auf, wie fremdartig sie auf meinen Vater und meinen Bruder wirken müssten und wie normal sie mir nun vorkommen, trotz der Metallringe in ihren Gesichtern und den Tattoos auf Armen, Nacken und Brust. Ich erwidere ihr Lächeln. Wir steigen in die Grube hinunter. »Ich habe eine Frage«, sage ich wie beiläufig. »Was genau haben sie dir über meine Angstlandschaft erzählt?«

»Nichts. Ganz ehrlich. Warum fragst du?«

»Nur so.« Ich trete einen Stein auf dem Weg beiseite.

»Musst du noch mal in den Schlafsaal zurück?«, fragt er. »Wenn du bis zum Festessen deine Ruhe haben willst, kannst du auch bei mir bleiben.«

Mein Magen krampft sich zusammen.

»Was ist?«, fragt er.

Ich will nicht in den Schlafsaal zurück und ich will mich nicht vor ihm fürchten.

»Gehen wir«, sage ich.

Tobias schließt die Tür hinter uns und streift die Schuhe ab.

»Willst du ein Glas Wasser?«, fragt er.

»Nein danke.« Ich verschränke die Hände.

»Alles in Ordnung mit dir?« Er streicht mir über den Nacken und wiegt meinen Kopf in seinen Händen. Mit seinen schlanken Fingern fährt er durch mein Haar. Er lächelt und hält meinen Kopf fest, als er mich küsst. Mir wird langsam heiß. Meine Angst schrillt in mir wie eine Alarmglocke.

Er küsst mich weiter, während er mir die Jacke von den Schultern zieht. Als ich höre, wie sie auf den Boden fällt, zucke ich zusammen und stoße ihn von mir. Meine Augen brennen. Ich weiß nicht, was mit mir los ist. Als er mich im Zug geküsst hat, war es anders. Ich schlage die Hände vors Gesicht und bedecke meine Augen.

»Was ist denn los? Was ist mit dir?«

Ich schüttle den Kopf.

»Mach mir nichts vor.« Seine Stimme klingt kalt. Er packt mich am Arm.

»Hey, schau mich an.«

»Manchmal frage ich mich«, sage ich so ruhig wie möglich, »was du eigentlich von mir willst. Was genau ... willst du?«

»Du fragst dich, was ich von dir will?« Kopfschüttelnd rückt er von mir ab.

»Du bist ein Dummkopf, Tris.«

»Ich bin kein Dummkopf«, sage ich. »Und deshalb weiß ich auch, wie seltsam es ist, dass du von allen Mädchen, die du haben könntest, ausgerechnet mich ausgesucht hast. Wenn du also nur darauf aus bist ... ähm, du weißt schon ... auf das ...«

»Worauf? Auf Sex?« Er sieht mich finster an. »Ehrlich gesagt, wenn ich nur das im Sinn hätte, wärest du nicht unbedingt die Erste, die mir einfällt.«

Seine Antwort ist wie ein Schlag in die Magengrube. Natürlich bin ich nicht die Erste – nicht die Erste, nicht die Schönste, nicht die Begehrtesten. Ich presse die Hände an meinen Bauch und kämpfe gegen die Tränen. Ich bin keine Heulsuse. Ich bin keine, die gleich losschreit. Ich blinzele ein paarmal und lasse die Hände wieder sinken.

»Ich gehe jetzt«, sage ich leise und will an ihm vorbei.

»Nein, Tris.« Er packt mich am Handgelenk und hält mich fest. Ich stoße ihn weg, ziemlich energisch sogar, aber er greift nach meiner anderen Hand und wir stehen uns mit gekreuzten Armen gegenüber.

»Es tut mir leid, dass ich das gesagt habe. Ich meine doch nur, dass du *anders*

bist. Das wusste ich gleich, als ich dich zum ersten Mal sah.«

»Du warst eine meiner Prüfungen in der Angstlandschaft, wusstest du das?«
Meine Unterlippe bebt.

»Wie bitte?« Er lässt meinen Arm los und der verletzte Blick kehrt zurück. »Du hast Angst vor mir?«

»Nicht vor dir.« Ich beiße mir auf die Lippe, damit er das Zittern nicht bemerkt. »Sondern davor, mit dir ... mit irgendjemandem zusammen zu sein. Ich habe mich nie für einen anderen interessiert und ... du bist älter als ich ... ich frage mich, was du dir von mir erwartest ...«

»Tris«, sagt er ernst. »Ich weiß nicht, welcher Wahnvorstellung du aufgesessen bist, aber auch für mich ist das Neuland.«

»Wahnvorstellung?«, wiederhole ich. »Heißt das, du hast gar nicht ...« Ich ziehe die Augenbrauen hoch. »Ohhh. Ich dachte ...« Ich dachte, nur weil ich so verrückt nach ihm bin, gilt das auch für alle anderen. »Hm. Du weißt schon.«

»Da hast du falsch gedacht.« Er schaut weg. Seine Wangen sind rot, als ob er verlegen wäre. »Weißt du, du kannst mir alles anvertrauen.« Er nimmt mein Gesicht in die Hände. Seine Fingerspitzen sind kalt, seine Händflächen jedoch warm. »Ich bin netter, als es im Training den Anschein hat. Das kannst du mir wirklich glauben.«

Ich glaube ihm. Aber das hier hat nichts mit Nettigkeit zu tun.

Er küsst mich zwischen die Augenbrauen, auf die Nasenspitze, dann drückt er behutsam seine Lippen auf meine. Durch meine Adern fließt Strom. Ich will, dass er mich küsst, ich will es. Und zugleich habe ich Angst davor, wie weit uns das führen wird.

Er legt die Hand auf meine Schultern und streift dabei mein Pflaster.

»Hast du dich verletzt?«, fragt er verwundert.

»Nein. Ein Tattoo. Es ist schon verheilt. Ich wollte nur nicht ... dass jeder es sieht.«

»Darf ich es denn sehen?«

Ich schlucke, dann nicke ich. Mit einem Ruck ziehe ich den Ärmel nach unten und mache die Schulter frei. Eine Sekunde lang rührt er sich nicht, dann fährt er mit dem Finger über die Stelle. Er malt eine geschwungene Linie auf meine Haut, streicht sanft über die Knochen, die stärker hervortreten, als mir lieb ist. Überall da, wo er mich berührt, habe ich das Gefühl, dass sich meine Haut verändert. Ich fühle das Kribbeln bis in meinen Bauch. Es ist nicht nur Angst. Es ist auch etwas anderes dabei. Verlangen.

Er hebt die Ecke des Pflasters an. Als sein Blick auf das Abzeichen der Altruan fällt, schmunzelt er.

»Ich habe das gleiche Tattoo«, sagt er lächelnd. »Auf dem Rücken.«

»Wirklich? Darf ich es sehen?«

Er drückt das Pflaster wieder zurecht und zieht mein T-Shirt über die Schulter.

»Willst du, dass ich mich ausziehe, Tris?«

Ich beantworte seine direkte Frage mit einem nervösen Lachen. »Nicht ... ganz.«

Er nickt und ist mit einem Mal ganz ernst. Er öffnet den Reißverschluss seiner Jacke, zieht sie aus und wirft sie auf den Stuhl, ohne mich dabei aus den Augen zu lassen. Plötzlich ist mir gar nicht mehr nach Lachen zumute.

Er zieht die Augenbrauen zusammen, greift nach dem Saum seines T-Shirts, und mit einer schnellen Bewegung streift er es sich über den Kopf. Auf seiner rechten Seite sind die Flammen der Ferox eintätowiert, sonst nichts. Er schlägt die Augen nieder.

»Was ist?«, frage ich besorgt. Er scheint sich unbehaglich zu fühlen.

»Ich habe noch nicht viele Menschen eingeladen, mich so anzusehen«, sagt er. »Genau genommen, niemanden.«

»Warum denn nicht?«, sage ich sanft. »Der Anblick lohnt sich.«

Langsam gehe ich um ihn herum. Auf seinem Rücken sind mehr Tattoos als blanke Haut. Die Symbole aller Fraktionen sind da – ganz oben am Rücken das Zeichen der Ferox, direkt darunter das Zeichen der Altruan und darunter, etwas

kleiner, die Abzeichen der anderen Fraktionen: die Waage der Candor, das Auge der Ken, der Baum der Amite. Ich verstehe es ja, dass er sich das Symbol der Ferox, seiner neuen Heimat und Zuflucht, eintätowieren lässt und ebenso das Zeichen der Altruan, von denen er abstammt, so wie ich auch. Aber die anderen drei?

»Ich glaube, wir haben alle einen großen Fehler begangen«, sagt er leise. »Wir schätzen die Vorzüge anderer Fraktionen gering, nur damit unsere eigene in besserem Licht dasteht. Ich will das nicht. Ich will mutig, selbstlos, klug, freundlich *und* aufrichtig sein.« Er räuspert sich. »Freundlich zu sein, fällt mir allerdings noch schwer.«

»Niemand ist vollkommen«, flüstere ich. »So funktioniert das einfach nicht. Ein Übel wird vertrieben und durch ein anderes ersetzt.«

Ich habe Feigheit mit Grausamkeit vertauscht, Schwäche mit Wildheit.

Ich fahre das Zeichen der Altruan nach. »Wir müssen sie warnen. Und zwar bald.«

»Ich weiß«, sagt er. »Das werden wir.«

Er dreht sich zu mir um. Ich möchte ihn berühren, aber ich fürchte mich vor seiner Nacktheit und davor, mich selbst vor ihm zu entblößen.

»Hast du Angst, Tris?«

»Nein«, sage ich heiser. Ich räuspere mich. »Nicht vor dir. Ich fürchte mich eher davor ... was ich selbst will.«

»Was willst du denn?« Er sieht mich erwartungsvoll an. »Willst du ... mich?«

Ich nicke langsam.

Auch er nickt. Dann nimmt er behutsam meine Hand und legt sie auf seinen Bauch. Mit gesenktem Blick schiebt er sie hoch, von seinem Bauch über seine Brust bis zu seinem Hals. Seine warme, weiche Haut lässt meine Hände kribbeln. Mein Gesicht glüht und zugleich fröstelt es mich. Er sieht mich an.

»Eines Tages«, sagt er, »wenn du mich dann immer noch willst, können wir ja ...« Er hält inne und räuspert sich. »Dann können wir ...«

Ich umarme ihn lächelnd, bevor er den Satz zu Ende sprechen kann, und drücke meine Wange an seine Brust. Ich spüre seinen Herzschlag, er ist so schnell wie mein eigener.

»Fürchtest du dich vor mir, Tobias?«

»Schrecklich«, antwortet er heiter.

Ich küsse die Grübchen in seiner Halsbeuge.

»Vielleicht bist du jetzt nicht mehr in meiner Angstlandschaft«, murmle ich.

Er beugt sich zu mir und küsst mich vorsichtig.

»Dann können sie dich *Six* nennen.«

»Four und Six«, sage ich.

Wir küssen uns wieder, aber jetzt kommt es mir ganz selbstverständlich vor. Ich weiß genau, wie wir uns am besten aneinanderschmiegen, sein Arm um meine Taille, meine Hand auf seiner Brust, der Druck seiner Lippen auf meinen. Wir beide kennen einander.

32. Kapitel

Auf dem Weg zum Speisesaal beobachte ich Tobias aufmerksam, um herauszufinden, ob er enttäuscht ist. Wir haben die zwei Stunden auf seinem Bett liegend verbracht, wir haben geredet, uns geküsst und auch ein bisschen vor uns hin gedöst, bis wir lautes Geschrei auf dem Gang gehört haben – Leute, die unterwegs zum Festessen waren.

Er wirkt nicht enttäuscht, sondern eher beschwingter als zuvor. Auf jeden Fall lächelt er mehr.

Am Eingang trennen wir uns. Ich gehe als Erste hinein und setze mich zu Will und Christina an den Tisch. Wenig später kommt Tobias und setzt sich neben Zeke, der ihm eine dunkle Flasche hält. Aber er winkt ab.

»Wo warst du?«, fragt Christina. »Alle anderen sind in den Schlafsaal zurückgegangen.«

»Ich bin einfach herumgelaufen«, antworte ich vage. »Ich war viel zu aufgeregt, um über irgendwas zu reden.«

»Du hast doch gar keinen Grund, aufgeregt zu sein.« Christina schüttelt verständnislos den Kopf. »Ich habe mich nur einen Moment lang umgedreht, um mit Will zu sprechen, und schon warst du mit deiner Prüfung fertig.«

Ich höre eine Spur von Neid heraus, und wieder einmal wünsche ich, ich könnte erklären, dass ich nur deshalb so gut mit der Simulation zurechtgekommen bin, weil ich anders bin als sie.

Stattdessen zucke ich nur die Schultern und frage: »Welchen Job wirst du dir aussuchen?«

»Ich glaube, mir würde ein Job wie der von Four gefallen«, antwortet sie. »Mit den Anfängern trainieren, sie herumscheuchen, bis ihnen Hören und Sehen vergeht. Etwas, was Spaß macht. Und du?«

Bisher habe ich mich so darauf konzentriert, die Initiation zu überstehen, dass

ich so gut wie keinen Gedanken auf das, was danach kommt, verschwendet habe. Ich könnte für die Anführer der Ferox arbeiten – aber sie würden mich umbringen, wenn sie herausfänden, wer ich wirklich bin. Was gibt es sonst noch?

»Ich glaube ... ich wäre gerne so was wie eine Botschafterin bei den anderen Fraktionen«, antworte ich. »Dass ich selbst aus einer anderen Fraktion stamme, würde mir dabei sicher zugutekommen.«

»Ich hatte gehofft, du würdest Ferox-Anführerin werden wollen«, seufzt Christina. »Denn genau das schwebt Peter vor. Er hat im Schlafsaal von nichts anderem geredet.«

Will nickt. »Das würde ich auch gern werden. Aber das klappt nur, wenn ich einen besseren Rang habe als er ... ach verdammt, und dann gibt es ja noch unsere Ferox-Konkurrenten. Die hab ich ganz vergessen.« Er stöhnt. »Meine Chancen stehen gleich null.«

»Nein, tun sie nicht.« Christina verschränkt ihre Finger in seinen, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt. Will drückt ihre Hand.

»Eine Frage«, sagt Christina und beugt sich zu mir. »Die Anführer, die dich in deiner Angstlandschaft beobachtet haben ... die haben über irgendetwas gelacht.«

»Oh.« Ich beiße mir in die Wange. »Wie schön, dass meine Ängste sie erheitert haben.«

»Hast du irgendeine Ahnung, wieso?«, fragt sie.

»Nein.«

»Du lügst«, sagt sie unerbittlich. »Du beißt dich immer in die Wange, wenn du lügst. Damit verrätst du dich.«

Ich höre auf, mir in die Wange zu beißen.

»Will kneift beim Lügen immer die Lippen zusammen, wenn dich das beruhigt«, verrät Christina, woraufhin Will sich sofort die Hand vor den Mund hält.

»Schon gut. Ich hatte Angst vor ... Intimitäten«, sage ich.

»Intimitäten«, wiederholt Christina. »So wie zum Beispiel ... Sex?«

Ich bin ganz verkrampft und schaffe es nur mit Mühe zu nicken. Auch wenn es Christina ist, ich würde sie am liebsten erwürgen. Ich überlege, wie ich es ihr auf der Stelle heimzahlen kann, beschränke mich allerdings darauf, Flammen aus meinen Augen schießen zu lassen.

Will lacht.

»Und wie war es?«, bohrt Christina weiter. »Ich meine, wollte jemand ... wollte jemand so richtig mit dir schlafen? Wer denn?«

»Ach, er hatte kein Gesicht ... ein Mann, nicht weiter identifizierbar«, antworte ich ausweichend. »Und wie ging's mit deinen Motten?«

»Du hast versprochen, es niemandem zu sagen!«, kreischt Christina und schlägt mich auf den Arm.

»Motten?«, wiederholt Will ungläubig. »Du hast Angst vor Motten?«

»Es waren nicht nur ein paar«, verteidigt sich Christina, »es war ein ganzer Schwarm. Sie waren überall. Diese Flügel und Beine und ...« Sie schüttelt sich.

»Entsetzlich«, sagt Will mit gespielter Ernst. »Das ist mein Mädchen. Hart wie ein Wattebäuschchen.«

»Ach, halt doch den Mund.«

Irgendwo quietscht ein Mikrofon, so laut, dass ich mir die Ohren zuhalte. Ich drehe mich um. Auf der anderen Seite des Saals steht Eric auf einem Tisch und klopft probenhalber gegen das Mikrofon in seiner Hand. Als im Saal endlich Schweigen eingekehrt ist, räuspert er sich und fängt an zu sprechen.

»Wir sind alle keine großen Redner. Die schönen Ansprachen überlassen wir den Ken«, sagt er und hat sofort die Lacher auf seiner Seite. Ich frage mich, wie viel von ihnen wissen, dass er früher ein Ken war und dass er trotz seiner zur Schau gestellten Rücksichtslosigkeit, ja sogar Brutalität im Grunde ein Ken geblieben ist. Wenn sie das wüssten, würden sie vermutlich nicht darüber lachen.

»Ich werde mich also kurz fassen«, fährt er fort. »Wie in jedem Jahr haben wir auch diesmal wieder Initianten unter uns. Und bis auf einige wenige sind sie mit dem heutigen Tag neue Mitglieder unserer Fraktion. Wir gratulieren ihnen.«

Als er seinen Glückwunsch ausspricht, bricht die Hölle los. Statt zu applaudieren, klopfen alle mit den Fäusten auf die Tische. Der Lärm geht mir durch und durch, und ich kann mir nicht helfen, ich muss grinsen.

»Wir glauben an Mut und Tapferkeit. Wir glauben an die Tat. Wir glauben, dass wir frei von Angst jene Fertigkeiten erwerben, die es braucht, um das Böse aus der Welt zu vertreiben, damit das Gute wachsen und gedeihen kann. Wenn ihr ebenfalls daran glaubt, dann heißen wir euch willkommen.«

Obwohl ich genau weiß, dass Eric wahrscheinlich an nichts von alldem glaubt, ertappe ich mich bei einem Lächeln. Denn ich glaube daran. Egal, wie sehr die Anführer die Ideale der Ferox verraten haben, ich kann mich trotzdem mit diesen Idealen identifizieren.

Das Klopfen wird lauter, begleitet von begeistertem Gejohle.

»Morgen werden die besten zehn unserer Initianten ihre künftigen Aufgaben wählen, und zwar in der Reihenfolge ihrer Ergebnisse. Es wird ihre erste Handlung als Mitglied sein«, sagt Eric. »Ich weiß, dass ihr sehnlichst auf eure Ergebnisse wartet. Sie setzen sich aus drei Wertungen zusammen – die erste war euer Kampftraining, die zweite Wertung stammt aus den Simulationen und die dritte aus der abschließenden Prüfung, der Angstlandschaft. Das Endergebnis wird jetzt auf dem Bildschirm hinter mir erscheinen.«

Kaum hat er das gesagt, leuchten die Namen auf dem Bildschirm auf, der beinahe so groß ist wie die ganze Wand. Neben der Nummer eins sind mein Bild und der Name Tris.

Mir fällt ein Stein vom Herzen. Ich habe ihn gar nicht bemerkt, erst jetzt, da er weg ist, spüre ich, dass er da war. Ein wohliges Kribbeln breitet sich bis in meine Fingerspitzen aus. Ich bin Erste. Unbestimmt oder nicht, dies ist die Fraktion, zu der ich gehöre.

Ich denke nicht mehr an den Krieg, ich denke nicht mehr an den Tod. Will umarmt mich wie ein Bär. Ich höre Jubeln, Lachen, Rufen. Christina zeigt auf den Bildschirm, ihre Augen sind weit aufgerissen.

1. Tris
2. Uriah
3. Lynn
4. Marlene
5. Peter

Peter bleibt. Ich unterdrücke einen Seufzer, aber dann lese ich die übrigen Namen.

6. Will
7. Christina

Ich bin so froh. Christina umarmt mich über den Tisch hinweg und lacht mir ins Ohr.

Irgendjemand packt mich von hinten und ruft etwas. Es ist Uriah. Ich kann mich nicht umdrehen, also strecke ich die Arme nach hinten und drücke ihn an der Schulter.

»Glückwunsch!«, rufe ich.

»Du hast sie geschlagen!«, ruft er zurück. Er lässt mich lachend los und läuft zu seinen eigenen Leuten.

Ich verrenke mir den Hals, um noch einmal auf den Bildschirm zu schauen.

Acht, neun und zehn sind Anfänger aus der Fraktion der Ferox, deren Namen ich kaum je gehört habe.

Nummer elf und zwölf sind Molly und Drew.

Molly und Drew müssen die Ferox verlassen. Drew, der feige abgehauen ist, als Peter mich über den Abgrund hielt, und Molly, die die Lügen der Ken über meinen Vater verbreitet hat, sind jetzt fraktionslos.

Es ist nicht ganz der Triumph, den ich mir gewünscht habe, aber dennoch ist es ein Triumph für mich.

Will und Christina küssen sich, ein bisschen zu leidenschaftlich für meinen Geschmack, und das Trommeln auf den Tisch will einfach nicht aufhören. Dann tippt mir jemand auf die Schulter. Ich drehe mich um. Es ist Tobias. Strahlend vor Glück stehe ich auf.

»Glaubst du, wir würden zu viel verraten, wenn wir uns umarmen?«, fragt er.

»Ach weißt du«, sage ich, »das ist mir völlig egal.«

Ich stelle mich auf die Zehenspitzen und gebe ihm einen Kuss.

Es ist der schönste Augenblick in meinem Leben.

Aber das ist gleich darauf vorbei, als Tobias mit dem Daumen über die Einstichstelle an meinem Hals streicht. Denn plötzlich fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Es ist mir unbegreiflich, wieso mir das nicht schon früher aufgefallen ist.

Erstens: Farbiges Serum enthält Transmitter.

Zweitens: Transmitter verbinden das Gehirn mit einem Simulationsprogramm.

Drittens: Die Ken haben dieses Serum entwickelt.

Viertens: Max und Eric arbeiten mit den Ken zusammen.

Ich befreie mich aus Tobias' Umarmung und starre ihn mit aufgerissenen Augen an.

»Tris?«, fragt er verwirrt.

Ich schüttele den Kopf. »Nicht jetzt.« Eigentlich wollte ich sagen: »Nicht hier.« Nicht, wenn Will und Christina neben mir stehen und mich mit offenem Mund anstarren, vermutlich deshalb, weil ich gerade Tobias geküsst habe. Nicht, wenn um uns herum lauter Ferox sind. Aber er muss es erfahren, weil es wichtig ist.

»Später«, sage ich. »Okay?«

Er nickt. Ich weiß selbst noch nicht, wie ich ihm alles erklären soll. Ich kann keinen klaren Gedanken mehr fassen.

Aber ich weiß, wie die Ken uns dazu bringen werden, dass wir kämpfen.

33. Kapitel

Nachdem die Bewertungen verkündet worden sind, versuche ich, Tobias unter vier Augen zu sprechen, aber andauernd will mir jemand gratulieren und Tobias wird beiseitegedrängt.

Ich beschließe, mich davonzuschleichen und ihn zu suchen, wenn alle anderen schlafen, aber die Angstlandschaft hat mich mehr erschöpft als gedacht, und so dauert es nicht lange, bis ich eingeschlafen bin.

Ich wache auf vom Quietschen der Matratzen und vom Schlurfen der Füße.

Es ist zu düster, um sofort etwas zu erkennen, aber als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, sehe ich, dass Christina ihre Schnürsenkel bindet. Ich will sie fragen, was sie vorhat, aber dann merke ich, dass auch Will aufgestanden ist und ein Hemd anzieht. Alle sind wach, aber niemand sagt etwas.

»Christina«, zischle ich. Sie sieht mich nicht an, deshalb packe ich sie bei der Schulter und schüttle sie. »Christina!«

Sie bindet sich weiter die Schuhe zu.

Ihr Gesicht jagt mir einen Schrecken ein. Ihre Augen sind aufgerissen, aber völlig ausdruckslos, ihre Gesichtsmuskeln schlaff. Sie bewegt sich, ohne darauf zu achten, was sie tut, ihr Mund ist halb geöffnet, sie ist wach, aber trotzdem nicht richtig bei Bewusstsein. Und alle anderen sehen genauso aus.

»Will?«, flüstere ich und gehe durchs Zimmer. Alle stellen sich in einer Reihe auf, sobald sie fertig angezogen sind, und verlassen leise den Schlafraum. Ich packe Will am Arm, um ihn zurückzuhalten, aber er geht unbeirrt weiter. Ich zerre an ihm, so fest ich kann, stemme mich dagegen. Aber er zieht mich einfach mit.

Sie sind Schlafwandler.

Ich taste nach meinen Schuhen. Ich kann hier nicht allein zurückbleiben. In

aller Eile binde ich die Schnürsenkel zu, ziehe eine Jacke über und renne los. Als ich die anderen eingeholt habe, laufe ich neben ihnen her. Ich brauche ein paar Sekunden, ehe ich begreife, dass sie im Gleichschritt marschieren, rechter Fuß nach vorn, rechter Arm nach hinten. Ich ahme es nach, so gut ich kann, aber der Rhythmus ist ungewohnt für mich.

Wir gehen Richtung Grube, doch als wir am Eingang angekommen sind, wenden sich die Vorderen nach links. Max steht im Gang und beobachtet uns. Mein Herz klopft viel zu laut. Ich starre ausdruckslos vor mich hin und achte darauf, nicht aus dem Tritt zu kommen. Als ich an ihm vorbeimarschiere, bin ich furchtbar nervös. Er merkt es bestimmt. Er wird merken, dass ich nicht so hirnlos bin wie die anderen. Gleich wird mir etwas Schreckliches zustoßen, das weiß ich.

Der Blick aus Max' dunklen Augen streift achtlos über mich hinweg.

Wir gehen einige Treppen hinauf und dann im Gleichschritt vier Gänge entlang. Mit einem Mal weitet sich der Gang zu einer Art Grotte. In ihr warten schon viele Ferox.

Tische stehen in langen Reihen, auf denen sich schwarze Berge türmen. Erst als ich kurz davorstehe, erkenne ich, was da liegt. Es sind Waffen.

Natürlich. Eric hat gesagt, dass jeder Ferox gestern eine Injektion bekommen hat. Jetzt ist also die gesamte Fraktion ferngesteuert. Alle sind gehorsam und zum Töten ausgebildet. Die perfekten Soldaten.

Ich nehme eine Waffe, eine Pistolentasche und einen Patronengürtel, genau wie Will es macht, der unmittelbar vor mir geht. Ich versuche, seine Bewegungen nachzuahmen, aber ich weiß nicht, was er als Nächstes tun wird, deshalb fummle ich mehr herum, als mir lieb ist. Ich beiße die Zähne zusammen. Ich muss einfach darauf hoffen, dass mich niemand beobachtet.

Sobald ich die Waffe habe, folge ich Will und den anderen zum Ausgang.

Ich kann keinen Krieg gegen die Altruan führen, nicht gegen meine Familie. Lieber würde ich sterben. Meine Angstlandschaft hat das bewiesen. Die

Möglichkeiten, die mir jetzt noch bleiben, sind gering, aber ich sehe den Weg, den ich einschlagen muss, deutlich vor mir. Ich werde so lange mitspielen, bis ich im Altruan-Viertel bin. Ich werde meine Familie retten. Was danach geschieht, spielt keine Rolle. Eine große Ruhe überkommt mich.

Die Kolonne biegt in einen dunklen Gang ab. Ich kann Will vor mir kaum erkennen, geschweige denn sehen, was vor uns liegt. Plötzlich stoße ich mit den Füßen gegen etwas Hartes und stolpere mit vorgestreckten Händen. Ich schlage mit den Knien auf. Eine Stufe. Ich reiße mich zusammen, so sehr, dass ich fast anfangen, mit den Zähnen zu klappern. Keiner hat etwas gesehen. Es ist zu dunkel. Bitte, lass es zu dunkel sein.

Als die Treppe eine Kehre macht, dringt Licht herein und ich sehe Will wieder vor mir. Ich konzentriere mich darauf, im gleichen Schritt wie er zu marschieren. Oben an der Treppe angekommen, müssen wir an einem weiteren Anführer der Ferox vorbei. Jetzt weiß ich, wer zu den Anführern gehört, denn sie sind als einzige bei wachem Verstand.

Das stimmt nicht ganz. Ich bin schließlich auch bei wachem Verstand. Das liegt wohl daran, dass ich eine Unbestimmte bin. Und wenn ich Herr meiner Sinne bin, dann ist es auch Tobias, falls ich mich nicht in ihm getäuscht habe.

Ich muss ihn suchen.

Inzwischen stehe ich neben den Gleisen, in einer fast unübersehbaren Menschenmenge. Der Zug hat vor uns angehalten, alle Wagentüren stehen offen. Einer nach dem anderen steigt in die Waggons.

Ich kann mich nicht umdrehen, um Tobias zu suchen, aber ich schiele nach rechts und nach links. Die Gesichter links von mir sind mir fremd, aber rechts, ein paar Schritte neben mir, sehe ich einen groß gewachsenen Jungen mit kurzen Haaren. Vielleicht ist es gar nicht Tobias, aber es ist die einzige Chance, die ich habe. Ich weiß nicht, wie ich zu ihm gelangen kann, ohne die anderen auf mich aufmerksam zu machen. Aber ich muss zu ihm.

Der Wagen vor mir ist voll, deshalb geht Will zum nächsten Waggon. Ich

mache ihm alles nach, aber statt stehen zu bleiben, rücke ich ein paar Schritte weiter nach rechts. Die Menschen um mich herum sind alle größer als ich, ich kann mich zwischen ihnen verstecken. Ich beiße die Zähne zusammen und mache noch einen Schritt nach rechts. Ich bewege mich zu viel. Sie werden mich erwischen. Bitte erwischt mich nicht.

Ein Ferox im nächsten Wagen reicht dem Jungen vor mir die Hand und er nimmt sie. Er bewegt sich wie ein Roboter. Ohne hinzusehen, ergreife auch ich eine Hand und klettere so flink wie möglich in den Wagen.

Ich stehe vor der Person, die mir geholfen hat, und wage einen raschen Blick in das Gesicht. Es ist Tobias, er starrt genauso ausdruckslos vor sich hin wie die anderen. Habe ich mich getäuscht? Ist er gar kein Unbestimmter? Tränen schießen mir in die Augen. Ich blinzle sie weg und wende mich ab.

Noch mehr Menschen drängeln sich in den Waggon, wir stehen Schulter an Schulter in Viererreihen. Und dann geschieht etwas Unerwartetes: Finger verschränken sich in meine, eine Handfläche drückt sich an meine.

Tobias hält meine Hand.

Eine Welle von Energie durchflutet mich. Ich drücke seine Hand und er erwidert meinen Händedruck. Er ist wach. Ich hatte recht.

Ich möchte ihn anschauen, aber ich zwingen mich, reglos stehen zu bleiben und vor mich hin zu starren, während sich der Zug in Bewegung setzt. Sein Daumen streicht mit langsam kreisenden Bewegungen über meinen Handrücken. Er will mich beruhigen, aber stattdessen werde ich immer nervöser. Ich muss mit ihm reden. Ich muss ihn anschauen, ich muss.

Wohin der Zug fährt, sehe ich nicht, denn das Mädchen vor mir ist ziemlich groß. Also starre ich auf ihren Hinterkopf und konzentriere mich auf Tobias' Hand, bis schließlich der Zug quietschend langsamer wird. Ich weiß nicht, wie lange ich so dagestanden habe, aber mein Rücken tut weh, also muss es lange gewesen sein. Mit kreischenden Bremsen kommt der Zug zum Stehen. Mein Herz klopft so stark, dass ich fast keine Luft mehr bekomme.

Kurz bevor wir aus dem Wagen springen, sehe ich aus dem Augenwinkel, wie Tobias den Kopf wendet. Ich schaue ihn an. Seine dunklen Augen sind auf mich gerichtet und er sagt: »Lauf.«

»Meine Familie«, flüstere ich.

Ich blicke wieder geradeaus, und als ich an der Reihe bin, springe ich hinunter. Jetzt ist nicht mehr das Mädchen, sondern Tobias vor mir. Ich sollte einfach hinter ihm hergehen, aber ich kenne die Straßen, durch die wir jetzt marschieren, und ich achte kaum noch auf die Kolonne. Ich komme an dem Laden vorbei, in dem ich zweimal im Jahr mit meiner Mutter neue Kleider für unsere Familie abgeholt habe; an der Bushaltestelle, an der ich einst allmorgendlich auf den Schulbus gewartet habe; an Gehwegen, die solche Löcher haben, dass Caleb und ich ein Spiel daraus gemacht haben, hinüberzuspringen.

Alles sieht verändert aus. Die Häuser sind düster und leer, die Straßen voll von Soldaten der Ferox, die alle im Gleichschritt marschieren. Alle mit Ausnahme der Bewacher, die in gleichmäßigen Abständen am Straßenrand stehen und uns passieren lassen oder in kleinen Grüppchen beieinanderstehen und etwas besprechen. Keiner scheint etwas zu tun. Sind wir wirklich hierhergekommen, um einen Krieg zu führen?

Ich marschiere noch etwa eine halbe Meile, ehe ich eine Antwort auf diese Frage erhalte.

Ich höre Geknalle, aber ich darf mich nicht umdrehen, um zu sehen, woher es kommt. Je weiter ich gehe, desto lauter und schärfer hört es sich an, und ich begreife, dass es Schüsse sind. Ich beiße die Zähne zusammen. Ich muss weitergehen, ich darf keine Miene verziehen.

In einiger Entfernung sehe ich, wie eine Soldatin der Ferox einen grau gekleideten Mann auf die Knie zwingt. Ich kenne den Mann: Er ist Mitglied des Rats. Die Soldatin nimmt ihre Waffe aus dem Halfter – und mit blicklosen Augen schießt sie dem Ratsmitglied eine Kugel in den Hinterkopf.

Die Soldatin hat graue Strähnen im Haar. Es ist Tori. Meine Knie geben nach.

Geh weiter. Meine Augen brennen. Geh weiter.

Wir marschieren vorbei an Tori und dem gefallenem Ratsmitglied. Als ich über seine Hand hinwegsteige, kann ich die Tränen kaum zurückhalten.

Die Soldaten vor mir bleiben stehen, also bleibe ich ebenfalls stehen. Ich bewege mich nicht, dabei will ich nur eines: Ich will Jeanine und Eric und Max aufspüren und sie alle erschießen. Meine Hände zittern und ich kann nichts dagegen tun. Ich atme heftig durch die Nase.

Wieder fällt ein Schuss. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie links von mir ein grauer Schatten auf dem Gehweg zusammenbricht. Wenn das so weitergeht, werden alle Altruan sterben.

Die Soldaten der Ferox führen, ohne zu zögern, unausgesprochene Befehle aus. Erwachsene Altruan werden in die umliegenden Häuser getrieben, zusammen mit ihren Kindern. Eine unübersehbare Schar schwarz gekleideter Soldaten bewacht die Türen. Die Einzigen, die ich nicht sehe, sind die Anführer der Altruan. Vielleicht sind sie längst tot.

Die Soldaten vor mir gehen einer nach dem anderen weg, um die ihnen zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen. Irgendwann werden die Anführer merken, dass ihre Befehle bei mir nicht ankommen. Was soll ich dann tun?

»Das ist ja verrückt«, schnarrt eine männliche Stimme rechts von mir. Ich erhasche einen Blick auf lange, fettige Haare und einen silbernen Ohrring. Eric. Er stößt mir seinen Zeigefinger ins Gesicht, und ich muss mich anstrengen, um seine Hand nicht wegzuschlagen.

»Können sie uns wirklich nicht sehen oder hören?«, fragt eine Frau.

»Oh doch, das können sie sehr wohl. Aber sie reagieren nicht auf das, was sie sehen und hören«, sagt Eric. »Sie erhalten ihre Befehle von unseren Computern über die Transmitter, die wir ihnen injiziert haben.« Er legt den Finger auf die Einstichstelle an meinem Hals, um der Frau zu zeigen, wo sie ist. *Bleib ruhig, sage ich beschwörend zu mir selbst. Ruhig, ruhig, ruhig.* »Und sobald sie die Befehle erhalten haben, führen sie sie anstandslos aus.«

Eric geht einen Schritt weiter und baut sich vor Tobias auf.

»Wen haben wir denn da?«, sagt er grinsend. »Der berühmte Four. Bald wird sich niemand mehr daran erinnern, dass ich nur Zweiter war. Niemand wird mehr fragen: Wie war es denn, mit diesem tollen Typen zusammen zu trainieren, der nur vier Ängste hat?« Er zieht seine Waffe und zielt auf Tobias' rechte Schläfe. Mein Herz klopft so wild, dass sogar mein Schädel vibriert. Er darf nicht abdrücken. Er wird nicht abdrücken.

Eric legt den Kopf schräg. »Glaubst du, es fällt jemandem auf, wenn er zufällig erschossen wird?«

»Mach schon«, sagt die Frau gelangweilt. Sie gehört bestimmt auch zu den Anführern der Ferox, wenn sie Eric so etwas erlauben kann. »Jetzt ist er völlig unbedeutend.«

»Zu dumm, dass du das Angebot von Max nicht angenommen hast, Four. Zu dumm für dich«, sagt Eric leise, als er die Pistole lädt.

Meine Lungen sind am Bersten. Ich habe seit fast einer Minute die Luft angehalten. Aus dem Augenwinkel sehe ich Tobias' Hand zucken, aber da habe ich die Hand schon an meiner Waffe und halte den Lauf an Erics Stirn. Mit großen Augen glotzt er mich an, und einen Moment lang sieht er aus wie einer der schlafwandelnden Soldaten.

Mein Zeigefinger liegt am Abzug.

»Waffe weg«, befehle ich ihm.

»Du erschießt mich nicht«, sagt Eric.

»Ach nein? Wie kommst du darauf?« Aber es stimmt, ich kann ihn nicht umbringen, ich kann es einfach nicht. Ich beiße die Zähne aufeinander und lasse den Arm sinken. Und dann schieße ich in Erics Fuß.

Er schreit auf und fasst sich mit der Hand an den Fuß. Jetzt kann er nicht mehr länger auf Tobias zielen. Der zieht blitzschnell seine Waffe und schießt Erics Begleiterin ins Bein. Ich warte nicht ab, ob er getroffen hat, sondern packe ihn am Arm und wir rennen los.

Wenn wir es bis zur Straße schaffen, können wir in einem der Häuser untertauchen, wo sie uns garantiert nicht finden. Bis dorthin ist es nicht allzu weit. Hinter uns höre ich Schritte, aber ich drehe mich nicht um. Tobias nimmt meine Hand und hält sie fest. Er zieht mich mit sich, ich renne schneller, als ich jemals gerannt bin, schneller, als ich überhaupt rennen kann. Ich stolpere. Dann höre ich einen Schuss.

Der Schmerz trifft mich heftig und unerwartet, er rast von der Schulter durch mich hindurch wie ein Stromschlag. Ich falle, ich schaffe es nicht einmal mehr zu schreien. Mein Gesicht schrammt über den Gehweg und ich scheure mir die Wangen auf. Als ich den Kopf hebe, sehe ich Tobias neben mir knien. »Lauf!«, schreie ich ihn an.

Seine Stimme ist leise, als er ganz ruhig sagt: »Nein.«

Sekunden später sind wir von Ferox umringt. Tobias hilft mir auf, stützt mich. Vor meinen Augen verschwimmt alles, es tut so verdammt weh. Die Soldaten umstellen uns mit gezogenen Waffen.

»Unbestimmte Abtrünnige«, sagt Eric, der nur auf einem Fuß steht und eine ziemlich ungesunde Gesichtsfarbe hat. »Legt eure Waffen nieder.«

34. Kapitel

Beim Gehen stütze ich mich auf Tobias. Ich setze überhaupt nur einen Fuß vor den anderen, weil ich einen Gewehrlauf in meinem Rücken spüre. Wir betreten das Hauptquartier der Altruans, ein schmuckloses, graues, zweistöckiges Gebäude. Blut rinnt an mir hinunter. Ich habe keine Angst davor, was jetzt kommt, ich habe viel zu viele Schmerzen, um überhaupt darüber nachzudenken.

Der Gewehrlauf stößt mich auf die Tür zu, die von zwei Soldaten der Ferox bewacht wird. Tobias und ich gehen hindurch und stehen in einem einfachen Büro, in dem sich ein Schreibtisch, ein Computer und Stühle befinden. Hinter dem Schreibtisch sitzt Jeanine, sie hält ein Telefon ans Ohr.

»Tja, dann schicke eben ein paar mit dem Zug zurück«, sagt sie. »Sie müssen rund um die Uhr bewacht werden, das ist wichtiger als alles andere – ich kann jetzt nicht sprechen, ich muss auflegen.« Sie klappt das Telefon zu und blickt mich aus ihren grauen Augen an. Sie erinnern mich an geschmolzenen Stahl.

»Unbestimmte Abtrünnige«, sagt einer der beiden Ferox. Er muss einer der Anführer sein – oder zumindest einer von denen, die keine Spritze verpasst bekommen haben.

»Ja, das sehe ich auch.« Sie setzt ihre Brille ab, klappt sie zusammen und legt sie auf den Tisch. Sie trägt die Brille aus Eitelkeit und nicht, weil sie sie unbedingt braucht. Sie will damit besonders klug wirken – behauptet jedenfalls mein Vater.

»Von dir«, sagt sie und zeigt auf mich, »habe ich nichts anderes erwartet. Der ganze Wirbel um deinen Eignungstest war mir von allem Anfang an verdächtig. Aber du ...«

Sie schüttelt den Kopf und blickt Tobias an.

»Du, Tobias – oder soll ich Four zu dir sagen? –, du hast es geschafft, mich zu täuschen«, sagt sie leise. »Alles habe ich überprüft: deine Testergebnisse, deine Simulationen während der Initiation, einfach alles. Trotzdem bist du hier.« Sie

legt die Hände zusammen und stützt ihr Kinn darauf. »Könntest du mir vielleicht erklären, wie das kommt?«

»Du bist doch das Genie«, antwortet er kühl. »Warum sagst du es mir nicht?«

Ihr Mund verzieht sich zu einem Lächeln. »Ich vermute, dass du in Wahrheit zu den Altruan gehörst. Du bist weniger unbestimmt als andere.«

Sie lächelt, als würde ihr das Ganze Spaß machen. Ich beiße die Zähne zusammen und überlege, ob ich über den Tisch springen und sie erwürgen soll. Wenn ich keine Kugel in der Schulter hätte, würde ich es tun.

»Deine Kombinationsgabe ist verblüffend«, ätzt Tobias. »Du siehst mich sprachlos.«

Ich blicke ihn von der Seite an. Diese Eigenschaft von ihm hatte ich fast vergessen – dass er lieber um sich schlägt, als aufzugeben und zu sterben.

»Nun, da du allen klargemacht hast, wie intelligent du bist, kannst du endlich zur Sache kommen und uns töten.« Tobias schließt die Augen. »Immerhin gibt es noch einige Anführer der Altruan, die du aus dem Weg schaffen musst.«

Falls Tobias' Bemerkung Jeanine verärgert hat, lässt sie es sich nicht anmerken. Sie lächelt weiter und bleibt ganz ruhig. Sie trägt ein enges, blaues, knielanges Kleid, das einen kleinen Fettansatz am Bauch nicht gut genug kaschiert. Der Raum beginnt sich um mich zu drehen, als ich den Blick auf ihr Gesicht richte, und ich muss mich an Tobias festhalten. Er legt den Arm um mich und stützt mich.

»Sei nicht albern. Wir haben keine Eile«, sagt sie lässig. »Ihr beide seid aus einem ganz wichtigen Grund hier. Seht ihr, es hat mich verblüfft, dass die Unbestimmten gegen das von mir entwickelte Serum immun waren, also habe ich mich darangemacht, es zu verbessern. Ich dachte, mit der letzten Testserie wäre mir dies gelungen, aber das war ein Irrtum, wie ihr nur allzu gut wisst. Zum Glück steht mir noch eine weitere Serie zur Verfügung.«

»Wozu der Aufwand?« Sie und die Ferox-Anführer haben ja auch schon in der Vergangenheit keine Skrupel gehabt, die Altruan zu töten. Warum sollte es jetzt

anders sein?

Jeanine grinst überlegen.

»Seit ich mit den Ferox zusammenarbeite, geht mir eine Frage nicht aus dem Kopf.« Sie kommt hinter ihrem Schreibtisch hervor und lässt die Finger flüchtig über die Platte gleiten. »Warum sind die meisten Unbestimmten willensschwache und gottesfürchtige Nobodys von den Altruan? Warum ausgerechnet von dieser Fraktion?«

Ich wusste nicht, dass die meisten Unbestimmten ehemalige Altruan sind, und kann mir auch keinen Grund dafür denken. Und wahrscheinlich werde ich auch nicht mehr lange genug leben, um das Rätsel zu lösen.

»Willensschwach?«, schnaubt Tobias. »Man braucht einen starken Willen, um eine Simulation zu lenken, das kann ich dir versichern. Willensschwach ist es, den Verstand einer ganzen Armee zu manipulieren, weil es zu schwer ist, selbst eine aufzustellen.«

»Ich bin doch nicht blöd«, sagt Jeanine. »Eine Fraktion, die nur aus Intellektuellen besteht, ist keine Armee. Aber wir haben es satt, von einer Bande selbstgefälliger Schwachköpfe regiert zu werden, die Wohlstand und Fortschritt ablehnen. Leider sind wir allein nicht dazu imstande, dem ein Ende zu setzen. Eure Ferox-Anführer kamen nur allzu bereitwillig meinem Wunsch nach, uns zu unterstützen, als ich ihnen einen Platz in unserer neuen, besseren Regierung zusicherte.«

»Besser«, schnaubt Tobias.

»Ja, besser«, wiederholt Jeanine. »Besser, weil sie eine Welt anstrebt, in der die Menschen in Wohlstand, Überfluss und Annehmlichkeit leben werden.«

»Und auf wessen Kosten?« Meine Stimme ist schwerfällig und belegt. »All dieser Wohlstand ... er kommt doch nicht von ungefähr.«

»Momentan liegen uns die Fraktionslosen auf der Tasche«, erwidert Jeanine. »Ebenso wie die Altruan. Ich bin sicher, wenn erst die Überbleibsel eurer früheren Fraktion in die Armee der Ferox eingegliedert sind, werden auch die

Candor mit uns kooperieren. Und dann werden wir in dieser Sache endlich vorwärtskommen.«

In die Armee der Ferox eingegliedert. Ich weiß, was das heißt – Jeanine will auch sie kontrollieren. Sie möchte, dass alle gefügig und leicht zu steuern sind.

»In dieser Sache vorwärtskommen«, wiederholt Tobias bitter. »Täusch dich nicht. Ehe der Tag zu Ende geht, bist du tot, du ...«

»Wenn du dein Temperament zügeln könntest«, schneidet Jeanine ihm barsch das Wort ab, »wärest du jetzt vielleicht gar nicht in dieser misslichen Lage, Tobias.«

»Dass ich in dieser Lage bin, ist deine Schuld«, blafft er sie an. »Und zwar von dem Augenblick an, als du diesen Angriff auf unschuldige Menschen organisiert hast.«

»Unschuldige Menschen?«, lacht Jeanine. »Schon komisch, das ausgerechnet aus deinem Mund zu hören. Von Marcus' Sohn hätte ich erwartet, dass er weiß, wie wenig unschuldig einige dieser Leute sind.« Sie setzt sich auf die Schreibtischkante, der Saum ihres Kleids ist über die Knie gerutscht und man sieht die Dehnungsstreifen der Haut. »Sag ehrlich, wärest du nicht auch froh, wenn du erfahren würdest, dass dein Vater bei dem Angriff umgekommen ist?«

»Nein, wäre ich nicht«, antwortet Tobias zähneknirschend. »Zumindest ist er nicht so abgrundtief böse, dass er eine gesamte Fraktion manipuliert und sämtliche politischen Führer systematisch umzubringen versucht.«

Jeanine starrt ihn sekundenlang an, lange genug, dass meine Nerven bis zum Zerreißen gespannt sind, dann räuspert sie sich.

»Was ich sagen wollte ... Bald werden Dutzende von Altruan mit ihren Kindern unter meiner Verantwortung stehen. Da ist es nicht gut, wenn eine große Zahl von ihnen womöglich Unbestimmte sind, die man mit den Simulationen nicht kontrollieren kann.«

Sie steht auf und geht ein paar Schritte nach links, die Hände locker gefaltet. Ihre Fingernägel sehen aus wie meine, das Nagelbett ist wund gebissen.

»Deshalb musste ich eine neue Art von Simulation entwickeln, der gegenüber sie nicht immun sind. Ich musste meine eigenen Annahmen neu überdenken. Und da kommt ihr ins Spiel.« Sie geht ein paar Schritte nach rechts. »Es stimmt, ihr seid willensstark. Ich kann euren Willen nicht kontrollieren. Aber es gibt ein paar andere Dinge, die ich sehr wohl kontrollieren kann.«

Sie bleibt stehen und mustert uns. Ich lehne meinen Kopf an Tobias' Schulter. Blut rinnt über meinen Rücken. Der Schmerz ist so hartnäckig, dass ich mich fast schon an ihn gewöhnt habe, so wie man sich an andauerndes Sirenengeheul gewöhnt.

Sie legt die Hände zusammen. In ihren Augen erkenne ich kein böswilliges Leuchten und auch keine Spur von Sadismus, wie ich es eigentlich erwartet hätte. Sie ist nicht besessen, sondern sie agiert eher wie eine Maschine. Sie erkennt Probleme und leitet aus den Daten, die sie sammelt, eine Lösung ab. Die Altruisten standen ihrem Machtstreben im Weg, also hat sie eine Möglichkeit gefunden, sie auszulöschen. Ihr stand keine Armee zur Verfügung, also hat sie sich eine Armee bei den Ferox gesucht. Sie wusste, sie würde große Menschenmengen kontrollieren müssen, also hat sie dafür das Serum und die Transmitter entwickelt.

Die Unbestimmten sind nur ein weiteres Problem, das sie lösen muss. Und genau das macht sie so verdammt gefährlich – sie ist so schlau, dass sie alles lösen kann, sogar das Problem unserer Existenz.

»Ich kann kontrollieren, was ihr seht und hört«, sagt sie. »Deshalb habe ich ein neues Serum entwickelt, das die Wahrnehmung eurer Umgebung verändert, sodass ich euren Willen lenken kann. Diejenigen, die uns nicht als Führer anerkennen, müssen überwacht und kontrolliert werden.«

Überwacht – oder des freien Willens beraubt. Sie versteht es, mit Worten umzugehen.

»Du wirst mein erstes Versuchskaninchen sein, Tobias. Was dich angeht, Beatrice ...« Sie lächelt. »Du bist zu schwer verletzt, um mir von Nutzen zu sein,

deshalb ist deine Exekution am Ende dieses Treffens unvermeidlich.«

Ich versuche, mir nicht anmerken zu lassen, dass mir bei dem Wort »Exekution« ein Schauer über den Rücken läuft. Meine Schulter brennt höllisch, und es fällt mir schwer, die Tränen zurückzuhalten, als ich das Entsetzen in Tobias' großen dunklen Augen sehe.

»Nein«, sagt Tobias mit zittriger Stimme. Aber sein Blick ist unbittlich. »Lieber sterbe ich.«

»Ich fürchte, du hast in dieser Angelegenheit keine große Wahl«, erwidert Jeanine leichthin.

Tobias nimmt mein Gesicht ungeschickt in seine Hände und küsst mich. Seine Lippen drängen sich zwischen meine. Für einen Augenblick vergesse ich den Schmerz und die Angst vor dem nahen Tod, und ich bin einfach nur dankbar, dass die Erinnerung an diesen Kuss noch in mir lebendig sein wird, wenn ich sterbe.

Dann lässt er mich los und ich muss mich Halt suchend an die Wand lehnen. Lediglich die kurze Anspannung seiner Muskeln verrät ihn, als er plötzlich über den Tisch hechtet und Jeanine an die Gurgel geht. Die Wachen an der Tür laufen mit erhobenen Waffen herbei und ich fange an zu schreien.

Es braucht gleich zwei Ferox, um ihn von Jeanine wegzureißen und zu Boden zu stoßen. Einer von ihnen kniet auf Tobias' Schultern, hält mit der Hand seinen Kopf fest und drückt sein Gesicht in den Teppich. Ich will Tobias zu Hilfe kommen, aber der andere Soldat schleudert mich gegen die Wand. Ich bin entkräftet vom Blutverlust und viel zu klein, um gegen ihn anzukommen.

Jeanine klammert sich an den Schreibtisch und holt keuchend Luft. Sie reibt sich den Hals, an dem Tobias' Finger rote Male hinterlassen haben. Auch wenn sie sich wie eine Maschine benimmt, sie ist immer noch ein Mensch. In ihren Augen stehen Tränen.

Sie nimmt eine Schachtel aus der Schublade und macht sie auf. Darin liegen eine Spritze und eine Nadel.

Schwer atmend geht sie damit zu Tobias. Der beißt die Zähne aufeinander und versetzt einer der Wachen mit dem Ellbogen einen Schlag ins Gesicht. Der Mann lässt den Gewehrkolben auf Tobias' Kopf niedersausen und Jeanine sticht die Nadel in seinen Nacken. Tobias sackt in sich zusammen.

Ich stoße einen Laut aus, kein Schluchzen, keinen Schrei, sondern ein ersticktes, raues Stöhnen, das nicht von mir, sondern von jemand anderem zu kommen scheint.

»Lasst ihn los«, sagt Jeanine heiser.

Der Wachmann steht auf, ebenso Tobias. Er sieht ganz anders aus als die schlafwandelnden Ferox-Soldaten, seine Augen sind hellwach. Er blickt sich kurz um, wirkt aber ein wenig verwirrt.

»Tobias«, rufe ich. »Tobias!«

»Er kennt dich nicht«, sagt Jeanine.

Tobias dreht sich zu mir um. Mit zusammengekniffenen Augen kommt er auf mich zu, und ehe die Wache ihn aufhalten kann, umklammert er schon meinen Hals und drückt mir die Luftröhre ab. Ich ringe nach Atem, mein Gesicht läuft blutrot an.

»Die Simulation steuert ihn«, erklärt Jeanine gelassen. In meinen Ohren pocht das Blut so laut, dass ich sie kaum höre. »Sie dreht einfach alles um, was er wahrnimmt – und schon verwechselt er Freund und Feind.«

Eine der Wachen zieht Tobias von mir weg. Ich schnappe keuchend nach Luft.

Er ist verloren. Von der Simulation gesteuert, wird er ab sofort die Menschen umbringen, die er noch vor drei Minuten als unschuldig bezeichnet hat. Wenn Jeanine ihn getötet hätte – es wäre weniger qualvoll gewesen.

»Der Vorteil dieser Simulation ist«, sagt sie mit glänzenden Augen, »dass er unabhängig handeln kann. Deshalb ist er viel wirkungsvoller als einer der stumpfsinnigen Soldaten.« Sie betrachtet die Männer, die Tobias festhalten. Er wehrt sich gegen ihren Griff. Seine Muskeln sind angespannt, seine Augen fest auf mich gerichtet, aber er sieht mich nicht, oder besser gesagt, er sieht mich

anders als sonst. »Schickt ihn in den Kontrollraum. Wir brauchen jemanden mit Verstand, der die Dinge überwacht, und soweit ich weiß, hat er früher schon dort gearbeitet.«

Jeanine legt die Hände vor der Brust zusammen. »Und bringt sie in Raum B13.«

Ein kurzer Wink von ihr – und mein Ende ist besiegelt. Für sie bin ich nur ein weiterer Punkt auf ihrer Liste, den sie abhaken kann. Ohne jede Gefühlsregung sieht sie zu, wie mich die beiden Soldaten aus dem Raum führen.

Sie zerren mich einen Gang entlang. Innerlich fühle ich mich ganz taub, aber äußerlich bin ich ein schreiendes, wild um sich schlagendes Energiebündel. Ich beiße dem Ferox rechts von mir in die Hand und lächle zufrieden, als ich Blut schmecke. Dann schlägt er mich und um mich herum wird es schwarz.

35. Kapitel

Ich erwache im Dunkeln, zusammengekrümmt in einer Ecke. Der Fußboden, auf dem ich liege, ist glatt und kalt. Ich taste über meinen dröhnenden Schädel und meine Fingerspitzen werden feucht. Feucht und rot von Blut. Als ich die Hände wieder sinken lasse, stoße ich mit dem Ellbogen gegen eine Wand. Wo bin ich?

Über mir flackert ein Licht. Eine Glühbirne, sie leuchtet in mattem Blau. Ich bin eingeschlossen von einer Glaswand, ich kann verschwommen mein Spiegelbild sehen. Um dieses Behältnis herum ist nicht viel Platz, der Raum ist fensterlos, mit kahlen Betonwänden. Ich bin allein. Nein, nicht ganz – an einer Wand hängt eine Überwachungskamera.

Neben meinen Füßen entdecke ich eine kleine Öffnung. Sie führt zu einem kleinen Rohr und dieses Rohr ist mit einem riesigen Tank in der Ecke des Raums verbunden.

Das Zittern beginnt in meinen Fingerspitzen, breitet sich in meine Arme aus, und bald bebe ich am ganzen Leib.

Diesmal ist es keine Simulation.

Mein rechter Arm ist taub. Als ich mich aufrichte, glitzert an der Stelle, an der ich gesessen habe, eine Blutlache. Ich darf jetzt den Kopf nicht verlieren. Ich lehne mich an die Wand und atme tief ein und aus. Das Schlimmste, was mir passieren kann, ist, dass ich in diesem Tank ertrinke. Ich drücke meine Stirn an die Glasscheibe und lache. Es ist auch das Schlimmste, was ich mir vorstellen kann. Mein Lachen erstickt in einem Schluchzen.

Wenn ich nicht aufgebe, dann wird jeder, der mich durch diese Kamera beobachtet, glauben, ich sei tapfer. Aber manchmal ist es tapferer, dem Tod ins Auge zu blicken, als zu kämpfen. Ich lasse mich gegen die Glasscheibe sinken und schluchze. Ich habe keine Angst vor dem Tod, aber ich möchte anders

sterben, nicht auf diese Weise.

Schreien ist besser als Weinen, also fange ich an zu schreien. Ich trete mit der Ferse gegen die Wand hinter mir. Meine Füße prallen ab, aber ich trete wieder zu, so fest, dass meine Ferse pocht. Ich trete und trete und trete, dann drehe ich mich zur Seite und werfe mich mit der linken Schulter gegen die Wand. Die Wucht ist so groß, dass die Wunde in meiner rechten Schulter anfängt zu brennen, als hätte mir jemand einen glühenden Schürhaken hineingestoßen.

Wasser sickert auf den Boden des Tanks.

Die Überwachungskamera bedeutet, dass sie mir zusehen – nein, dass sie mich studieren, wie es nur die Ken tun. Sie wollen herausfinden, ob ich mich in der Wirklichkeit genauso verhalte wie in der Simulation. Sie wollen den Beweis, dass ich in Wirklichkeit feige bin.

Ich öffne die Fäuste und lasse die Arme hängen. Ich bin nicht feige. Ich hebe den Kopf und blicke direkt in die Kamera. Wenn ich mich darauf konzentriere zu atmen, kann ich vergessen, dass ich gleich sterben werde. Ich starre in die Kamera, bis ich nur noch sie und nichts anderes sehe. Das Wasser umspült meine Knöchel, meine Waden, meine Schenkel. Es steigt über meine Fingerspitzen. Ich atme ein, ich atme aus. Das Wasser ist weich wie Seide.

Ich atme ein. Das Wasser wird meine Wunden waschen. Ich atme aus. Als ich klein war, hat mich meine Mutter ins Wasser getaucht, um mich Gott zu weihen. Ich habe schon lange nicht mehr an Gott gedacht, aber jetzt denke ich an ihn. Das ist ganz natürlich. Plötzlich bin ich froh, dass ich Eric in den Fuß und nicht in den Kopf geschossen habe.

Mein Körper wird vom Wasser hochgehoben. Anstatt mit den Füßen zu rudern, um an der Oberfläche zu bleiben, atme ich tief aus und lasse mich auf den Boden sinken. Das Wasser dämpft alle Geräusche, ich spüre die Wellenbewegungen auf meinem Gesicht. Ich will meine Lungen volllaufen lassen, damit ich schneller sterbe, aber ich bringe es nicht fertig. Luftblasen quellen aus meinem Mund.

Entspann dich. Ich schließe die Augen. Meine Lungen stechen.

Ich lasse die Hände nach oben treiben. Das Wasser schlingt seine seidigen Arme um mich.

Als ich jung war, hielt mich mein Vater über seinen Kopf und rannte mit mir, bis ich das Gefühl hatte, als würde ich fliegen. Ich denke daran, wie der Windhauch sich anfühlte, und fürchte mich nicht mehr.

Ich öffne die Augen.

Vor mir steht eine dunkle Gestalt. Wahrscheinlich bin ich dem Tod schon sehr nah, wenn ich anfangs, Trugbilder zu sehen. Meine Lungen tun weh. Es ist qualvoll, langsam zu ersticken. Eine Handfläche legt sich von außen gegen die Glasscheibe vor meinem Gesicht, und einen Augenblick lang meine ich, durch das Wasser hindurch das Gesicht meiner Mutter zu erkennen.

Dann höre ich einen dumpfen Knall und das Splittern von Glas. Durch ein Loch oben am Tank schießt das Wasser hinaus und die Scheibe zerspringt. Ich drehe mich weg, als das Glas zersplittert. Die Wucht des Wassers drückt mich zu Boden. Ich schnappe nach Luft, schlucke Wasser, fange keuchend an zu husten. Hände fassen mich am Arm und ich höre ihre Stimme.

»Beatrice«, sagt sie, »Beatrice, wir müssen fliehen.«

Sie legt meinen Arm um ihre Schulter und stellt mich auf die Füße. Sie ist gekleidet wie meine Mutter und sie sieht aus wie meine Mutter, aber sie hat eine Maschinenpistole in der Hand, und ihr entschlossener Blick ist mir völlig fremd. Ich stolpere neben ihr her über Glasscherben, durch Wasserpfützen, durch eine offene Tür. Neben der Tür liegen tote Wachen.

Ich schlittere und rutsche auf den Fliesen aus, als wir den Gang so schnell entlanggehen, wie ich es auf meinen wackligen Beinen kann. Sobald wir um die Ecke biegen, schießt meine Mutter auf zwei Soldaten, die am Ende des Korridors eine Tür bewachen. Die Kugeln treffen sie in den Kopf und sie sacken auf dem Fußboden zusammen. Meine Mutter drückt mich gegen die Wand und zieht ihre graue Jacke aus. Darunter trägt sie ein ärmelloses Oberteil. Unter ihrer

Achsel sehe ich die Konturen eines Tattoos. Kein Wunder, dass sie sich nie in meiner Gegenwart umgezogen hat.

»Mom«, stoße ich hervor. »Du warst eine Ferox.«

»Ja«, erwidert sie lächelnd. Aus ihrer Jacke macht sie eine Schlinge und legt sie mir um den Hals, damit ich meinen Arm hineinstecken kann. »Und heute ist mir das zustattengekommen. Dein Vater, Caleb und ein paar andere verstecken sich in einem Keller, da, wo die Nordstadt an Fairfield grenzt. Wir müssen zu ihnen.«

Es ist also wahr. Fassungslos starre ich sie an. Zweimal am Tag habe ich neben ihr am Küchentisch gegessen, sechzehn Jahre lang, und bis zum Besuchstag hätte ich es nie für möglich gehalten, dass sie nicht schon immer zu den Altruan gehörte. Wie gut habe ich meine Mutter eigentlich gekannt?

»Jetzt ist keine Zeit für Fragen, das hat später Zeit«, sagt sie. Sie hebt ihr Oberteil an, holt eine Waffe unter ihrem Hosenbund hervor und gibt sie mir. Dann streichelt sie mir über die Wange. »Wir müssen los.«

Sie rennt zum Ende des Gangs und ich laufe hinterher.

Wir befinden uns im Keller des Hauptquartiers der Altruan. Seit ich mich erinnern kann, hat meine Mutter hier gearbeitet, deshalb überrascht es mich nicht, dass sie mich durch dunkle Gänge führt, eine feuchtkalte Treppe hinauf und dann ohne jeden Umweg ans Tageslicht. Wie viele Wachen hat sie wohl erschossen, ehe sie mich aufgespürt hat?

»Woher wusstest du, wo du mich findest?«, frage ich sie.

»Ich habe die Züge beobachtet, seitdem die Angriffe begonnen haben«, sagt sie und blickt mich über die Schulter hinweg an. »Ich wusste selbst nicht, was ich tun würde, wenn ich dich gefunden habe. Es ging mir nur darum, dich zu retten.«

Meine Kehle ist wie zugeschnürt. »Aber ich habe dich doch verraten. Ich habe dich verlassen.«

»Du bist meine Tochter. Die Fraktionen sind mir egal.« Sie schüttelt den Kopf.

»Schau, wohin sie uns geführt haben. Die Menschen können nicht auf Dauer gut sein, über kurz oder lang befällt uns wieder das Böse und vergiftet unsere Herzen.«

Dort, wo der schmale Weg auf die Straße trifft, bleibt sie stehen.

Ich weiß, es ist jetzt nicht die Zeit für eine Unterhaltung. Aber etwas muss ich wissen.

»Mom, woher weißt du, was Unbestimmte sind?«, frage ich. »Was ist bei ihnen anders? Warum ...«

Sie öffnet die Patronenkammer und überprüft, wie viele Kugeln sie noch hat. Dann holt sie mehrere Patronen aus ihrer Tasche und lädt nach. Sie hat den gleichen konzentrierten Gesichtsausdruck, wie wenn sie einen Faden in die Nadel fädelt.

»Ich weiß es, weil ich selbst eine bin«, sagt sie und schiebt eine Patrone in die Kammer. »Mir ist nur deshalb nichts zugestoßen, weil meine Mutter eine der Anführer der Ferox war. Am Tag der Bestimmung riet sie mir, die Fraktion zu verlassen und mir eine zu suchen, bei der ich sicher wäre. Ich entschied mich für die Altruan.« Sie steckt eine Reservepatrone in die Tasche und richtet sich auf. »Aber ich wollte, dass du deine Wahl aus freien Stücken triffst.«

»Ich verstehe nicht, weshalb wir für die Anführer so gefährlich sind.«

»Jede Fraktion will, dass ihre Mitglieder in einer ganz bestimmten Art und Weise denken und handeln. Und die meisten tun das auch. Den meisten Menschen fällt es nicht schwer, ein bestimmtes Denkmuster anzunehmen und immer danach zu handeln.« Sie berührt mich an meiner gesunden Schulter und lächelt. »Aber unsere Gedanken schweifen in viele verschiedene Richtungen. Man kann uns nicht zwingen, nur in eine Richtung zu denken, und das ängstigt unsere Anführer. Das heißt nämlich, dass man uns nicht kontrollieren kann. Und das heißt, egal was sie tun, wir werden ihnen immer Schwierigkeiten bereiten.«

Ich fühle mich, als hätte man mir neue Luft in die Lungen geblasen. Ich bin

keine Altruist und keine Ferox.

Ich bin unbestimmt.

Und niemand kann mich steuern.

»Da kommen sie«, murmelt meine Mutter und späht um die Ecke. Ich blicke ihr über die Schulter und sehe mehrere Ferox mit Maschinenpistolen, die sich im gleichen Takt bewegen. Sie kommen auf uns zu. Meine Mutter dreht sich um. Auch hinter uns marschieren Ferox im Gleichschritt in unsere Richtung.

Sie nimmt mich an der Hand und schaut mir in die Augen. Wenn sie blinzelt, sieht man ihre langen Wimpern. Ich wünsche, ich hätte etwas von ihr in meinem schmalen, unscheinbaren Gesicht. Aber wenigstens habe ich etwas von ihr in meinem Geist.

»Geh zu deinem Vater und deinem Bruder. Die rechte Abzweigung, dann nach unten in den Keller. Klopfe erst zweimal, dann dreimal, dann sechsmal.« Sie nimmt mein Gesicht in die Hände. Ihre Finger sind kalt, ihre Handflächen rau. »Ich werde sie ablenken. Lauf, so schnell du kannst.«

»Nein.« Ich schüttele den Kopf. »Ohne dich gehe ich nirgendwohin.«

Sie lächelt. »Sei tapfer, Beatrice. Ich liebe dich.«

Ich fühle ihre Lippen auf meiner Stirn, dann läuft sie schon mitten auf die Straße. Sie hält ihre Waffe hoch und gibt drei Schüsse in die Luft ab. Die Ferox fangen an zu rennen.

Ich husche über die Straße in eine schmale Gasse hinein. Ein Blick über die Schulter zeigt mir, dass niemand mir folgt. Meine Mutter feuert weiter, die Wachen sind so sehr mit ihr beschäftigt, dass sie mich gar nicht bemerken.

Dann höre ich eine Salve und drehe mich abrupt um. Meine Beine geben nach und ich bleibe stehen.

Meine Mutter bäumt sich auf. Blut spritzt aus einer Schusswunde im Bauch und färbt den Stoff rot. Auch an der Schulter breitet sich ein großer Blutfleck aus. Ich kneife die Augen zu, aber das grausame Rot leuchtet auch hinter meinen Augenlidern. Ich blinzele und ich sehe ihr Lächeln, während sie meine

abgeschnittenen Haare zusammenkehrt.

Sie stürzt auf die Knie, mit schlaffen Armen, dann fällt sie auf den Gehweg und bleibt zusammengekrümmt auf der Seite liegen wie eine Flickenpuppe. Sie bewegt sich nicht, sie atmet nicht.

Ich presse die Hände vor den Mund und unterdrücke den Aufschrei. Meine Wangen brennen und sind nass, ich habe gar nicht bemerkt, dass ich weine. Alles in mir schreit, dass ich zu ihr gehöre und zu ihr zurückmuss, aber dann höre ich ihre Worte, die mir sagen, ich soll tapfer sein.

Der Schmerz überwältigt mich. In mir bricht alles zusammen, meine ganze Welt löst sich in einem einzigen Augenblick auf. Wenn ich hier liegen bleibe, dann ist vielleicht alles vorbei. Vielleicht hat Eric recht, und den Tod zu wählen ist so, als erkunde man ein unbekanntes Terrain.

Ich fühle, wie Tobias mir vor der ersten Simulation das Haar aus dem Gesicht streicht. Ich höre, wie er sagt, ich solle tapfer sein. Ich höre, wie meine Mutter sagt, ich solle tapfer sein.

Die Ferox drehen sich um wie Marionetten. Irgendwie komme ich wieder auf die Beine und fange an zu laufen.

Ich bin tapfer.

36. Kapitel

Drei der Soldaten verfolgen mich. Sie laufen im Gleichschritt, ihr Tritt hallt in der schmalen Gasse wider. Einer von ihnen schießt. Ich ducke mich, schürfe mir dabei die Hände auf. Die Kugel trifft die Ziegelsteinmauer rechts von mir, Steinsplitter werden in alle Richtungen gesprengt. Ich hechte um die Ecke und stecke eine Kugel in den Lauf meiner Waffe.

Sie haben meine Mutter getötet. Ich richte den Lauf auf die Straße und feuere blindlings. Es waren nicht diese Soldaten, aber es ist egal – es muss mir jetzt egal sein, der Tod trifft nicht immer die richtige Wahl.

Jetzt höre ich nur noch die Schritte eines einzigen. Ich halte die Waffe mit beiden Händen, bleibe am Ende der Straße stehen und ziele. Ich lege den Finger an den Abzug, aber ich drücke nicht ab. Der Soldat, der auf mich zuläuft, ist noch ein Junge. Ein verstrubbelter Junge mit einer Falte zwischen den Augenbrauen.

Will. Selbst mit stierem Blick und völlig willenlos ist er immer noch Will. Er sieht mich an, stellt sich breitbeinig hin und zielt. In dem Moment, in dem sein Finger sich am Auslöser krümmt und die Patrone in die Trommel gleitet, schieße ich. Ich drücke die Augen zu und vergesse Luft zu holen.

Die Kugel muss ihn in den Kopf getroffen haben, denn dorthin habe ich gezielt.

Ohne die Augen zu öffnen, drehe ich mich um und torkele die Straße entlang. Kreuzung Nordstadt/Fairfield. Ich muss auf die Straßenschilder schauen, um mich zu orientieren, aber ich kann sie nicht lesen, alles verschwimmt mir vor den Augen. Ich muss ein paarmal blinzeln. Ich bin nur einen Schritt von dem Gebäude entfernt, in dem sich alle befinden, die von meiner Familie noch übrig sind.

An der Tür sinke ich auf die Knie. Tobias würde es töricht nennen, in dieser

Situation Lärm zu machen. Lärm könnte die Ferox auf meine Fährte locken. Aber ich kann nicht anders.

Ich presse die Stirn gegen die Wand und schreie. Nach ein paar Sekunden lege ich die Hand über den Mund und meine Schreie verebben zu einem dumpfen Schluchzen. Meine Waffe fällt polternd auf den Boden. Ich sehe immer noch Will vor mir.

In meiner Erinnerung lächelt er. Geschürzte Lippen, gerade Zähne. Ein Leuchten in den Augen. Er lacht und scherzt, er ist in meiner Erinnerung lebendiger, als ich es jetzt bin. Er oder ich. Ich habe mich für mich entschieden. Aber ich fühle mich so tot wie er.

Ich klopfe an die Tür – zweimal, dann dreimal, dann sechsmal, so wie meine Mutter es gesagt hat.

Ich wische mir die Tränen aus dem Gesicht. Seit meinem Weggang werde ich meinen Vater zum ersten Mal wiedersehen; ich will nicht, dass er mich schluchzend vorfindet.

Die Tür geht auf und Caleb steht vor mir. Sein Anblick verblüfft mich. Auch er starrt mich ein paar Sekunden lang an, dann umarmt er mich. Er drückt mit der Hand auf die Wunde an meiner Schulter. Ich beiße mir auf die Lippe, um nicht wieder zu weinen, aber ein Stöhnen kann ich nicht unterdrücken. Caleb erschrickt.

»Beatrice. Oh Gott, bist du angeschossen?«

»Lass uns reingehen«, sage ich matt.

Er wischt sich mit dem Daumen die Tränen unter den Augen weg und dann fällt die Tür hinter uns ins Schloss.

Der Raum ist schwach erleuchtet, aber ich sehe bekannte Gesichter. Nachbarn, Mitschüler von früher, Mitarbeiter meines Vaters. Meinen Vater, der mich anschaut, als wäre ich ein Kalb mit zwei Köpfen. Und Marcus. Bei seinem Anblick muss ich an Tobias denken. Tobias ...

Nein, ich tue es nicht, ich werde nicht an ihn denken.

»Woher wusstest du, dass wir hier sind?«, fragt Caleb. »Hat Mom dich gefunden?«

Ich nicke. Ich möchte auch nicht an Mom denken.

»Meine Schulter«, sage ich.

Jetzt, wo ich in Sicherheit bin, schwindet das Adrenalin, das mich bisher angetrieben hat, aus meinen Adern und der Schmerz trifft mich mit voller Wucht. Ich falle auf die Knie. Das Wasser tropft von meinen Kleidern auf den Zementboden. Ein Schluchzen steigt in mir auf, das sich Luft machen will, aber ich unterdrücke es.

Eine Frau, Tessa, die in der gleichen Straße wie wir wohnte, rollt eine Matte aus. Sie war mit einem Ratsmitglied verheiratet, aber ihr Mann ist nirgendwo zu sehen. Wahrscheinlich ist er tot.

Jemand holt eine Lampe aus einer Ecke, damit wir etwas Licht haben. Caleb kramt einen Verbandskasten hervor und Susan bringt mir eine Flasche Wasser. Wenn man Hilfe braucht, findet man sie am ehesten in einem Zimmer voller Altruisten. Ich mustere Caleb. Er trägt wieder seine graue Kleidung. Mir erscheint es wie ein Traum, dass ich ihn erst vor Kurzem bei den Ken gesehen habe.

Mein Vater kommt auf mich zu, er legt meinen Arm um seine Schulter und führt mich zu der Matte.

»Warum bist du so nass?«, fragt mich Caleb.

»Sie wollten mich ertränken«, antworte ich. »Wieso bist du hier?«

»Ich habe getan, was du mir gesagt hast – was Mom gesagt hat. Ich habe das Simulationsserum untersucht und herausgefunden, dass Jeanine an Langzeit-Transmittern für das Serum arbeitet, damit das Signal weiter reicht als bisher. Dabei stieß ich auf Informationen über die Verbindungen zwischen den Ken und den Ferox ... Egal, ich habe meine Ausbildung abgebrochen, als ich herausfand, was vor sich ging. Ich hätte dich gewarnt, aber es war schon zu spät«, sagt er. »Jetzt bin ich ein Fraktionsloser.«

»Nein, das bist du nicht«, antwortet mein Vater ernst. »Du bist bei uns.«

Ich knie mich auf die Matte und Caleb schneidet mir an der Schulter mit einer Schere ein Loch in das T-Shirt. Er zieht den Stoffstreifen beiseite und sieht als Erstes das Tattoo mit dem Zeichen der Altruon und danach die drei Vögel auf meinem Schlüsselbein. Caleb und mein Vater starren mit der gleichen Mischung aus Bewunderung und Entsetzen auf die beiden Tattoos, sagen jedoch kein Wort.

Ich lege mich auf den Bauch. Caleb hält meine Hand, als mein Vater das Desinfektionsmittel aus dem Verbandskasten holt.

»Hast du schon jemals eine Kugel entfernt?«, frage ich ihn zittrig.

»Du würdest dich wundern, was ich alles kann«, gibt er mir zur Antwort.

Vieles, was meine Eltern können, würde mich wundern. Ich denke an Moms Tattoo und beiße mir auf die Lippe.

»Das wird jetzt wehtun«, sagt er.

Ich sehe nicht, wie er mich mit dem Messer schneidet, aber ich spüre es. Der Schmerz ist so wild, dass ich schreie, obwohl ich die Zähne zusammengebissen habe. Ich quetsche Calebs Hand. Nur undeutlich höre ich Vater sagen, ich solle den Rücken locker lassen. Tränen quellen aus meinen Augenwinkeln, aber ich tue, was er sagt. Dann beginnt der Schmerz von Neuem. Ich spüre, wie er mir mit dem Messer unter die Haut fährt, und ich kann nicht aufhören zu schreien.

»Ich hab sie«, sagt er. Mit einem Pling lässt er etwas auf den Boden fallen.

Caleb blickt meinen Vater, dann mich an, dann lacht er. Ich habe ihn schon so lange nicht mehr lachen hören, dass ich weinen muss.

»Was ist daran so lustig?«, frage ich schniefend.

»Ich hätte nie gedacht, dass wir jemals wieder zusammenkommen«, sagt er.

Mein Vater säubert mit etwas Kaltem die Haut um meine Wunde. »Jetzt wird genäht«, kündigt er an.

Ich nicke. Er fädelt die Nadel ein, als hätte er es schon tausendmal gemacht.

»Eins«, sagt er, »zwei ... drei.«

Ich beiße die Zähne aufeinander, aber diesmal schreie ich nicht. Von allen

Schmerzen, die ich heute erleiden musste – als ich angeschossen wurde, als ich fast ertrunken wäre, als die Kugel entfernt wurde, der Schmerz, meine Mutter gefunden und wieder verloren zu haben, der Schmerz um Tobias –, ist dieser am leichtesten zu ertragen.

Als mein Vater mit dem Nähen der Wunde fertig ist, schneidet er den Faden ab und legt einen Verband an. Caleb hilft mir aufzusitzen. Er zieht sich sein langärmeliges Hemd über den Kopf und reicht es mir. Darunter trägt er ein T-Shirt. Mein Vater hilft mir dabei, den bandagierten Arm durch den Ärmel zu bugsieren, den Rest schaffe ich allein. Das Hemd ist weit und weich und es riecht frisch, ganz so wie Caleb.

»So«, sagt mein Vater leise. »Wo ist deine Mutter?«

Ich schlage die Augen nieder. Ich möchte diese Nachricht nicht überbringen. Ich wünschte, ich wüsste nichts davon.

»Sie ist tot«, antworte ich. »Sie hat mir das Leben gerettet.«

Caleb schließt die Augen und holt tief Luft.

Einen Moment lang ringt mein Vater um Fassung, dann wendet er sich ab und nickt. Seine Augen sind feucht.

»Das ist gut«, stößt er hervor. »Ein guter Tod.«

Wenn ich jetzt auch nur ein einziges Wort sage, breche ich zusammen, und das kann ich mir nicht erlauben. Deshalb nicke ich einfach.

Eric hat Als Selbstmord mutig genannt, aber da irrt er sich. Der Tod meiner Mutter war mutig. Ich muss daran denken, wie ruhig und entschlossen sie war. Nicht nur, dass sie für mich gestorben ist, war mutig. Mutig war, dass sie es wie selbstverständlich und ohne zu zögern tat, als käme nichts anderes für sie infrage.

Vater hilft mir aufzustehen. Es ist Zeit, es auch den anderen zu sagen. Meine Mutter hat mir aufgetragen, sie zu retten. Deshalb und weil ich eine Ferox bin, ist es meine Pflicht, die Initiative zu ergreifen. Aber ich weiß nicht, wie ich diese Verantwortung tragen soll.

Marcus steht auf. Bei der Erinnerung, wie er mir in der Simulation mit dem

Gürtel auf den Arm geschlagen hat, krampft sich mein Magen zusammen.

»Auf Dauer sind wir hier nicht sicher«, sagt er. »Wir müssen die Stadt verlassen. Es wird das Beste sein, wenn wir zu den Amite gehen, in der Hoffnung, dass sie uns Unterschlupf gewähren. Weißt du etwas von der Strategie der Ferox, Beatrice? Werden sie die ganze Nacht hindurch kämpfen?«

»Es ist nicht die Strategie der Ferox«, antworte ich. »Es ist die der Ken. Die Ferox sind nur Befehlsempfänger.«

»Befehlsempfänger?«, wiederholt mein Vater. »Was willst du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, dass neunzig Prozent der Ferox im Moment wie Schlafwandler sind. Sie befinden sich in der Scheinwelt einer Simulation und wissen nicht, was sie tun. Ich bin nur deshalb diesem Schicksal entronnen, weil ich ...« Ich zögere, das Wort auszusprechen. »Weil die Gehirnwäsche bei mir nicht wirkt.«

»Gehirnwäsche? Sie wissen also gar nicht, dass sie im Begriff sind, Menschen zu töten?«, fragt mich mein Vater fassungslos.

»Nein.«

»Das ist ... entsetzlich.« Marcus schüttelt den Kopf. Sein mitfühlender Ton klingt in meinen Ohren gekünstelt. »Wenn sie dann aufwachen und begreifen, was sie angerichtet haben ...«

Im Raum wird es still, wahrscheinlich stellen sich alle vor, wie es wäre, ein Ferox zu sein. Plötzlich habe ich eine Idee.

»Wir müssen sie aufwecken.«

»Was soll das heißen?«, fragt Marcus.

»Wenn es uns gelingt, die Ferox aus der Simulation zu holen, und sie herausfinden, was vor sich geht, werden sie höchstwahrscheinlich gegen die Ken rebellieren. Dann haben die Ken keine Armee mehr und die Altruan werden nicht länger sterben. Dann ist alles vorbei.«

»So einfach ist das nicht«, sagt mein Vater. »Wenn die Ferox den Ken die Unterstützung verweigern, werden die Ken andere Möglichkeiten finden, um

...«

»Und wie stellst du dir das vor?«, unterbricht ihn Marcus.

»Wir müssen an die Computer ran, die die Simulation lenken, und sie zerstören«, sage ich. »Programme, Daten, einfach alles.«

»Leichter gesagt als getan«, sagt Caleb. »Sie können wer weiß wo sein. Wir können ja wohl schlecht bei den Ken auftauchen und überall herumschnüffeln.«

»Sie sind ...« Ich zögere, denn mir ist etwas eingefallen. Jeanine. Jeanine hat am Telefon über etwas Wichtiges gesprochen, als Tobias und ich in ihr Büro gekommen sind. Es war so wichtig und so geheim, dass sie sofort das Gespräch unterbrochen hat. *Sie müssen rund um die Uhr bewacht werden.* Und dann, als sie Tobias wegbringen ließ, sagte sie: *Schickt ihn in den Kontrollraum.* Der Kontrollraum, in dem Tobias arbeitet. Dort, wo die Überwachungsbildschirme der Ferox stehen. Und ihre Computer.

»Natürlich ... sie sind im Hauptquartier der Ferox«, sage ich. »Dort werden alle Daten über die Ferox gesammelt, weshalb sollte man sie nicht auch von dort aus fernsteuern?«

Ganz nebenbei fällt mir auf, dass ich gesagt habe: »Sie«. Genau genommen bin ich seit gestern eine von ihnen, aber ich fühle mich nicht so. Zu den Altruan gehöre ich allerdings ebenso wenig.

Ich nehme an, ich bin, was ich immer war. Nicht Ferox, nicht Altruan, nicht fraktionslos, sondern eine Unbestimmte.

»Bist du sicher?«, fragt mein Vater.

»Es ist zumindest ein begründeter Verdacht«, sage ich. »Und die schlüssigste Theorie, die ich anbieten kann.«

»Dann müssen wir entscheiden, wer bei der Aktion mitmacht und wer die Amite aufsucht«, sagt er. »Welche Art von Hilfe brauchst du, Beatrice?«

Seine Frage verblüfft mich, genauso wie sein Gesichtsausdruck. Er sieht mich an, als wäre ich seinesgleichen. Er spricht mit mir, als wäre ich seinesgleichen. Entweder hat er sich damit abgefunden, dass ich erwachsen bin, oder er hat

akzeptiert, dass ich nicht mehr seine Tochter bin. Letzteres ist wahrscheinlicher – und schmerzlicher für mich.

»Ich brauche jemanden, der schießen kann und bereit ist, es zu tun – und der keine Höhenangst hat.«

37. Kapitel

Die Abordnungen der Ken und der Ferox sind hier im Viertel der Altruan zusammengezogen. Wenn wir uns also von diesem Viertel wegbewegen, steigen unsere Chancen, nicht mit ihnen zusammenzutreffen.

Ich bin gar nicht erst dazu gekommen, meine Mitstreiter auszuwählen. Dass Caleb mich begleiten würde, lag auf der Hand, denn er weiß am besten über die Pläne der Ken Bescheid. Trotz meiner Proteste bestand Marcus darauf mitzukommen, weil er sich gut mit Computern auskennt. Und mein Vater tat so, als wäre es von Anfang an klar gewesen, dass er mitkomme.

Ich schaue den anderen hinterher, wie sie in die entgegengesetzte Richtung aufbrechen – dorthin, wo es sicher ist, zu den Amite. Dann drehe ich mich um, Richtung Stadt, Richtung Krieg. Wir stehen neben den Eisenbahngleisen, die uns dorthin bringen werden, wo die Gefahr lauert.

»Wie spät ist es?«, frage ich Caleb.

Er schaut auf seine Uhr. »Drei Uhr zwölf«, sagt er knapp.

»Er müsste jeden Moment kommen«, sage ich.

»Hält er an?«, fragt er.

Ich schüttele den Kopf. »Er wird nur langsamer. Wir laufen ein paar Schritte neben dem Wagen her, dann springen wir auf.«

Auf fahrende Züge aufzuspringen, kommt mir inzwischen ganz leicht und selbstverständlich vor. Für die anderen wird es schwieriger werden, aber wir dürfen jetzt nicht aufgeben. Links von uns tauchen Scheinwerfer die grauen Straßen und Häuser in ein goldenes Licht. Ich wippe auf den Fersen und schaue zu, wie die Lichter größer und größer werden, und als der erste Wagen an mir vorbeigefahren ist, fange ich an zu laufen. Auf der Höhe einer offenen Waggontür beschleunige ich das Tempo, um Schritt zu halten, umklammere den Griff und ziehe mich hinein.

Auch Caleb springt auf, er landet unsanft und rollt zur Seite. Dann hilft er Marcus beim Einsteigen. Mein Vater landet ungeschickt auf dem Bauch und zieht die Beine nach. Sie ziehen sich ins Wageninnere zurück, aber ich bleibe an der Kante stehen, halte mich mit einer Hand fest und sehe zu, wie die Stadt an uns vorbeizieht.

Wenn ich Jeanine wäre, würde ich meine Soldaten zum Eingang über der Grube schicken und vor dem Glasturm postieren. Also ist es klüger, den Hintereingang zu benutzen. Und der ist dort, wo man vom Dach springen muss.

»Ich vermute, du bedauerst es jetzt, dass du zu den Ferox gegangen bist«, sagt Marcus.

Ich bin überrascht, dass er und nicht mein Vater diese Frage stellt, aber Vater ist still und beobachtet wie ich die Stadt. Der Zug fährt am Hauptquartier der Ken vorbei, das nun im Dunkeln liegt. Aus der Ferne sieht es friedlich aus und in seinen Mauern geht es wahrscheinlich auch friedlich zu. Es ist weit weg von den Kämpfen und allem, was die Ken angerichtet haben.

Ich schüttle den Kopf.

»Nicht einmal jetzt, wo die Anführer deiner Fraktion bei einem Anschlag mitmachen, um die Regierung zu stürzen?«, fragt Marcus giftig.

»Es gab ein paar Dinge, die ich dort lernen musste.«

»Mutig zu sein?«, fragt mein Vater leise.

»Selbstlos zu sein«, antworte ich. »Manchmal ist es das Gleiche.«

»Hast du dir deshalb das Zeichen der Altruan auf die Schulter tätowieren lassen?«, fragt Caleb. Wenn ich mich nicht täusche, lächelt mein Vater bei diesen Worten.

Ich lächle zurück, nicke und sage freundlich: »Und das Zeichen der Ferox auf die andere Schulter.«

Die aufgehende Sonne spiegelt sich in den hohen Glaswänden über der Grube und blendet mich. Ich halte mich am Türgriff fest. Gleich sind wir da.

»Wenn ich euch sage: springt, dann springt ihr, so weit ihr könnt«, sage ich.

»Springen?«, fragt Caleb. »Wir sind sieben Stockwerke hoch, Beatrice.«

»Nicht nach unten, sondern auf ein Dach.« Als ich seinen verdutzten Blick sehe, füge ich hinzu: »So etwas nennen sie Mutprobe.«

Mut ist eine Sache der Gewöhnung. Als ich zum ersten Mal aus dem fahrenden Zug gesprungen bin, war es für mich das Schwerste, was ich je getan hatte. Jetzt macht es mir überhaupt nichts mehr aus, denn in den vergangenen Wochen habe ich schwierigere Dinge getan als manche Menschen in ihrem ganzen Leben. Aber das ist alles nichts im Vergleich zu dem, was ich jetzt vorhabe. Und falls ich es überlebe, werden mir weitere schwere Prüfungen bevorstehen, zum Beispiel ohne Fraktion zu leben, etwas, was ich mir niemals hatte vorstellen können.

»Dad, gleich ist es so weit«, sage ich und trete beiseite, damit er sich an die Kante stellen kann. Wenn er und Marcus als Erste springen, kann ich es so einrichten, dass sie den kürzesten Weg haben. Caleb und ich sind jünger und können hoffentlich etwas weiter springen. Ich muss es jedenfalls riskieren.

Die Gleise machen eine Biegung, und als wir gleichauf mit dem Hausdach sind, rufe ich: »Spring!«

Mein Vater federt in den Knien und stößt sich ab. Ich warte nicht erst, ob er es geschafft hat. Ich gebe Marcus einen Stoß und rufe: »Spring!«

Mein Vater landet auf dem Dach, aber so dicht am Rand, dass mir vor Schreck die Luft wegbleibt. Er setzt sich mitten auf den Kies. Ich schiebe Caleb vor mich. Er stellt sich an die Tür und springt, ohne dass ich es ihm sagen muss. Ich hole kurz Anlauf und springe aus dem Wagen, gerade als der Zug das Ende des Dachs erreicht. Für einen Sekundenbruchteil schwebe ich im Nichts, dann lande ich hart mit den Füßen auf dem Zementboden und taumle nach vorn, weg von der Dachkante. Meine Knie brennen und vom Aufprall tut mir alles weh, auch meine Schulter schmerzt wieder. Ich setze mich hin, hole tief Luft und schaue mich nach den anderen um.

Caleb und mein Vater stehen an der Dachkante und halten Marcus am Arm fest. Er hat es nicht aufs Dach geschafft, aber noch ist er nicht abgestürzt.

Meine innere Stimme ruft hämisch: *Fall doch, fall doch, fall doch!*

Aber er fällt nicht. Vater und Caleb ziehen ihn aufs Dach. Ich stehe auf und klopfe mir den Sand von den Kleidern. In Gedanken bin ich bereits bei dem, was als Nächstes kommt. Jemanden dazu zu bewegen, aus einem Zug zu springen, ist das eine, aber von einem Dach zu springen?

»Was jetzt kommt, ist der Grund, wieso ich nach der Höhenangst gefragt habe.« Ich gehe zur Dachkante, hinter mir höre ich die schweren Schritte der anderen, als sie mir folgen. Der Wind pfeift über das Gebäude und bläst mein Hemd auf. Ich schaue in das dunkle Loch, sieben Stockwerke unter uns, dann schließe ich die Augen und lasse mir den Wind ins Gesicht blasen.

»Am Boden ist ein Netz«, sage ich über die Schulter hinweg. Sie sind völlig verwirrt. Sie haben noch nicht verstanden, was sie tun sollen.

»Denkt nicht darüber nach«, sage ich. »Springt einfach.«

Ich drehe mich um, und in der Drehung lasse ich mich fallen. Mit geschlossenen Augen stürze ich wie ein Stein in die Tiefe, nur einen Arm ausgestreckt, um den Luftzug zu spüren. Ich lockere mich, so gut ich kann, ehe ich in das Netz falle. Meine Schulter fühlt sich an, als würde ich auf einen Betonklotz knallen. Mit zusammengebißenen Zähnen rolle ich auf die Seite, halte mich an der Stange fest, an der das Netz aufgehängt ist, und schwinge meine Beine über die Kante. Ich lande auf den Knien und blinzele die Tränen weg.

Caleb schreit auf, als das Netz ihn umfängt und sich dann wieder strafft.

Mühsam stehe ich auf. »Caleb!«, zische ich. »Hierher!«

Schwer atmend kriecht Caleb über den Netzrand und rutscht hinunter. Er kommt unsanft auf. Stöhnend stellt er sich auf die Füße und starrt mich aus weit aufgerissenen Augen an.

»Wie oft ... hast du das schon gemacht?«, fragt er zwischen zwei Atemzügen.

»Jetzt zweimal«, sage ich.

Er schüttelt den Kopf.

Dann fällt mein Vater ins Netz und Caleb hilft ihm heraus. Als er wieder festen Boden unter den Füßen hat, beugt er sich über die Plattform und übergibt sich. Ich gehe die Treppen hinunter, und als ich unten bin, höre ich, wie Marcus mit einem lauten Stöhnen ins Netz klatscht.

Die Höhle ist leer und die Gänge verlieren sich im Dunkeln.

Jeanine klang so, als wäre außer den Soldaten, die sie zurückgeschickt hat, um die Computer zu bewachen, niemand mehr auf dem Gelände. Wenn wir diese Soldaten gefunden haben, dann haben wir auch die Computer gefunden.

Ich drehe mich um. Marcus steht auf dem Boden, leichenblass, aber unverletzt.

»Das also ist das Hauptquartier der Ferox«, sagt er.

»Ja«, antworte ich. »Und?«

»Ich dachte, ich würde es nie zu Gesicht bekommen«, antwortet er und streicht mit einer Hand über die Wand. »Kein Grund, so gereizt zu sein.«

Mir ist nie zuvor aufgefallen, wie kalt seine Augen sind.

»Hast du einen Plan, Beatrice?«, fragt mich mein Vater.

»Ja.« Es stimmt. Ich habe einen Plan, obwohl ich es bis zu diesem Moment nicht ahnte.

Ich weiß nicht, ob er funktionieren wird, aber ich kann zumindest von drei Dingen ausgehen: Erstens, auf dem Gelände befinden sich nicht viele Ferox, zweitens, die Ferox sind nicht gerade für ihren Scharfsinn bekannt, und drittens, ich bin wild entschlossen, ihnen das Handwerk zu legen.

Wir gehen durch den Gang, der zur Grube führt; alle paar Schritte brennt ein Licht. Als wir in den ersten Lichtkegel treten, höre ich einen Schuss und lasse mich zu Boden fallen. Jemand muss uns gesehen haben. Ich krieche zur nächsten dunklen Stelle. Der Schuss blitzte direkt an der Tür auf, die in die Grube führt.

»Alle in Ordnung?«, frage ich leise.

»Ja«, antwortet mein Vater.

»Dann bleibt, wo ihr seid.«

Ich laufe an die Seite der Grube. Direkt unter den Lampen ist ein schmaler dunkler Schattenstreifen. Wenn ich dicht an der Wand entlanggehe, kann ich mich unbeobachtet zu der Stelle schleichen, von der aus auf uns geschossen wurde, und den Angreifer überrumpeln, ehe er mir eine Kugel in den Kopf schießt. Hoffe ich jedenfalls.

Ich bin jetzt auf alles gefasst und deshalb habe ich auch keine Angst mehr. Zumindest das verdanke ich den Ferox.

»Wer auch immer da ist«, ruft jemand, »werft die Waffen weg und hebt die Hände hoch!«

Den Rücken an die Wand gepresst, laufe ich seitwärts, einen Fuß über den anderen setzend, und versuche, im Halbdunkel etwas zu erkennen. Wieder zerreißt ein Schuss die Stille. Ich bin an der letzten Lampe angekommen und bleibe einen Moment stehen, damit sich meine Augen an das Licht gewöhnen.

Einen direkten Kampf kann ich wohl kaum gewinnen, aber wenn ich schnell genug laufe, werde ich nicht kämpfen müssen. Leise nähere ich mich der Wache vor der Tür. Als ich nur noch ein paar Schritte entfernt bin, wird mir klar, dass ich das dunkle Haar, das immer glänzt, auch in tiefer Dunkelheit, kenne, genauso wie die lange, schmale Nase.

Es ist Peter.

Die Kälte kriecht von außen bis in mein Innerstes.

Seine Miene ist wach und angespannt – er ist also kein Schlafwandler. Er blickt sich um, aber er sieht mich nicht. Seiner Haltung nach zu urteilen, hat er nicht vor, mit uns zu verhandeln; er wird uns ohne viel Aufhebens abknallen.

Ich fahre mit der Zunge über meine Lippen und dann renne ich los. Meine ausgestreckte Handkante rammt seine Nase, er stößt einen Schrei aus und hält sich beide Hände vors Gesicht. Die Anspannung verleiht mir Kräfte, und als er blinzelt, trete ich ihm in die Rippen. Er fällt auf die Knie, seine Waffe rutscht

auf den Boden. Ich nehme sie und drücke ihm den Lauf an den Kopf.

»Wieso bist du wach?«, frage ich ihn.

Er hebt den Kopf. Ich lade die Waffe und blicke ihn mit hochgezogener Augenbraue an.

»Die Anführer der Ferox ... sie haben meine Aufzeichnungen ausgewertet und mich von den Simulationen ausgenommen«, sagt er.

»Weil sie herausgefunden haben, dass dir das Töten nichts ausmacht und du auch im wachen Zustand, ohne mit der Wimper zu zucken, ein paar Hundert Menschen töten würdest«, sage ich. »Das wundert mich nicht.«

»Ich bin kein ... Mörder!«

»Ich habe gar nicht gewusst, dass ein Candor so lügen kann.« Ich stoße ihm den Lauf an den Kopf. »Wo sind die Computer, die die Simulationen steuern, Peter?«

»Du wirst mich nicht erschießen.«

»Mein Charakter wird oft überschätzt«, sage ich leise. »Weil ich klein oder ein Mädchen oder eine Stiff bin wahrscheinlich; deshalb denken immer alle, ich könnte nicht grausam sein. Aber da täuschen sie sich.«

Ich ziele nach links und schieße ihm in den Arm.

Sein Schrei hallt durch die Gänge. Blut schießt aus der Wunde, er schreit weiter und presst die Stirn auf den Boden. Ich halte die Waffe wieder an seinen Kopf und ignoriere das Schuldgefühl, das sich in mir breitmacht.

»Jetzt, wo du deinen Fehler eingesehen hast, gebe ich dir noch eine Chance, mir zu sagen, was ich wissen muss, ehe ich woandershin schieße.«

Es gibt noch etwas, wovon ich ausgehen kann: Peter ist niemals selbstlos.

Er schaut mich aus seinen hellen Augen an. Er beißt sich auf die Lippe, sein Atem geht schwer.

»Sie hören uns«, stößt er hervor. »Wenn du mich nicht tötest, dann werden sie es tun. Ich sage dir nur, was du wissen willst, wenn du mich hier rausbringst.«

»Wie bitte?«

»Nimm mich ... ahh ... nimm mich mit«, stöhnt er.

»Ich soll dich mitnehmen?«, frage ich. »Dich, der mich umbringen wollte, dich soll ich mitnehmen?«

»Ja«, stöhnt er, »sonst erfährst du nicht, was du wissen willst.«

Es hört sich an, als hätte ich die Wahl, aber die habe ich nicht. Jede Minute, die ich hier mit Peter verplempere und während derer ich daran denke, wie er mich in meinen Albträumen verfolgt und was er mir angetan hat, sterben weitere Altruane von der Hand einer hirnbetäubten Ferox-Armee.

»Na gut«, sage ich schließlich und verschlucke mich beinahe daran. »Na gut.«

Hinter mir höre ich Schritte. Ich packe die Waffe fester und blicke über die Schulter. Mein Vater und die anderen kommen auf uns zu.

Mein Vater zieht sein langärmeliges Hemd aus. Darunter trägt er ein graues T-Shirt. Er bückt sich neben Peter, umwickelt den verletzten Arm und verknotet den Stoff. Während er den notdürftigen Verband auf die blutende Wunde drückt, blickt er auf und fragt mich: »War es wirklich nötig, auf ihn zu schießen?«

Ich erspare mir eine Antwort.

»Manchmal ist es zum Wohle des Ganzen, jemandem wehzutun«, sagt Marcus ruhig.

In Gedanken sehe ich ihn mit dem Gürtel in der Hand vor Tobias stehen, und ich höre, wie er sagt: *Das ist nur zu deinem Besten*. Glaubt er das wirklich? Was er sagt, klingt so, als käme es aus dem Mund eines Ferox.

»Gehen wir«, sage ich. »Steh auf, Peter.«

»Du willst, dass er *geht*?«, fragt Caleb. »Bist du noch bei Trost?«

»Habe ich ihm etwa ins Bein geschossen?«, frage ich zurück. »Nein. Er kann gehen. Wohin, Peter?«

Caleb hilft Peter aufzustehen.

»Zum Glashaus«, sagt er ächzend. »Siebter Stock.«

Er führt uns durch die Tür.

Ich laufe in Richtung Fluss, der unter uns donnert, hin zu dem blauen Licht in der Grube, die jetzt so leer daliegt, wie ich sie noch nie gesehen habe. Ich lasse den Blick schweifen, suche nach Anzeichen von Leben, aber ich sehe nichts, was sich bewegt, niemanden, der in der Dunkelheit steht. Ich behalte meine Waffe in der Hand und steige den Pfad hinauf, der zu der gläsernen Decke führt. Die Leere jagt mir einen Schauer durch den Körper. Sie erinnert mich an das endlose Feld in meinen Krähen-Albträumen.

»Was gibt dir das Recht, auf jemanden zu schießen?«, fragt mein Vater, als er hinter mir den Pfad hinaufsteigt. Wir kommen am Tattoo-Studio vorbei. Wo Tori wohl ist? Und Christina?

»Wir haben jetzt keine Zeit, um über moralische Grundsätze zu streiten«, wehre ich ab.

»Jetzt ist genau der richtige Zeitpunkt dafür«, erwidert er, »denn bald wirst du wieder auf jemanden schießen müssen, und wenn du nicht begreifst ...«

»Was soll ich begreifen?«, frage ich, ohne mich umzudrehen. »Dass in jeder Sekunde, die wir verschwenden, noch ein Altruist stirbt und noch ein Ferox zum Mörder wird? Das habe ich begriffen. Jetzt bist du an der Reihe.«

»Es gibt einen rechten Weg, den man nicht verlassen darf.«

»Und woher weißt du so sicher, dass du diesen rechten Weg kennst?«, frage ich zurück.

»Hört auf, euch zu streiten«, unterbricht uns Caleb vorwurfsvoll. »Wir haben jetzt Wichtigeres zu tun.«

Ich steige weiter nach oben. Meine Wangen glühen. Vor ein paar Monaten noch hätte ich es nie gewagt, in einem solchen Ton mit meinem Vater zu sprechen. Vielleicht sogar vor ein paar Stunden noch nicht. Aber als sie meine Mutter erschossen haben, hat sich etwas in mir verändert. Und als sie Tobias mitnahmen.

Ich höre über das Tosen des Wassers hinweg, wie mein Vater schnauft und keucht. Ich habe vergessen, dass er älter ist als ich, dass sein Gewicht ihm zu

schaffen macht.

Am Fuße der Metallleiter, die zur Glasdecke hinaufführt, halte ich inne und beobachte das Licht, das die Sonne auf die Wände wirft. Ich warte, bis ein Schatten über die Wand huscht, und zähle, bis der nächste Schatten erscheint. Die Wachen drehen alle eineinhalb Minuten ihre Runden, dann bleiben sie zwanzig Sekunden lang stehen, ehe sie weitergehen.

»Dort oben sind bewaffnete Männer. Wenn sie mich sehen, werden sie mich töten«, sage ich leise zu meinem Vater und blicke ihm fest in die Augen. »Soll ich sie gewähren lassen?«

Er starrt mich ein paar Sekunden lang an.

»Geh«, sagt er dann. »Und Gott sei mit dir.«

Ich steige vorsichtig die Leiter hoch und verharre geduckt auf der letzten Stufe. Ich beobachte, wie sich die Schatten bewegen, und als einer von ihnen stehen bleibt, strecke ich den Kopf heraus, ziele und schieße.

Doch ich treffe den Wachmann nicht. Die Kugel zerschmettert die Glasscheibe hinter ihm. Ich schieße wieder und gehe in Deckung, als die Geschosse um mich herum mit einem scharfen Pling einschlagen. Zum Glück ist die Glasscheibe kugelsicher, sonst würde sie brechen und mich in den Tod reißen.

Eine Wache ist bereits außer Gefecht. Ich atme tief durch, klammere mich mit der Hand an die Glasdecke und richte meine Aufmerksamkeit auf mein nächstes Ziel. Ich reiße die Waffe hoch und lege auf den Wachmann an, der angerannt kommt. Die Kugel trifft ihn in den Arm. Es ist der Arm, mit dem er die Waffe hält; er lässt sie fallen und sie schlittert über den Boden.

Ich zittere wie Espenlaub, als ich durch das Loch in der Decke steige und mir die Waffe schnappe, ehe der Mann sie wieder zu fassen kriegt. Eine Kugel zischt an meinem Kopf vorbei, so dicht, dass sich meine Haare bewegen. Ich ducke mich, reiße mit schmerzverzerrtem Gesicht den rechten Arm herum und feuere dreimal hinter mich. Wie durch ein Wunder trifft ein Schuss den Wachmann. Meine Augen tränen, weil die Schulter so höllisch wehtut. Jede Wette, dass ich

mir gerade die Nähte aufgerissen habe.

Vor mir taucht ein weiterer Wachmann auf. Ich ziele, die Arme auf den Boden gestützt, mit beiden Pistolen auf ihn.

Ich starre in die Mündung einer Maschinenpistole.

Dann geschieht etwas Überraschendes. Er macht mir mit dem Kopf ein Zeichen. Ich soll gehen.

Er ist ein Unbestimmter.

»Alles klar!«, sage ich knapp.

Er zieht sich in den Raum mit den Angstlandschaften zurück und ist verschwunden.

Den rechten Arm an die Brust gepresst, stehe ich auf. Ich habe eine Art Tunnelblick, ich mache weiter und weiter und weiter, ich werde nicht anhalten, werde an nichts anderes denken können, bis ich an meinem Ziel angekommen bin.

Ich drücke Caleb eine Waffe in die Hand und klemme mir die andere unter den Gürtel.

»Du und Marcus, ihr beide solltet hier bei ihm bleiben«, sage ich und deute mit dem Kopf auf Peter. »Er wird uns nur im Weg sein. Passt auf, dass uns niemand folgt.«

Ich hoffe, Caleb merkt nicht, was ich vorhabe. Ich will, dass er hier in Sicherheit bleibt, auch wenn er für unsere Sache sein Leben geben würde. Wenn ich nach oben ins siebte Stockwerk fahre, komme ich wahrscheinlich nicht mehr zurück. Wenn ich Glück habe, schaffe ich es, die Simulationscomputer zu zerstören, ehe jemand mich erschießt. Wann habe ich mich eigentlich zu einem derartigen Selbstmordkommando entschlossen? Und wieso ist mir der Entschluss so leichtgefallen?

»Ich kann nicht hierbleiben, während du dein Leben aufs Spiel setzt«, protestiert Caleb.

»Du musst«, sage ich.

Peter fällt auf die Knie. Sein Gesicht ist schweißnass. Einen Moment lang mache ich mir seinetwegen beinahe Vorwürfe, aber dann fällt mir wieder Edward ein und das raue Tuch, mit dem meine Angreifer mir die Augen verbunden haben, und mein Mitleid verkehrt sich in Hass.

Caleb sieht mich an und nickt wortlos.

Ich gehe zu einer der Wachen und nehme ihre Waffe an mich. Ich vermeide es, einen Blick auf die Schusswunde zu werfen. Mein Herz klopft. Ich habe nichts gegessen, ich habe nicht geschlafen, ich habe nicht geschluchzt, nicht geschrien, nicht einen Moment Pause gemacht. Mein Vater und ich schleppen uns nach rechts zu den Aufzügen. Siebter Stock.

Als sich die Fahrstuhltüren schließen, lehne ich den Kopf an die Glaswand und höre auf die Pieptöne.

»Danke, dass du Caleb beschützt hast«, fängt mein Vater an. »Beatrice, ich ...«

Der Aufzug hat den siebten Stock erreicht und die Türen gehen auf. Zwei Wachen erwarten uns, mit gezückten Waffen und ausdruckslosem Gesicht. Als die Schüsse krachen, lasse ich mich auf den Bauch fallen. Ich höre, wie die Geschosse auf Glas treffen. Beide Wachen sacken zu Boden. Mein Vater steht über ihnen, die Waffe weit von sich gestreckt.

Ich rapple mich auf. Aus dem linken Gang kommen Soldaten im Laufschrift. Die Einförmigkeit ihrer Schritte lässt darauf schließen, dass sie ferngesteuert sind. Ich könnte den Gang rechts nehmen, aber wenn die Wachen von links kommen, dann stehen sicherlich dort die Computer. Ich lasse mich wieder auf den Boden fallen, zwischen die beiden Wachen, die mein Vater soeben erschossen hat, und liege ganz still.

Plötzlich springt mein Vater aus dem Fahrstuhl und rennt nach rechts. Er will die Ferox von mir weglocken. Ich halte mir die Hand vor den Mund, um nicht laut zu schreien. Irgendwann hat der Gang ein Ende, was dann?

Ich vergrabe den Kopf in den Armen, damit ich es nicht mit anschauen muss, aber es hilft nichts. Über den Rücken des toten Wachmanns hinweg sehe ich,

wie mein Vater auf die Wachen feuert. Er ist zu langsam – einer von ihnen zielt schon auf seinen Magen und drückt ab.

Ich spüre sein gequältes Stöhnen fast körperlich. Er sackt gegen die Wand und schießt noch einmal. Und noch einmal. Die Wachen werden von der Simulation gelenkt, sie laufen weiter, auch wenn sie getroffen werden, sie laufen, bis ihr Herz stehen bleibt, aber sie kommen nicht bis zu meinem Vater. Noch ein Schuss, und auch der letzte Wachmann liegt am Boden.

»Dad ...« Es sollte ein Schrei werden, aber es ist nur ein Wimmern.

Er rutscht auf den Boden. Wir sehen uns an, sind uns so nahe, als gäbe es die Entfernung zwischen uns beiden nicht.

Er macht den Mund auf und will etwas sagen, doch dann sackt sein Kinn auf die Brust und die Spannung weicht aus seinem Körper.

Meine Augen brennen, ich bin zu schwach, um aufzustehen. Es riecht nach Schweiß und Tränen und mir wird schlecht. Ich möchte den Kopf auf den Boden legen, ich möchte, dass alles vorbei ist. Ich möchte einschlafen und nie mehr aufwachen.

Aber was ich meinem Vater gesagt habe, war richtig – in jeder Sekunde, die ich verschwende, stirbt ein Altruan. Es gibt nur eines, was ich jetzt noch tun kann: Ich muss die Simulation stoppen.

Ich zwingen mich aufzustehen, taumle den Gang entlang und biege dann nach rechts. Vor mir ist eine Tür. Ich stoße sie auf.

Über die gesamte Wand reihen sich Monitore, jeder einen Fuß hoch und einen Fuß breit. Es sind Dutzende, auf jedem ist ein anderer Teil der Stadt zu sehen. Der Zaun. Die Zentrale. Das Erdgeschoss des Gebäudes, in dem wir uns befinden, wo Caleb, Marcus und Peter auf mich warten. Die Straßen im Viertel der Altruan, wo es von Soldaten der Ferox nur so wimmelt. Auf der Wand ist alles zu sehen, was ich je gesehen, was ich je gekannt habe.

Auf einem der Bildschirme läuft ein Programmtext. Die Zeilen rasen schneller über den Bildschirm, als ich lesen kann. Es ist die Simulation, die Übertragung

des Programmcodes, eine komplizierte Liste von Befehlen, die auf tausend Eventualitäten reagieren und sie steuern.

Vor dem Bildschirm stehen ein Stuhl und ein Tisch. Und auf dem Stuhl sitzt ein Soldat der Ferox.

»Tobias«, sage ich.

38. Kapitel

Tobias dreht den Kopf und schaut mich aus seinen dunklen Augen an. Er runzelt verwundert die Stirn, dann steht er auf und legt seine Waffe auf mich an.

»Waffe fallen lassen«, sagt er.

»Tobias«, beschwöre ich ihn, »du befindest dich in einer Simulation.«

»Lass die Waffe fallen«, wiederholt er, »oder ich schieße.«

Jeanine hat gesagt, er würde mich nicht kennen. Sie hat auch gesagt, dass die Simulation Tobias' Freunde zu seinen Feinden machen würde. Wenn er muss, dann wird er auf mich schießen.

Ich lege die Pistole vor mich auf den Boden.

»Lass die Waffe fallen!«, schreit Tobias.

»Das habe ich.« Eine leise Stimme in meinem Kopf flüstert mir immer wieder zu, dass er mich nicht hören kann, dass er mich nicht sehen kann, dass er mich nicht kennt. Meine Augen brennen wie Feuer. Ich kann doch nicht einfach stehen bleiben und darauf warten, dass er mich erschießt.

Ich stürze auf ihn zu und packe ihn am Handgelenk. Ich spüre, wie sich seine Muskeln spannen, als er den Abzug drückt, und kann mich gerade noch rechtzeitig ducken. Die Kugel schlägt in der Wand hinter mir ein. Atemlos versetze ich ihm einen Tritt in die Rippen und drehe ihm den Arm auf den Rücken. Er lässt die Waffe fallen.

Im Kampf kann ich Tobias nicht besiegen, so viel steht fest. Aber es geht um die Computer – die muss ich zerstören. Ich bücke mich nach der Waffe. Noch ehe ich sie zu fassen kriege, packt er mich und schleudert mich zur Seite.

Für den Bruchteil einer Sekunde sehe ich seine dunklen, verwirrten Augen vor mir, dann versetzt er mir einen solchen Kinnhaken, dass mein Kopf zur Seite fliegt. Ich ducke mich weg und halte die Hände schützend vor mein Gesicht. Ich

darf nicht fallen; ich darf nicht fallen, sonst wird er nach mir treten, und das ist schlimmer, viel schlimmer.

Ich schubse mit dem Fuß die Waffe weg, damit er sie nicht in die Hände bekommt, und dann versuche ich, den pochenden Schmerz in meinem Kinn zu ignorieren, und trete ihm in den Bauch.

Er bekommt meinen Fuß zu fassen und holt mich von den Beinen. Ich falle auf meine Schulter; der Schmerz ist so unerträglich, dass mir fast schwarz vor Augen wird. Er holt mit dem Fuß aus, um mich zu treten, aber ich rolle mich auf die Knie und strecke den Arm nach der Waffe aus. Ich weiß gar nicht, was ich mit ihr anfangen soll. Ich kann nicht auf ihn schießen, ich kann nicht, ich kann nicht. Denn irgendwo in ihm ist noch der alte Tobias.

Er zerrt mich an den Haaren zur Seite. Ich greife hinter mich und bekomme sein Handgelenk zu fassen, aber er ist zu stark, ich knalle mit der Stirn gegen die Wand.

Irgendwo ist noch der alte Tobias.

»Tobias«, flehe ich ihn an.

Hat sich sein Griff gelockert? Ich rolle herum und versetze ihm aus dem Liegen heraus einen Tritt, meine Ferse trifft sein Bein. Sobald mein Haar seinem Griff entgleitet, rutsche ich zur Seite, schnappe mir die Waffe und umklammere mit den Fingerspitzen das kalte Metall. Ich drehe mich auf den Rücken und richte die Mündung auf ihn.

»Tobias«, sage ich. »Ich weiß, irgendwo in dir steckt noch der alte Tobias.«

Aber wenn es so wäre, dann würde er jetzt nicht auf mich zukommen, um mich umzubringen.

Mein Kopf dröhnt. Ich stehe auf.

»Tobias, bitte.« Ich bettle. Ich weine. Mein Gesicht ist schon ganz heiß von den Tränen. »Bitte. Schau mich an.« Er kommt auf mich zu, seine Bewegungen sind bedrohlich, schnell, kraftvoll. Meine Hand mit der Waffe zittert. »Schau mich an, Tobias, bitte!«

Selbst wenn er so finster schaut wie jetzt, ist sein Blick nachdenklich. Und wenn er jetzt lächeln würde, dann würde er die Lippen verziehen, wie so oft.

Ich bringe es nicht fertig, ihn zu töten. Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe, ich weiß nicht, ob dies der Grund dafür ist. Aber ich weiß, was er an meiner Stelle tun würde. Ich weiß, dass nichts seinen Tod wert ist.

Das hier habe ich schon einmal getan – in meiner Angstlandschaft. Mit der Waffe in der Hand stand ich da, und jemand befahl mir, die Menschen zu erschießen, die ich liebte. Damals habe ich mich dafür entschieden, lieber selbst zu sterben, aber ich habe keine Ahnung, inwiefern mir das jetzt nützen könnte. Und dennoch weiß ich es. Ich weiß genau, was ich tun muss.

Mein Vater sagt – pflegte zu sagen –, dass es große Kräfte freisetzt, wenn man sich selbst opfert.

Ich drehe die Waffe und drücke sie Tobias in die Hand.

Er hält mir den Lauf an die Stirn. Ich habe aufgehört zu weinen, die Luft streicht kalt über meine Wangen. Ich strecke die Hand aus und lege sie auf seine Brust, damit ich seinen Herzschlag spüre. Wenigstens sein Herz schlägt noch so wie früher.

Er spannt den Abzug. Vielleicht macht es mir ja nichts aus, wenn er mich erschießt, so wie in meiner Angstlandschaft, wie in meinen Träumen. Vielleicht gibt es nur einen lauten Knall, dann gehen die Lichter aus und ich finde mich in einer anderen Welt wieder. Ich stehe still und warte ab.

Kann ich Vergebung erhoffen für das, was ich alles getan habe?

Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht.

Bitte.

39. Kapitel

Der Schuss kommt nicht. Tobias starrt mich mit dem gleichen wilden Blick an wie zuvor, aber er rührt sich nicht. Warum erschießt er mich nicht? Ich spüre, wie sein Herz an meiner Hand pocht, und mein eigenes Herz macht einen Satz. Er ist ein Unbestimmter. Er kann gegen die Simulation ankämpfen. Gegen jede Simulation.

»Tobias«, sage ich. »Ich bin es.«

Ich wage einen Schritt auf ihn zu und umarme ihn. Sein ganzer Körper ist verkrampft. Sein Herz schlägt schneller. Ich spüre es an meiner Wange. Es pocht. Und dann höre ich ein Scheppern – das der Waffe, die auf den Boden fällt. Er packt mich an der Schulter, viel zu fest, seine Finger graben sich in meine Haut, dort, wo die Kugel gesteckt hat. Ich schreie auf, als er mich an sich zieht. Vielleicht will er mich auf noch grausamere Art und Weise töten.

»Tris ...«

Als er den Mund auf meinen presst, ist er wieder ganz er selbst. Er schlingt seine Arme um mich, hebt mich hoch, drückt mich fest an sich, streichelt meinen Rücken. Sein Gesicht und sein Nacken sind schweißnass und er zittert am ganzen Leib. Meine Schulter brennt höllisch, aber es ist mir gleich, es ist mir gleich, es ist mir gleich.

Er lässt mich los und schaut mich an. Mit den Fingern liebkost er meine Stirn, die Augenbrauen, die Wangen, die Lippen.

Ein Laut entfährt ihm, es ist ein Schluchzen, Seufzen, Stöhnen, alles in einem. Und dann küsst er mich erneut. Seine Augen sind voller Tränen. Ich hätte nie gedacht, dass ich Tobias einmal weinen sehen würde. Das tut mir weh.

Ich drücke mich an seine Brust und weine auch. Das Dröhnen in meinem Kopf ist wieder da und ebenso der Schmerz in meiner Schulter, ich fühle mich bleischwer. Ich lehne mich an ihn und er hält mich fest.

»Wie hast du das gemacht?«, frage ich ihn.

»Ich weiß es nicht«, sagt er. »Ich habe nur deine Stimme gehört.«

Nach ein paar Sekunden fällt mir wieder ein, weshalb ich hierhergekommen bin. Ich reiße mich von ihm los und wische mir mit dem Handrücken die Wangen trocken. Dann schaue ich auf die Monitore. Einer von ihnen zeigt den Trinkbrunnen. Jetzt weiß ich, weshalb Tobias damals, als ich ihm so deutlich zu verstehen gab, was ich von den Ferox halte, ständig auf eine bestimmte Stelle an der Wand geschaut hat.

Tobias und ich bleiben eine Weile stehen, ich glaube, ich weiß, was er denkt, denn ich denke das Gleiche: Wie kann man mit etwas so Kleinem wie einem Computer so viele Menschen kontrollieren?

»Habe *ich* die Simulation gesteuert?«, fragt er.

»Vielleicht hast du sie gesteuert, vielleicht hast du sie auch nur überwacht«, sage ich. »Einmal in Gang gesetzt, läuft sie vermutlich von alleine ab. Keine Ahnung, wie Jeanine das bewerkstelligt hat.«

Er schüttelt den Kopf. »Das ist ... unglaublich. Entsetzlich und heimtückisch ... aber auch unglaublich.«

Auf einem der Monitore sehe ich eine Bewegung. Das Bild zeigt meinen Bruder, Marcus und Peter im Erdgeschoss, sie sind umringt von Ferox, alle schwarz gekleidet, alle bewaffnet.

»Tobias«, sage ich knapp. »Schnell!«

Er läuft zu dem Bildschirm und tippt auf die Tasten. Ich kann nicht sehen, was er macht. Ich sehe nur meinen Bruder. Er hat die Waffe, die ich ihm gegeben habe; er hält sie vor sich, als wolle er damit schießen. Ich beiße mir auf die Lippen. *Schieß nicht!* Tobias drückt noch ein paarmal auf den Bildschirm und tippt irgendwelche Buchstabenfolgen ein. *Schieß nicht!*

Ein heller Blitz ist zu sehen, er kommt aus dem Lauf einer Waffe. Ich halte den Atem an. Alle drei, mein Bruder, Marcus und Peter, liegen auf dem Boden und halten sich die Arme schützend über den Kopf. Sie bewegen sich, also leben sie

noch. Die Soldaten umringen sie, mein Bruder ist ein grauer Fleck inmitten von Schwarz.

»Tobias«, sage ich drängend.

Er drückt ein weiteres Mal auf die Tasten und im Erdgeschoss erstarrt alles.

Nach ein paar Sekunden beginnen sich die Ferox zu bewegen. Sie drehen den Kopf von rechts nach links, dann lassen sie ihre Waffen fallen. Ihre Münders bewegen sich, sie scheinen zu schreien, sie schubsen sich gegenseitig, einige von ihnen fallen auf die Knie, nehmen den Kopf zwischen die Hände und schaukeln vor und zurück, vor und zurück.

Der Druck auf meiner Brust weicht und die Anspannung fällt von mir ab. Mit einem Seufzer sinke ich auf den Stuhl.

Tobias bückt sich neben den Computer und montiert die Seitenwand ab.

»Ich muss an die Daten ran oder die Simulation startet von Neuem.«

Auf den Bildschirmen beobachte ich die Hektik, die überall ausbricht. Wie es wohl draußen auf den Straßen aussieht? Ich lasse den Blick über die Monitore schweifen, auf der Suche nach dem, der das Viertel der Altruans zeigt. Ganz unten in der Ecke ist er; dort sind Ferox zu sehen, die aufeinander schießen, die miteinander ringen, die laut schreien – es ist das reine Chaos. Schwarz gekleidete Männer und Frauen stürzen zu Boden, andere rennen in alle Richtungen davon.

»Ich hab's.« Tobias hält die Festplatte des Computers in die Höhe. Es ist ein kleines Metallkästchen, so groß wie eine Handfläche. Er gibt es mir und ich stecke es in meine hintere Hosentasche.

»Wir müssen weg.« Ich deute auf den rechten Bildschirm und stehe auf.

»Ja, das müssen wir.« Er legt mir den Arm um die Schulter. »Komm.«

Zusammen verlassen wir den Raum. Draußen muss ich sofort wieder an meinen Vater denken. Ich will es nicht, aber ich schaue trotzdem zu der Stelle, wo er liegt.

Er liegt nicht weit weg vom Fahrstuhl auf dem Boden. Mir entfährt ein Entsetzensschrei, ich kann ihn einfach nicht unterdrücken. Ich drehe mich weg,

ich schmecke Galle, und dann kotze ich an die Wand.

Etwas in mir geht in die Brüche. Ich kauere mich neben die Leichen und atme durch den Mund, damit ich das Blut nicht rieche. Ich presse die Hand auf die Lippen, damit ich nicht schluchze. Noch fünf Sekunden. Fünf Sekunden Schwäche, dann stehe ich auf. Eins. Zwei. Drei. Vier.

Fünf.

Ich nehme kaum wahr, was um mich herum vor sich geht. Da ist ein Fahrstuhl, ein Raum mit gläsernen Wänden, ein kalter Luftzug, schreiende, schwarz gekleidete Ferox. Ich schaue mich nach Caleb um, aber ich finde ihn nirgends, erst als wir hinaus ins Sonnenlicht treten, sehe ich ihn.

Er läuft auf mich zu und ich taumle ihm entgegen. Er drückt mich fest an sich.

»Dad?«, fragt er.

Ich schüttele den Kopf.

»Er ...«, presst er hervor, »er hätte es nicht anders gewollt.«

Über Calebs Schulter hinweg sehe ich Tobias. Er hält abrupt inne, als er Marcus bemerkt. Wir waren so damit beschäftigt, die Simulation zu zerstören, dass ich ganz vergessen habe, ihn zu warnen. Marcus geht auf Tobias zu und nimmt ihn in die Arme. Tobias wird stocksteif. Statt die Begrüßung zu erwidern, lässt er die Arme schlaff herabhängen. Seine Miene ist ausdruckslos, aber ich sehe, wie sein Adamsapfel auf und ab hüpfet und wie sein Blick starr geradeaus geht.

»Sohn«, seufzt Marcus.

Tobias zuckt bei dem Wort zusammen.

»Hey!« Ich mache mich von Caleb los. Ich weiß noch genau, wie weh der Gürtelhieb getan hat. Entschlossen stelle ich mich zwischen die beiden und schubse Marcus zurück. »Hey. Lass ihn in Ruhe.«

Ich fühle Tobias' Atem in meinem Nacken, er geht heftig und stoßweise.

»Halte dich von ihm fern«, zische ich.

»Beatrice, was tust du da?«, fragt Caleb.

»Tris«, sagt Tobias.

Marcus wirft mir einen empörten Blick zu, der unecht wirkt – seine Augen sind zu weit aufgerissen, sein Mund steht zu weit offen. Wenn ich wüsste, wie ich ihm diesen Blick aus dem Gesicht prügeln könnte, ich würde es tun.

»Nicht alles in den Berichten der Ken war gelogen«, sage ich scharf.

»Wovon redest du?«, fragt Marcus ruhig. »Ich weiß nicht, was man dir erzählt hat, Beatrice, aber ...«

»Ich habe dich nur deshalb noch nicht erschossen, weil *er* derjenige ist, dem es zusteht«, unterbreche ich ihn. »Halte dich von ihm fern, oder ich überlege es mir anders.«

Tobias hält meine Arme fest und drückt sie. Sekundenlang hält Marcus meinem Blick stand, und ich kann mir nicht helfen, für mich sind seine Augen schwarze Höhlen, so wie in Tobias' Angstlandschaft. Dann blickt er weg.

»Wir müssen gehen ...« Tobias' Stimme ist unsicher. »Der Zug wird jeden Augenblick kommen.«

Wir laufen über ausgedorrten Boden bis zu den Eisenbahnschienen. Tobias hat die Zähne zusammengebissen und blickt starr vor sich hin. Ich spüre einen Anflug von Reue. Vielleicht hätte ich es ihm überlassen sollen, wie er mit seinem Vater umgeht.

»Tut mir leid«, murmle ich leise.

»Es gibt nichts, was dir leidtun müsste«, antwortet er und nimmt meine Hand. Seine Finger zittern noch.

»Wenn wir den Zug in die entgegengesetzte Richtung nehmen, aus der Stadt hinaus und nicht hinein, dann kommen wir zum Hauptquartier der Amite«, schlage ich vor. »Dorthin sind auch die anderen unterwegs.«

»Und was ist mit den Candor?«, fragt mein Bruder. »Was, glaubt ihr, werden sie tun?«

Ich kann nicht abschätzen, wie die Candor auf diesen Angriff reagieren werden. Sie werden nicht mit den Ken gemeinsame Sache machen – sie würden niemals

etwas so Hinterlistiges tun. Aber gegen die Ken kämpfen werden sie wohl auch nicht.

Wir warten neben den Gleisen auf den Zug. Nach ein paar Minuten nimmt Tobias mich hoch, weil ich meine Füße nicht mehr spüre. Ich lehne den Kopf an seine Schulter und atme den Geruch seiner Haut ein. Seit er mich in der Grube vor meinen Angreifern gerettet hat, verbinde ich seinen Geruch mit Sicherheit; solange ich ihn rieche, so lange fühle ich mich sicher.

Aber in Wahrheit werde ich mich nicht sicher fühlen, solange Peter und Marcus bei uns sind. Ich versuche, sie nicht zu beachten, aber ich spüre ihre Anwesenheit, so wie ich ein Tuch über meinem Kopf spüren würde. Das Grausame an meiner Lage ist, dass ich mit Menschen unterwegs bin, die ich hasse, während ich die Menschen, die ich liebe, tot zurücklassen muss.

Tot, oder wach und als Mörder. Wo Christina und Tori jetzt wohl sind? Streifen sie durch die Straßen, niedergedrückt von Schuldgefühlen? Oder richten sie ihre Waffen auf die, die sie dazu gezwungen haben? Sind sie am Ende sogar tot? Ich wüsste es gerne.

Gleichzeitig hoffe ich, dass ich es nie erfahre. Wenn Christina noch lebt, dann wird sie Wills Leiche finden. Und wenn sie mich wiedersieht, wird ihr von den Candor geschultes Auge sofort erkennen, dass ich es war, die ihn getötet hat. Ich weiß es und die Schuld schnürt mir die Luft ab. Wenn ich nicht daran ersticken will, dann muss ich mich zwingen, zu vergessen.

Der Zug kommt, und Tobias lässt mich wieder los, damit ich aufspringen kann. Ich laufe ein paar Schritte neben dem Wagen her, dann werfe ich mich hinein. Ich lande auf meinem linken Arm, ziehe mich ganz in den Waggon und setze mich an die Wand. Caleb sitzt mir gegenüber, Tobias neben mir. Zusammen schirmen sie mich vor Marcus und Peter ab. Vor meinen Feinden. Vor Tobias' Feinden.

Der Zug fährt eine Kehre und ich sehe die Stadt hinter uns verschwinden. Sie wird immer kleiner und kleiner, bis irgendwann die Gleise enden und die

Wälder und Felder vor uns liegen, die ich schon seit meiner Kindheit nicht mehr gesehen und damals nicht zu schätzen gewusst habe. Die Freundlichkeit der Amite wird uns eine Zeit lang trösten, obwohl wir nicht für immer bei ihnen bleiben können. Bald werden die Ken und die gewissenlosen Anführer der Ferox nach uns suchen und dann müssen wir weiterziehen.

Tobias drückt mich an sich. Wir winkeln die Knie an und schmiegen die Köpfe aneinander, sodass wir einen Raum ganz für uns alleine haben und die, die uns stören, außen vor lassen. Wir atmen dieselbe Luft ein und dieselbe Luft aus.

»Meine Eltern sind heute gestorben«, sage ich.

Obwohl ich es laut ausspreche und genau weiß, dass es so ist, kommt es mir ganz unwirklich vor.

»Sie sind für *mich* gestorben«, sage ich, denn das ist sehr wichtig.

Er nickt. »Weil sie dich geliebt haben. Es gibt keinen größeren Beweis für ihre Liebe.«

Ich nicke und mit den Augen folge ich den Linien seines Kinns.

»Du wärest heute auch um ein Haar gestorben«, sagt er. »Ich hätte dich fast getötet. Warum hast du nicht auf mich geschossen, Tris?«

»Das konnte ich nicht. Das wäre so gewesen, als hätte ich mich selbst erschossen.«

Seine Augen sind dunkel vor Schmerz, aber dann beugt er sich zu mir. Seine Lippen berühren meine, als er spricht.

»Ich muss dir etwas sagen«, beginnt er.

Ich fahre mit den Fingerspitzen über die Linien seiner Hand und warte darauf, dass er weiterredet.

»Ich bin vielleicht in dich verliebt.« Ein Lächeln huscht über sein Gesicht. »Aber ich sage es dir erst, wenn ich ganz sicher bin.«

»Das ist sehr rücksichtsvoll von dir«, sage ich schmunzelnd. »Wir sollten uns sofort Stift und Papier suchen, damit du eine Liste oder eine Übersicht oder

sonst etwas machen kannst.«

Ich spüre sein Lachen an meiner Wange, seine Nase, die meine Wange streift, und seine Lippen, als er mich hinter dem Ohr küsst.

»Vielleicht weiß ich es ja schon längst und möchte dir nur keine Angst einjagen.«

Ich muss lachen. »Du solltest mich inzwischen besser kennen.«

»Also gut«, sagt er. »Ich liebe dich.«

Ich küsse ihn, während der Zug in eine unsichere, unbekannte Zukunft fährt. Ich küsse ihn, solange ich will und länger als ich sollte, denn mein Bruder sitzt nur ein paar Schritte von mir entfernt.

Ich greife in die Tasche und hole die Festplatte mit den Daten der Simulation heraus. Ich drehe sie in meinen Händen hin und her, das Sonnenlicht spiegelt sich auf ihrer Oberfläche. Marcus' Augen hängen begierig an dem Stück.

Noch sind wir nicht sicher, denke ich. Noch nicht.

Ich drücke die Festplatte an meine Brust, lehne den Kopf an Tobias' Schulter und versuche zu schlafen.

Die Altruan und die Ferox gibt es nicht mehr, ihre Mitglieder sind in alle Winde zerstreut. Wir leben jetzt wie die Fraktionslosen. Ich weiß nicht, wie das Leben ohne eine Fraktion sein wird – ich komme mir verloren vor, wie ein Blatt, das vom Baum fällt und keinen Halt mehr hat. Wir sind verlorene Seelen. Ich habe kein Zuhause, kein Ziel, nur Ungewissheit. Ich bin nicht mehr Beatrice, die selbstlose Altruan, und auch nicht Tris, die furchtlose Ferox.

Ich glaube, ich muss jetzt mehr sein als beide zusammen.

Danksagung

Vielen Dank, Gott, für deinen Sohn und für den reichen Segen, den du mir gewährt hast.

Herzlichen Dank an:

Joanna Stampfel-Volpe, meine unerbittliche Agentin, die mehr arbeitet als irgendwer sonst – deine Freundlichkeit und deine Großzügigkeit versetzen mich immer wieder in Erstaunen. Molly O'Neill, auch bekannt als »Editor of Wonder« – ich weiß nicht, wie du gleichzeitig so ein scharfes, unbestechliches Auge und so ein großes Herz haben kannst, aber das hast du. Zwei Menschen wie dich und Joanna an meiner Seite zu wissen, ist für mich ein großes Glück.

Katherine Tegen, die ein großartiges Imprint verantwortet, und Barb Fitzsimmons, Amy Ryan und Joel Tippie, die ein wunderschönes und beeindruckendes Cover entworfen haben.

Jean McGinley, Alpha Wong und alle vom Subrights-Team, die es ermöglicht haben, dass mein Buch in mehr Sprachen zu lesen ist, als ich je beherrschen werde. Danke auch an all die wunderbaren ausländischen Verleger, die meinem Buch eine neue Heimat geschaffen haben.

Den klugen Leuten vom Vertrieb, die so viel für mein Buch getan haben und die, wie ich hörte, Four genauso sehr lieben wie ich. Alle von Harper Collins, die mein Buch unterstützt haben – es braucht ein ganzes Dorf, ein Kind groß werden zu lassen, und ich bin froh, dass ich in eurem Dorf leben darf.

Nancy Coffey, die legendäre literarische Agentin, die an mein Buch geglaubt und mich herzlich aufgenommen hat. Pouya Shahbazian, das Filmrechte-Genie, nicht zuletzt auch dafür, dass er meine Zuschauerbegeisterung für Top Chef befördert.

Shauna Seliy, Brian Bouldrey und Averill Curdy, meine klugen Professoren, die mich das Schreiben gelehrt haben, Jennifer Wood, meine Autorenkollegin, für

ihr ausgezeichnetes Brainstorming; Sumayyah Daud, Veronique Pettingill, Kathy Bradey, Debra Driza, Lara Erlich und Abigail Schmidt, meine Beta-Leser, für ihre Anmerkungen und ihre Begeisterung. Nelson Fitch, der Fotos von mir gemacht und mich auch sonst unterstützt hat.

Meine Freunde, die zu mir halten, auch wenn ich mürrisch und einzelgängerisch bin. Mike, der mir so viel über das Leben beigebracht hat. Ingrid und Karl, meine Geschwister, für ihre unerschütterliche Liebe und Begeisterung; und Frank, der mir in vielen Gesprächen Halt gegeben hat – deine Unterstützung bedeutet mir mehr, als du ahnst. Und Barbara, meine Mutter, die mich von Anfang an zum Schreiben ermuntert hat, sogar als noch keiner von uns wissen konnte, was einmal daraus werden würde.



Haben Sie Lust gleich weiterzulesen? Dann lassen Sie sich von unseren Lesetipps inspirieren.

Veronica Roth

Die Bestimmung - Tödliche Wahrheit



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

In einer ungewissen Zukunft, in der die Fraktionen zerfallen, gibt es keine Sicherheiten mehr. Außer der einen: Wo auch immer ich

hingeh – ich gehe dorthin, weil ich es will...

Drei Tage ist es her, seit die Ken mithilfe der ferngesteuerten Ferox-Soldaten unzählige Altruan umgebracht haben. Drei Tage, seit Tris' Eltern starben. Drei Tage, seit sie selbst ihren Freund Will erschossen hat – und aus Scham und Entsetzen darüber schweigt. Mit den überlebenden Altruan haben Tris und Tobias sich zu den Amite geflüchtet – doch dort sind sie nicht sicher, denn der Krieg zwischen den Fraktionen hat gerade erst begonnen. Wieder einmal muss Tris entscheiden, wo sie hingehört – selbst wenn es bedeutet, sich gegen die zu stellen, die sie am meisten liebt. Und wieder einmal kann es nur Tris in ihrer Rolle als Unbestimmte gelingen, die Katastrophe abzuwenden...

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

Veronica Roth

Die Bestimmung - Letzte Entscheidung



KOSTENLOS REINLESEN



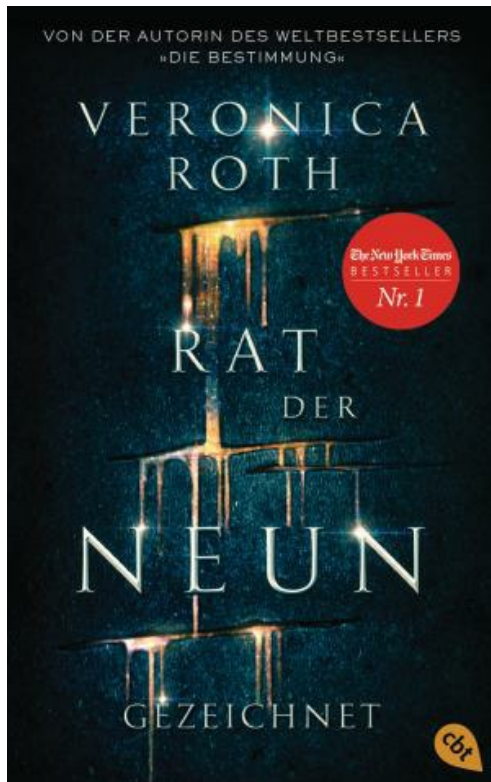
[Kostenlos reinlesen](#)

Die Fraktionen haben sich aufgelöst und Tris und Four erfahren, dass ihr ganzes Leben eine Lüge ist: Es gibt eine Welt außerhalb ihrer Stadt, außerhalb des Zauns. Für Tris und Four steht fest, dass sie diese neue Welt erkunden wollen. Gemeinsam. Doch sie müssen erkennen, dass die Lüge hinter dem Zaun größer ist, als alles, was sie sich vorstellen konnten, und die Wahrheit stellt ihr Leben völlig auf den Kopf. Als Tris dann auch noch die letzte Entscheidung treffen muss, kommt alles ganz anders als gedacht ... Der atemberaubende Abschluss der Trilogie.

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

Veronica Roth

Rat der Neun - Gezeichnet



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Cyra, die Schwester des brutalen Tyrannen Ryzek, verfügt über eine besondere Gabe: Sie kann Menschen durch bloße Berührung Schmerz zufügen und sie gar töten – was ihr Bruder gezielt gegen seine Feinde einsetzt. Doch gleichzeitig muss Cyra selbst all diese Schmerzen spüren und zerbricht fast daran. Als Ryzek feststellt, dass sein neuer Gefangener Akos die Gabe hat, Cyras Schmerzen zu blockieren, stellt er ihr Akos zur Seite – um seine Waffe nicht zu verlieren.

Akos setzt alles daran, sich und seine Familie aus Ryzeks Macht zu befreien. Er hat nicht damit gerechnet, in Cyra eine Verbündete zu finden. Gemeinsam sind sie entschlossen, gegen Ryzek kämpfen, doch er hat beide in der Hand und seine Macht reicht weiter, als sie denken ...

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

[Datenschutzhinweis](#)

Buchentdecker Service NUTZEN & **GEWINNEN!**

Bestellen Sie unseren Newsletter und erhalten
Sie exklusive Informationen über:

- **Neuerscheinungen, Bestseller & Lesetipps**
- **attraktive Gewinnspiele & Aktionen**
- **tolle Preisaktionen & Schnäppchen**

**UNTER ALLEN NEWSLETTER-NEUANMELDUNGEN
VERLOSEN WIR MONATLICH LESESTOFF!**

Jetzt anmelden

[Jetzt anmelden](#)

[DATENSCHUTZHINWEIS](#)